

Taunus-Anzeiger

1863

100 Jahre

1963

Ämtliches Verkündigungsblatt für den Obertaunuskreis · Ämtsblatt der Stadt Oberursel · Oberurseler Zeitung · Oberurseler Bürgerfreund · Bad Homburger Fenster · Kronberger Anzeiger · Heimatzeitung für Bierstadt, Weißkirchen, Kalbach, Steinbach, Oberhöchstädt, Oberstedten und den Hochtaunus · Begr. 1863



Jubiläums-Ausgabe

100 Jahre Taunus-Anzeiger

21. September 1963

Freiheit und Verantwortung

100 Jahre sind für eine Zeitung, die von jeher ihre Aufgaben im Bereich der Heimat sah, die mit den Menschen und in der heimatlichen Landschaft wuchs und sich entfaltete, die sich tagtäglich vor neue Aufgaben gestellt sah und sie im Sinn der Gemeinschaft zu lösen suchte, eine lange Zeitspanne. Ein ganzes Jahrhundert ist am Taunus-Anzeiger vorübergezogen. Viele seiner Leser sind mit ihm durch die Jahrzehnte gewandert, viele sind es, deren Eltern und Großeltern bereits mit der Heimatzeitung verwachsen waren. Ihnen, den treuen Lesern, gilt heute unser Dank.

Harte und schwere, aber auch schöne und hoffnungsfreudige Jahrzehnte hat der Taunus-Anzeiger durchlebt. Eine unübersehbare bunte Fülle von Ereignissen der großen Welt, des Vaterlandes und der Heimat hat er getreulich wiedergespiegelt. Hat er sie nur wiedergespiegelt? Wie wenig hätte er getan, wäre er nur ein leeres Echo der Zeit gewesen! Er unterrichtete und belehrte, er warb und mahnte, er riet und beschwor, er förderte das Gute und Zukunftsfrohe, er hemmte das Schlechte und Gemeine. Er tat alles, was eine Zeitung als treuer Freund des Lesers tun soll.

Vom ersten Tage seines Bestehens an hat er sich für die Heimatstadt, deren Wappen er trägt, mit ganzer Hingabe eingesetzt. Wie vieles, was heute längst Erfüllung und Wirklichkeit geworden ist, wurde in seinen Spalten zuerst angeregt. Wie oft trat er kämpfend in die Schranken, wenn es galt, sich für eine gute Sache einzusetzen. Mahnend erhob er schon in den ersten Jahren seines Bestehens die Stimme gegen den unseligen Bruderkwitz 1866, immer waren es die Heimat und ihre Bewohner, deren Leiden und Freuden er mitrug und deren Hoffnungen er zu einem winzigen Teil mit zu erfüllen suchte.

So steht der Taunus-Anzeiger heute vor uns. Hundert Jahre ist er alt, gereift in der Tradition seines Einsatzes für diese immer gleich gebliebenen Aufgaben und jung geblieben in der Liebe zu seiner Arbeit und zu seinen Idealen. Gibt es überhaupt ein Alter für eine Zeitung? Wohl in der Aneinanderreihung von Jahren, doch nicht in ihrem Wesen. Eine Zeitung bleibt ewig jung, solange sie ihren Idealen treu und auf dem geraden Wege bleibt, der zu ihnen hinführt. Denn eine Zeitung lebt nicht nur in der Zeit, sondern auch die Zeit in ihr. Und darin liegt die tiefe Wurzel ihrer ewigen Jugend.

Als der Taunus-Anzeiger, der im April 1943 von der Diktatur des Unrechtsstaates verboten wurde, im September 1948 nach über fünfjähriger Pause wieder erschien, schrieb er unter der Überschrift „Wieder Heimatzeitung“ die nachstehenden Sätze, die auch heute und immer für ihn Geltung haben:

„Freiheit verpflichtet. Unser Blatt ist sich dessen bewußt. Es wird sich der Wahrheit verpflichtet fühlen und der Sachlichkeit. Es wird nicht in die Niederungen des parteipolitischen Meinungsstreites hinabsteigen und sich die Einseitigkeit eines solchen Standpunktes nicht aufdrängen lassen. Es wird jedes Problem an der Grundfrage prüfen, ob es wenigen oder uns allen nützt. In dieser Tradition ist unser Blatt großgeworden. Es wird sie auch in Zukunft nicht verleugnen.“



St. Ursula, die Schutzpatronin der Stadt.

Holzschnitt von Karl Mahr

1200 Jahre Oberursel

Die Geschichte der Stadt von den Kelten und Römern bis in die Gegenwart

Oberursel, die zweitgrößte und wohl die älteste Stadt des Obertaunuskreises, nennt sich mit Recht das „Tor zum Taunus“. Wer den für diese Bezeichnung symbolischen Torbogen des alten Oberurseler Rathauses durchschreitet und dann durch die engen, aufwärtssteigenden Gassen der Altstadt weiter dem Gebirge zu wandert, dem erschließen sich von hier aus die höchsten Berge des Taunus, der Altkönig, an dessen Fuß sich Oberursel anschmiegt, und der Feldberg, die höchste Erhebung des heimatischen Mittelgebirges.

Wer Oberursel kennenlernen will, muß einmal von der Höhe des Stadtturmes aus, des Turmes der St.-Ursula-Pfarrkirche, in den Spätnachmittagsstunden den Blick schweifen lassen, von den in der Tiefe die Kirche umgebenden Altstadthäuschen mit ihrer lebhaften Ziegeldeckung hinüber zum satten Grün des Altkönigs, zu dem langsam im Violett verschimmenden Höhenkamm des Feldberges und des Herzberges, muß die weiche Abendstimmung der weithin sich breiten Mainebene mit den im Hintergrund verblühenden Höhenzügen des Odenwaldes und der Bergstraße eingefangen haben. Oder er muß durch den Schatten der Edelkastanienhaine, die Hans Thoma so manche Anregung zu seinem Schaffen gegeben haben, zur Heide gewandert sein und dort fröhliches Spiel auf weitem Rund erlebt oder die behagliche Ruhe auf sonnenbestrahltem Erikateppich genossen haben. Er muß durch den Maasgrund und den rauschenden Hochwald zur Hohemark gewandert und noch weiter durch das romantische Heidetränktal hinauf zum trotzigen Altkönig gestiegen sein und angesichts der grauen keltischen Steinwälle den Zauber sagenhafter Vorzeit im Blut gespürt haben. Hier erschließt sich ihm der ganze Zauber der malerisch gelegenen Kleinstadt, deren Bild bestimmt wird von Tradition und Bürgersinn.

Oberursel dürfte wohl zu den ältesten Ansiedelungen des Taunusgebietes zu rechnen sein. Man darf annehmen, daß die Gründung in keltische Zeit fällt. Das keltische Wort „orsol“, das später durch die Römer in „solius“ übersetzt wurde, wonach die Ansiedlung Solicinum genannt wurde, gibt eine gewisse Berechtigung zu dieser Vermutung.

Urkundlich wird Oberursel zum ersten Mal als „Ursella“ im Jahre 791 genannt, als eine Schenkung eines Urselers namens Suieger an das Kloster Lorsch erfolgte. Von dieser Zeit an tritt Oberursel häufig in den Urkunden des Mittelalters hervor.

Der Entwicklungsgang der Stadt war im Laufe der Jahrhunderte gar mancherlei Schwankungen unterworfen. Friedensjahre brachten sie zu hoher Blüte, Kriegsjahre, von denen die Stadt zur Genüge erlebte, brachten sie wieder in Not und Elend. Die Oberurseler waren hauptsächlich als Handwerker tätig und auf vielen Gebieten im weiten Umkreis bekannt.

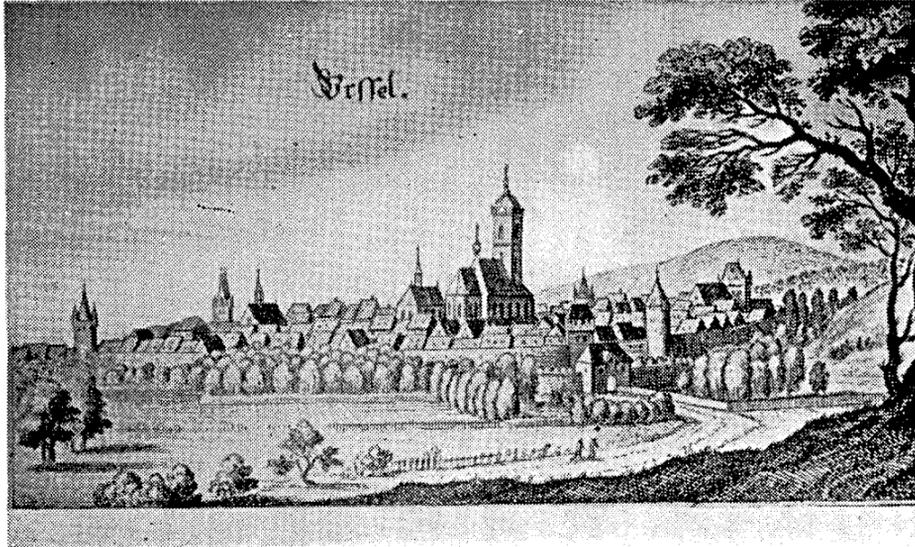
Im Jahre 1444 wurde durch Kaiser Friedrich III. auf Bitte des Edlen Eberhard von Eppstein, Herrn zu Königstein, die diesem gehörige „Mark Ursel“ zu einer Stadt erhoben und mit allen Rechten ausgestattet, die anderen Städten ebenfalls zustanden. Im Schutz Stadtmauer, die nun errichtet und später erweitert wurde, nahm nun das Gewerbe, das schon 1317 in rühmlicher Weise hervor gehoben wurde (wie die Erzeugnisse der Waffen- und Kupferschmiede, der Gerber und Wollweber) einen gewaltigen Aufschwung. Ein eifriger Förderer des Gewerbes war der Neffe des letzten Grafen Eberhard von Königstein, der Graf Ludwig von Stolberg-Königstein, der 1535 nach dem Ableben seines Oheims die Landesregierung übernahm. Der schmalkadische Krieg 1546 hatte freilich die Blüte des Gewerbes zerstört, und erst 1552, als die letzten Krieger aus dem Taunusgebiet verlassen hatten, konnte das Oberurseler Gewerbe an einen neuen Aufbau herangehen.

Zu den alten hier bestehenden Gewerbeunternehmen gesellte sich um das Jahr 1555 noch ein neues, eine Buchdruckerei, die durch ihre Erzeugnisse weit über die Grenzen des Landes bekannt wurde. Urseler Drucke aus dem 16. Jahrhundert waren in ganz Europa bekannt. Im Jahre 1623 ging die Druckerei aus unbekanntem Grund ein. Eine königsteiner Münzstätte, die um diese Zeit in Oberursel eingerichtet war, bestand bis 1581, als die Stadt kurmainzisch wurde.

Der Dreißigjährige Krieg, dessen Schwere die Stadt von Anfang bis zum Schluß in bitterster Weise erleben mußte, vernichtete allen Wohlstand. Zweimal wurde Oberursel in diesem Kriege völlig zerstört, erstmals 1622 durch den Herzog von Braunschweig, den „tollen Christian“, dann 1645 nach mühsamem Wiederaufbau durch die Franzosen, welche die Stadt gründlich niederbrannten. Der 1674 durch die Franzosen heraufbeschworene Krieg, der fast bis zum Ausgang des Jahrhunderts andauerte, zerstörte wieder alle Errungenschaften, die von der Stadt in den wenigen Jahrzehnten geschaffen worden waren. Die Absicht der Franzosen, über die Stadt dasselbe Schicksal zu verhängen wie 1645 endete jedoch mit einer schweren Niederlage für sie durch den tapferen Widerstand der Oberurseler Bürgerschaft. Eine neue Kriegszeit setzte 1742 für Oberursel ein, die erst 1763 ihr Ende

erreichte, dann wieder von 1792 bis 1801 sowie von 1806 bis 1813. Gänzlich verarmt und obendrein noch mit einer ganz beträchtlichen Schuldenlast trat Oberursel in eine diesmal verhältnismäßig lange Friedenszeit ein. Die Einwohnerzahl betrug 1813, also vor genau 150 Jahren, 1400 Seelen.

Nur langsam hat sich Oberursel von dem schweren Kriegsdruck erholen können. Die Not der Zeit ist noch heute aus den Häusern der Altstadt zu erkennen, die fast alle nach den schweren Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges und in der Armut dieser Zeiten entstanden sind. Erst mit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts können wir von einer wirklichen Belebung des Gewerbe- und Indu-



Das mittelalterliche Oberursel nach einem Stich von Merian

striewesens reden. Eine ganze Reihe neuer gewerblicher Anlagen entstand jetzt im Lauf der Jahre, die zahlreichen Arbeitskräften Verdienst verschafften und zum Aufschwung der Stadt in reichem Maße beitrugen.

Von weiterer Bedeutung für die Stadt wurde die 1860 erfolgte Eröffnung der Eisenbahnlinie Frankfurt—Bad Homburg. Sie war nicht allein von großem Vorteil für die Industrie, auch der Fremdenverkehr hob sich zusehends. Hier sind auch die ersten Ansätze zu finden, die Oberursel zu einer Sommerfrische, zu einem Luftkurort machten. Mit der Gründung einer Ortszeitung im Jahre 1863, dem „Bürgerfreund“, machte die Stadt einen weiteren Schritt in die neue Zeit.

Der Krieg 1866 brachte der Stadt wohl manche Unruhe und Sorgen, auch für eine Woche preußische Besatzung, ohne daß aber dadurch der Entwicklungsgang des städtischen Lebens einen Nachteil erlitten hätte. Oberursel wurde mit diesem Kriege preußisch. Der Krieg 1870/71 beeinträchtigte das Wirtschaftsleben der Stadt nur unwesentlich. Im Schulgebäude wurde vorübergehend ein Lazarett für verwundete Soldaten eingerichtet. Ueberreste aus der Stadt ist nichts festzustellen. In den nun folgenden 44 Friedensjahren hat sich Oberursel in jeder Beziehung blühend entwickelt. Die Einwohnerzahl, die 1863 (vor hundert Jahren) 3100 Seelen betrug, war im Jahre 1914 auf 7992 Seelen angewachsen, hatte sich also in fünfzig Jahren mehr als verdoppelt. Auch im äußeren Ansehen hatte sich die Stadt zu ihrem Vorteil verändert. Neue Straßen wurden angelegt, um den Stadtkern entstanden Villenviertel. Die Industrie nahm einen bedeutenden Aufschwung, der Fremdenzugriff wurde stärker. Neue Unternehmungen entstanden in größerer Anzahl. Von sonstigen Gründungen und Einrichtungen sollen hier noch genannt werden.

1877 Einweihung der neuen Volksschule (heute Volksschule Mitte), 1890 Bau der Wasserleitung, 1901 Vergrößerung der Wasserleitung nach Bommersheim, 1892 Gründung der Spar- und Darlehnskasse, 1898 Gründung des Bau- und Sparvereins, 1899 Gründung der Sanitätskolonne und im gleichen Jahr Eröffnung der Kleinbahn Oberursel-Hohemark, 1901 Eröffnung des neuen Personenbahnhofs, 1903 Einweihung der neu erbauten höheren Mädchenschule (im heutigen Rathaus. Das Lyzeum wurde mit der Oberrealschule vereinigt.) Eröffnung der Stadt- und Volksbibliothek (gegründet vom Bürgerverein, die später in den Besitz der Stadt überging), 1904 Eröffnung der Kuranstalt Hohemark, 1910 Elektrifizierung des Kleinbahnbetriebs Frankfurt—Oberursel—Hohemark und Einführung der elektrischen Beleuchtung in der Stadt, 1912 Inbetriebnahme des von der Stadt erbauten neuen Postgebäudes, 1913 Einweihung der neuen Oberrealschule und 1914 Einweihung der neuen evangelischen Kirche.

Der erste Weltkrieg hat die Entwicklung der Stadt weit zurückgeworfen. Wenn auch die deutschen Gauen vor der Zerstörung bewahrt worden sind, so haben doch die Stadt und ihre Einwohner Sorgen, Schmerzen und Entbehrungen in ergiebigem Maße zu tragen gehabt. 1918 hatte Oberursel große Massen von zurückflutenden deutschen Truppen zu beherbergen. Zum Heeresdienst wurden im Lauf der Kriegszeit weit über 1500 Mann einberu-

fen. Daß hiervon reichlich Blutopfer gebracht wurden, beweisen die 225 Namen auf dem 1930 eingeweihten Ehrenmal der Stadt. Auch die Nachkriegszeit hat Sorgen und Not gebracht. Vom 6. April bis 31. Mai 1920 war die Stadt von den Franzosen besetzt. Inflation, Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit und sonstige Beschwerden sind der Bürgerschaft nicht erspart geblieben.

Erst nach dem Inflationsjahr 1923 begann die Stadt sich langsam von den Schlägen des ersten Weltkrieges zu erholen. Ein großzügiges Wohnungsbauprogramm, das die Stadtverwaltung mit Hilfe bestehender und neu gegründeter Genossenschaften tatkräftig durchführte, beseitigte die empfindliche Wohnungs-

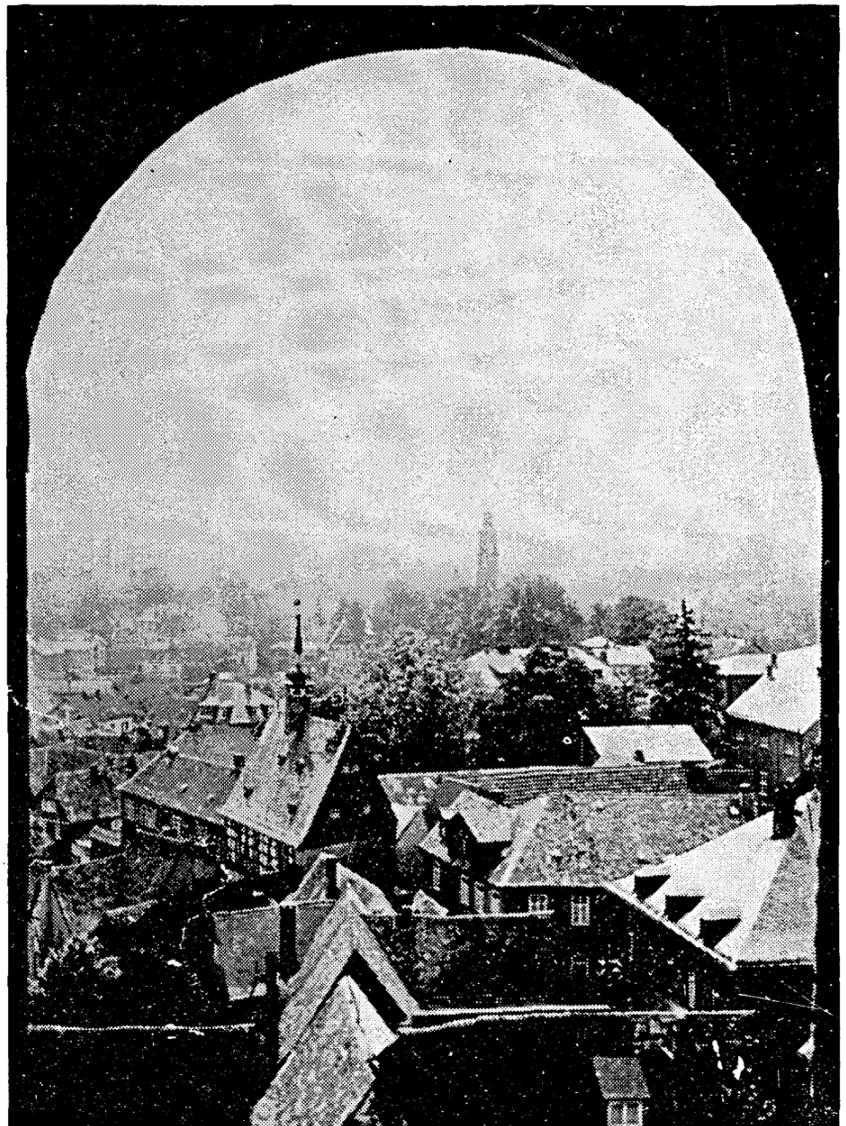


St. Ursula, die Patronin der Stadt

not war, zeigte sie sich äußerlich als Erfolg. Hohe Steuereinnahmen ermöglichten es der Stadtverwaltung, die bis dahin noch fehlende Kanalisation in wichtigen Teilen durchzuführen, den Friedhof zu erweitern und mit einer Trauerhalle auszustatten, die städtischen Anlagen zu modernisieren und neues Siedlungsgelände durch Anlage neuer Straßen zu erschließen. Nach der Neugründung eines Verkehrsvereins arbeiteten Stadtverwaltung und Bürgerschaft gemeinsam an der Verschönerung des Stadtbildes. Ihre Krönung erfuhr diese gemeinsame Arbeit durch den aus städtischen Mitteln und Spenden der Bürgerschaft finanzierten Bau eines prachtvollen neuen Schwimmbades, einer der schönsten Anlagen dieser Art in Deutschland, die am 5. Juli 1937 der Benutzung übergeben wurde. Am 1. Oktober des gleichen Jahres war die Bevölkerungszahl auf 11 150 Köpfe angewachsen.

Die Wirkungen und Folgen des zweiten Weltkrieges trafen Oberursel noch weit tiefgreifender und nachhaltiger als die des ersten. Nur dem Eingreifen besonnener Männer verdankt es die Stadt, die während der Kriegsjahre von nennenswerten Zerstörungen verschont geblieben war, daß ihr in den unseligen Tagen des letzten Krieges das Schicksal der Zerstörung erspart geblieben ist. Die Hinterlassenschaft des Unrechtssystems, schwere Blutopfer der Bevölkerung, Not auf allen Gebieten, Hunger und Wohnungsnot, Ueberfüllung durch Evakuierte, Zustrom von Flüchtlingen, die sich zunächst feindlich einstellende Besatzung, „Umerziehung“, Demontage der Motorenfabrik, Mangel an Brennstoffen und an den einfachsten Dingen des täglichen Lebens waren ein bitteres Erbe.

Nachdem sich die Bürgerschaft durch freie, geheime Wahlen neue demokratische Einrichtungen geschaffen hatte, gingen Bevölkerung und Stadtverwaltung von neuem gemeinsam an die Arbeit, den auf allen Gebieten gestörten Rhythmus des städtischen Lebens wieder in Gang zu bringen. Beinahe 500 Söhne der Stadt (nach amtlichen Feststellungen 494) sind im zweiten Weltkrieg gefallen, 244 von ihnen wurden als vermißt gemeldet, und niemand weiß, wo und auf welche Weise sie ihr Leben lassen mußten. Noch während der letzten



Ansicht vom Stadtturm aus



Echtes Heimatbewußtsein ist stetig und innig. Heimat bedeutet mehr als Selbsthaftigkeit an einem bestimmten Ort. Viele Faktoren wirken zusammen, um uns ein Land, eine Landschaft, eine Gemeinde als Heimat empfinden zu lassen. Heimat ist räumlich eng begrenzt und darum überschaubar. Wer die Heimat verläßt oder verliert, entfernt sich vom Grund seines Wesens.

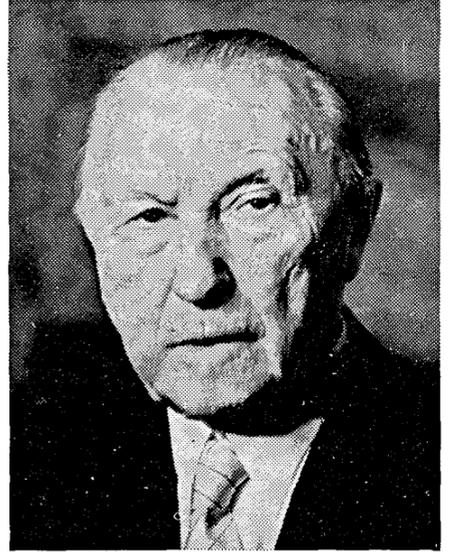
LÜBKE

Bundespräsident

Zum 100jährigen Bestehen sende ich dem Uerlag, der Redaktion und allen Lesern des „Taunus-Anzeigers“ meine besten Grüße, verbunden mit einer aufrichtigen Anerkennung für das traditionsreiche Wirken Ihres Blattes im Dienste der Allgemeinheit. Möge Ihrer publizistischen Arbeit auch in Zukunft reicher Erfolg beschieden sein.

gez. Dr. ADENAUER

Bundeskanzler

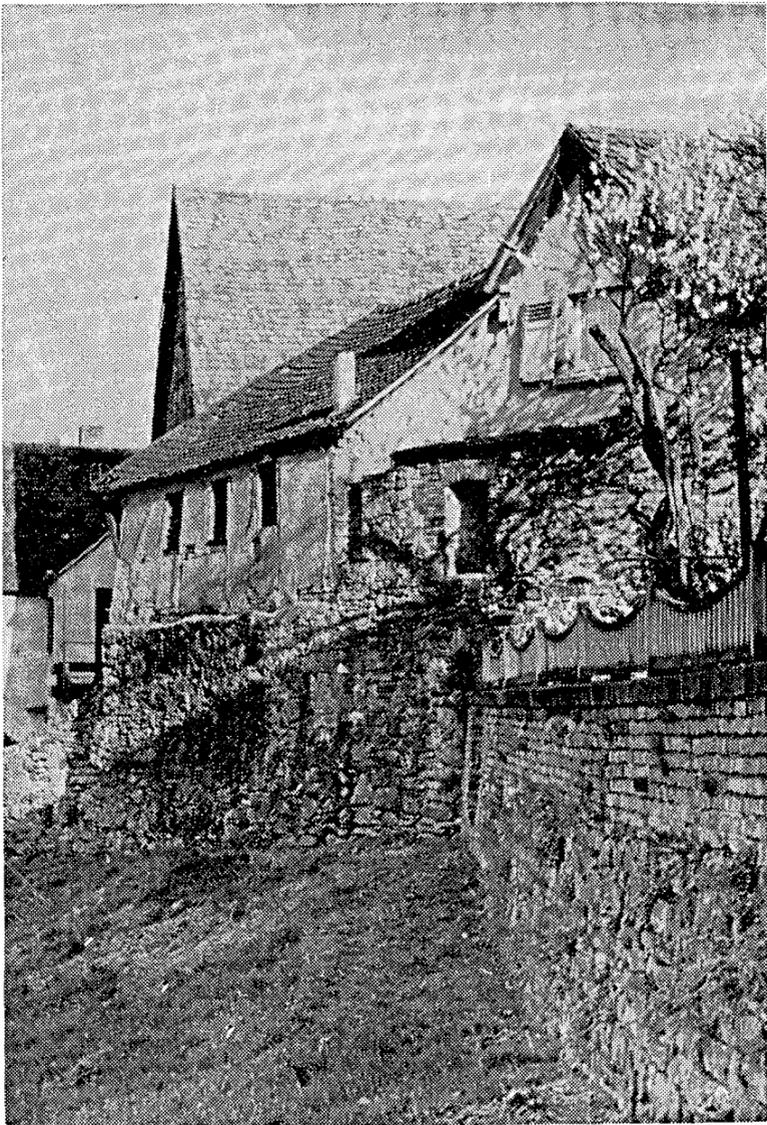


Kriegsjahre waren rund 1750 Evakuierte in Oberursel untergebracht worden, für die zu einem kleinen Teil sogenannte „Behelfsheime“, armselige Bretterhütten, errichtet worden waren, die übrigen mußten in den vorhandenen Wohnungen unterkommen. Mit dem Ende des Krieges und der Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten setzte ein neuer Zustrom auch nach Oberursel ein. Rund 2000 Flüchtlinge wurden bis zum Jahresende 1948 in der Stadt untergebracht, und weitere strömten in den folgenden zehn Jahren, wenn auch langsamer, bis zur Errichtung der Berliner Mauer nach. 1963 betrug die Zahl der registrierten Flüchtlinge und Vertriebenen in Oberursel 4075 Personen. Die Einwohnerzahl schnellte nach dem Kriege in wenigen Jahren sprunghaft von rund 12 000 auf rund 17 000 hinauf.

Da jahrelang keine einzige Wohnung gebaut worden war, nahm die Wohnungsnot katastrophale Formen an. Kontrollen bei den Wohnungsinhabern und Zwangseinweisungen wurden notwendig. Nur eine umfangreiche Neubautätigkeit konnte diesen trostlosen Zuständen abhelfen. Die Stadtverwaltung, in der alle Parteien vorbildlich zusammenarbeiteten, tat alles Erdenkliche, die schwierigen Pro-

bleme zu lösen, zumal eine private Bautätigkeit in den ersten Nachkriegsjahren unmöglich war. Ein neuer Flächennutzungsplan und neue Fluchtlinien- und Straßenpläne wurden ausgearbeitet, um neue Baugebiete zu erschließen, der empfindliche Wassermangel wurde durch eine neue Schürfung — für den Augenblick wenigstens — beseitigt, der durch den Bevölkerungszuwachs wieder zu eng gewordene Friedhof erweitert, die Straßenbeleuchtung wieder in Gang gebracht, Straßen erneuert und die Schulgebäude wieder instandgesetzt.

Schon während des Krieges hatten sich einige neue Betriebe in Oberursel als einem weniger gefährdeten Ort niedergelassen. Nun kamen — mit städtischer Hilfe und Förderung — eine Anzahl von Flüchtlingsunternehmungen hinzu, von denen fast 50 Betriebe der ehemaligen Gablonzer Glas- und Schmuckwaren-Industrie einen besonderen Platz einnehmen. Diese geschlossene Gruppe, die sich in Oberursel und in der nächsten Umgebung, in Stierstadt und Oberhöchstadt, niederließ, fand am vorderen Taunus eine neue Heimat und brachte einen bisher unbekanntem Gewerbebezug in das bunte Bild der Oberurseler Industrie.



Reste der alten Stadtmauer



Eine Straße im modernen Oberursel

Die folgenden Jahre brachten mit dem von der ganzen Welt bewunderten erstaunlichen politischen und wirtschaftlichen Wiederaufstieg Deutschlands auch der Stadt Oberursel kräftige Impulse, die von der Bürgerschaft, den Unternehmungen und der Stadtverwaltung tatkräftig genutzt wurden. Die nach dem Kriege weithin brachliegenden Arbeitskräfte wurden von alten und neuen Betrieben in Arbeit und Verdienst gebracht, überall regte sich die private und öffentliche Initiative, steigende Steuereinnahmen setzten die Stadtverwaltung in die Lage, den Wohnungsbau kräftig zu fördern, für die vermehrte Bevölkerung neue Einrichtungen, Schulen und Anstalten aller Art zu bauen.

Das kulturelle Leben wurde durch die Gründung eines Bundes für Volksbildung und die Schaffung eines hauptamtlich besetzten städtischen Kulturamtes in beachtenswerter Weise angeregt und ausgeweitet. Neben der Volksschule Mitte und der Volksschule Süd, die bedeutend ausgebaut und vergrößert wurde, entstand im Norden der Stadt eine moderne dritte Volksschule, die Volksschule Nord. Auf dem schönen Gelände am Rande des Maasgrundes, gegenüber der evangelischen Kirche, wurde eine moderne, großzügige Berufsschule errichtet. Es folgte der Neubau einer Realschule (Mittelschule) zwischen Berliner- und Zeppelinstraße und ein Erweiterungsbau des Gymnasiums. In der oberen Altkönigstraße hatte sich schon kurz nach Kriegsende die Lutherische Theologische Hochschule

ein bescheidenes Domizil geschaffen. In ihrer Nähe, am nördlichen Ende des Maasgrundes, entstand in einem großzügigen Neubau ein Seminar für Kindergärtnerinnen und -Pflegerinnen.

Tausende von Wohnungen wurden im Stadtgebiet gebaut, die Betriebe erweiterten und vergrößerten ihre Anlagen, und die Stadtverwaltung trug durch Ausbau und Verbesserung des Straßennetzes, der Verkehrsverhältnisse, Erweiterung der Straßenbeleuchtung, der Kanalisation, Bau eines neuen Stadt- und Volksbades, Verbesserung des Schwimmbades, Anlage von Kinderspielplätzen in allen Stadtteilen und viele andere Maßnahmen zum weiteren Aufstieg der Stadt tatkräftig bei. Die Einwohnerzahl stieg in diesen Jahren laufend an und erreichte im 100. Jubiläumjahr der Heimatzeitung, im Herbst 1963, die stattliche Zahl von rund 23 200 Einwohnern. Hier von sind 47,9 v. H. evangelischen und 45,6 v. H. römisch-katholischen Bekenntnisses, 6,5 v. H. gehören anderen Bekenntnissen an oder sind glaubenlos. Unter den rund 23 200 Einwohnern macht das weibliche Geschlecht die Mehrheit aus. Ihm gehören gut 53% der Gesamtbevölkerung an, während die Männer nur mit knapp 47% vertreten sind. In der jüngeren Generation hat sich dieses Verhältnis bereits wesentlich zugunsten der Männer verschoben. Daraus ist zu sehen, daß die Wunden auch des letzten Weltkrieges langsam vernarben.

Vom Bürgerfreund zum Taunus-Anzeiger

Aus der Geschichte der hundertjährigen Heimatzeitung

Man schrieb das Jahr 1863. Oberursel war damals ein geruhiges Städtchen von weniger als 3 200 Seelen und gehörte zum Herzogtum Nassau, das erst vier Jahre später (1867) zu Preußen kam. Das Deutsche Reich war noch nicht geboren. Man rechnete noch nach Gulden und Kreuzern und wußte noch nichts von Flugzeugen, Weltraumraketen, von Automobilen und großen technischen Problemen, die heute die Welt beschäftigen. Es gab weder Kino noch Radio oder Fernsehen, und die weltbewegenden Tagesneuigkeiten Oberursels wurden noch am Marktbrunnen und in den abendlichen Plauderstündchen vor den Haustüren von Mund zu Mund weitergetragen oder mit der Ortsschelle ausgerufen. Schon lange war um diese Zeit in der Bürgerschaft der Wunsch nach einer Lokalzeitung zum Ausdruck gebracht worden. Schon 1850 hatte der Dichter Aloys Henninger den „Taunuswächter“, ein Bürgerblatt für Oberursel und Umgebung, das in Frankfurt gedruckt wurde, herausgegeben. Das Blatt ging aber nach sechs Jahren (1856) wieder ein. Als 1860 der Bürgerverein gegründet wurde, trat die Gründung einer Lokalzeitung in ein neues Stadium.

Bereits in der Sitzung des Bürgervereins vom 11. Februar 1861 wurde der erste Antrag auf Gründung eines Wochenblattes für Oberursel eingebracht, und in einer späteren Sitzung die Gründung eines solchen Blattes beschlossen, dessen Titel „Taunus“ lauten sollte.



Anton Berlebach 1840—1878

Jedoch es fehlte vorläufig das Wichtigste, nämlich ein Unternehmer, der sich bereifinden würde, diesen Beschluß nun in die Tat umzusetzen. Ein Zufall kam zu Hilfe. Ein junger Wiesbadener, Christian Cron, hatte sich vergeblich bemüht, in seiner Heimatstadt eine Buchdruckerei zu errichten. Der Wunsch der Oberurseler nach einem Lokalblatt war ihm nicht unbekannt geblieben, und nach vorherigen Sondierungen an Ort und Stelle beantragte er bei der Herzoglich-Nassauischen Regierung die Genehmigung zur Errichtung einer Druckerei in Oberursel, die ihm im Monat Mai 1863 erteilt wurde.

Es vergingen jedoch noch immerhin einige Monate, bis Christian Cron seine Druckerei in der Ackergasse, wo er ein geeignetes Lokal mietete, eingerichtet hatte und mit der regelmäßigen Herausgabe der Zeitung beginnen konnte. Anfang September 1863 erschien zunächst eine Probenummer, und vom 1. Oktober 1863 an kam das Blatt regelmäßig zweimal in der Woche heraus. Es trug den Titel „Der Bürgerfreund, Anzeiger- und Unterhaltungsblatt für Oberursel und die Umgegend“, hatte ein kleines Format und kostete 36 Kreuzer im Quartal. Außer dem Oberurseler Bürgerfreund gab es übrigens im ganzen deutschen Reichsgebiet damals nur noch zwei Zeitungen gleichen Namens, den Rheingauer Bürgerfreund in Oestrich, der später seine Selbständigkeit einbüßte, und den Küstriner Bürgerfreund, der später seinen Namen in „Oder-Zeitung“ änderte und dessen Schicksal sich hinter dem Eisernen Vorhang sicher längst erfüllt hat.

Schon ein Jahr nach der Gründung des Bürgerfreundes, im Oktober 1864, trat der Buchdrucker Anton Berlebach aus Oestrich-Winkel als Teilhaber in die Cronsche Druckerei ein, um vom 1. April 1866 ab die Zeitung allein weiterzuführen, da sich Cron in seiner Vaterstadt Wiesbaden ein ergiebigeres Arbeitsfeld eröffnete. Unter schwierigen Verhältnissen übernahm Anton Berlebach die Führung der Druckerei. War schon der Geschäftsgang in dem damals stillen Landstädtchen Oberursel nicht gerade günstig, so erschwerten ihm besonders die hier mit Heftigkeit geführten stadtpolitischen Kämpfe zwischen Reformverein und Fortschrittspartei die Arbeit in beträchtlicher Weise. Manch heißer Kampf, um des Kaisers Bart natürlich, wurde in den Spalten seiner Zeitung ausgetragen.

Des dauernden Kampfes müde, trat Anton Berlebach im Jahre 1869 seine Druckerei käuf-

lich an den Buchdrucker C. Wagner ab, jedoch mit der Bedingung, daß dieser die Zeitung weiterführe und nicht eingehen lasse. Wagner gab der Zeitung den Namen „Taunus-Anzeiger“, unter dem sie bis Ende 1872 erschien. Da er aber entgegen dem Verträge die Zeitung



Heinrich Berlebach 1868—1929

nicht weiter erscheinen lassen wollte, sondern vielmehr eine Verschmelzung mit der in Homburg herauskommenden Zeitung „Taunusbote“ anstrebte, sah sich Anton Berlebach veranlaßt, den Druck der Zeitung wieder selbst in die Hand zu nehmen. Sie erschien nun unter der Bezeichnung „Amtsblatt für den Amtsbezirk Königstein“, war also zu dem amtlichen Organ des Amtes Königstein, zu dem Oberursel damals gehörte, umgestaltet worden. Erst 1878, als Oberursel dem Amt Homburg zugeteilt wurde, nahm die Zeitung wieder ihren alten Titel „Bürgerfreund“ an, unter dem sie bis zum Jahre 1939 erschienen ist.

Am 7. April 1878 starb Anton Berlebach, erst 38 Jahre alt. Es war eine schwere Aufgabe für seine Witwe, Frau Anna Berlebach, die Druckerei weiterzuführen, bis ihr minderjähriger Sohn sie übernehmen konnte. Mit Hilfe treuer Arbeitskräfte gelang es ihr, die Druckerei nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auch ihre Leistungsfähigkeit zu heben. Im Jahre 1886 übernahm ihr Sohn, Heinrich Berlebach, in jugendlichem Alter die Leitung des Geschäfts. Jahre des Aufstiegs folgten. 1890 konnte endlich in der Königsteiner Straße für die Druckerei ein eigenes Heim erbaut werden, nachdem sie in den Jahren vorher stets in gemieteten Räumen hatte untergebracht werden und vielfach hätte wechseln müssen.

Rund zwanzig Jahre einer friedlichen Entwicklung folgten, in denen die Druckerei dank der wachsenden Industrialisierung ihr Arbeitsgebiet ausweitete und die Zeitung ihre Auf-

lage vergrößerte. Als nach der Jahrhundertwende die Bevölkerungszahl Oberursels weiter anstieg und die Druckerei mehr und mehr in Anspruch genommen wurde, waren die Räume in der Königsteiner Straße bald zu eng. Der Verlag entschloß sich daher, den Bedürfnissen des Betriebs durch die Errichtung eines Neubaus Rechnung zu tragen. An der Ecke Gartenstraße-Hospitalstraße wurde ein modernes, ganz in Eisenbeton gehaltenes Gebäude erstellt, das im Februar 1912 bezogen wurde und mit seinen großen, hellen Räumen ideale Arbeitsstätten für die Gefolgschaft bot. Wie sehr der Verlag schon damals dieses Moment im Sinn der heutigen Bestrebungen in den Vordergrund stellte, geht aus dem Bericht hervor, den der Bürgerfreund in seiner Festaussgabe im Jahre 1912 zum Einzug in sein neues Heim veröffentlichte und in dem es u. a. hieß: „Neben der geschäftlichen Notwendigkeit, größere Betriebsräume zu schaffen, verursachte die Einrichtung eines Neubaus auch das Bestreben des Verlages, den Angestellten das Arbeiten leichter und angeneh-



Clara Berlebach 1883—1957

mer zu machen; denn schöne, luftige Räume heben durch sich allein Arbeitslust und damit auch die Arbeitskraft.“

Mit dem Einzug in das neue Gebäude waren die Voraussetzungen zum weiteren Ausbau der Zeitung und des Druckereibetriebs gegeben. Der Bürgerfreund ging daher noch im gleichen Jahr vom zweimaligen Erscheinen in der Woche zum dreimaligen Erscheinen über. Schon vier Jahre später, im Kriegsjahr 1916, kam die Zeitung dann viermal wöchentlich heraus und ging schließlich im Jahr 1927 zum täglichen Erscheinen über, zu dem sie jedoch nach dem zweiten Weltkrieg aus vielerlei Gründen nicht mehr zurückkehrte.

Dazwischen aber lagen die schweren Jahre des ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit, die oft sehr große technische Anforderungen

an die Zeitung stellten. Man kann sich heute kaum noch eine Vorstellung davon machen, mit welchen riesigen Schwierigkeiten die Zeitung während der Kriegsjahre zu kämpfen hatte. Fast sämtliche Betriebsangehörigen waren zum Heeresdienst eingezogen, es fehlte an den allernotwendigsten Arbeitskräften. Oft stand tagelang kein elektrischer Strom für die Maschinen, kein Gas für die damals gasbeheizten Kessel der Setzmaschinen und der Stereotypie zur Verfügung. Es mußte nachts gearbeitet werden. Papier war ein so seltener Artikel, daß manche Zeitungen oft Packpapier und andere irgendwie verfügbare Papierreste für den Druck verwenden mußten. Trotz all dieser Schwierigkeiten ist der Bürgerfreund immer regelmäßig erschienen. Nie hat er auch in den schweren Jahren seine Lesergemeinde vergeblich warten lassen.

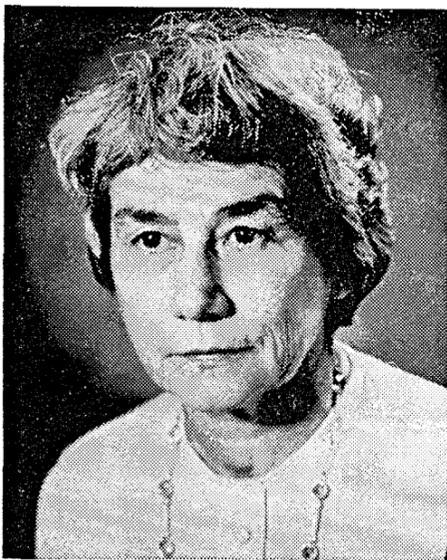
Doch die technischen Schwierigkeiten waren es nicht allein. Die Nachwirkungen des Krieges und der Inflation waren es, die durch die Verelendung des Vaterlandes auf allen Gebieten sowohl an der wirtschaftlichen Festigkeit des Betriebs wie auch an der überparteilichen, der Gemeinschaft dienenden Haltung der Zeitung zu rütteln suchten. Aus allen diesen Stürmen ist der Bürgerfreund unverseht hervorgegangen. Von allen wechselvollen Zeiten unbeirrt, hat er sein altes Ideal, den Dienst an der Heimat hineingetragen in die neue Zeit.

Im Jahre 1929 wurde Heinrich Berlebach, erst 61 Jahre alt, mitten aus seinem Schaffen in die Ewigkeit abgerufen. Seine Witwe, Clara Berlebach, übernahm nun — wie schon eine Generation vorher ihre Mutter — die Last der Verantwortung für den Betrieb, die Zeitung und die Mitarbeiter. Die gründlichen kaufmännischen und technischen Kenntnisse des graphischen Gewerbes, die sich die allem Neuen aufgeschlossene und vielseitig interessierte Frau im Lauf der Jahre angeeignet hatte, waren ihr dabei eine wertvolle Hilfe. Die schwierigen Aufgaben der Druckereileitung und der Zeitungsherausgabe wurden in zielbewußter Tatkraft von ihr gelöst. Auf den Tagungen des Buchdruckervereins und des Verbandes der Zeitungsverleger war sie eine selten fehlende, eifrig mitarbeitende und geschätzte Kollegin. Sie verstand es, den Betrieb weiter auszubauen und zu modernisieren und auch die Heimatzeitung durch Ausbau der Redaktion weiter zu fördern. Eine wesentliche Verbesserung des redaktionellen Teils der Zeitung trat ein, als 1931 Dr. Walter Lenhard die Redaktion übernahm. Ihm folgte am 1. 4. 1933 für wenige Wochen Dr. Franz C. Heidelberg, der schließlich noch im gleichen Jahr von Dr. Georg Dietrich abgelöst wurde. Unter seiner redaktionellen Leitung, die vor allem dem heimatischen Teil besonderes Gewicht gab, hob sich die Auflage der Zeitung innerhalb von zwei Jahren um über 40 v. H. und stieg weiter dauernd an.

Im Jahre 1938 beging der Bürgerfreund mit festlichen Veranstaltungen und einer Festaussgabe das Jubiläum seines 75jährigen Bestehens. Gleichzeitig ging die Zeitung vom bisherigen Flachdruck zum Rotationsdruck über, der eine bedeutende Beschleunigung der Druckzeit ermöglichte. 1939 nahm die Zeitung auf Grund der Ausweitung ihres Verbreitungsgebietes ihren alten und umfassenden Titel



Betriebsgebäude und Wohnhaus bis 1956



Cläre Dietrich, geb. Berlebach

Die Hoffnung des Verlages, nach Beendigung des Krieges und der Beseitigung des Unrechtssystems die Zeitung wieder herauszubringen, wurde zunächst auf eine harte Probe gestellt. Erst drei Jahre nach Kriegsende (Anfang September 1948) konnte mit einem im Kleinformat erscheinenden „Anzeigenblatt für Oberursel, Kronberg und Umgebung“, das nur Anzeigen, aber keine Nachrichten aufnehmen durfte, ein bescheidener Anfang gemacht werden. Trotz des kärglichen Inhalts, der von der Militärregierung streng überwacht wurde, erreichte das Anzeigenblatt die im Verbotsjahr bestehende Auflage von 3 000 Exemplaren.

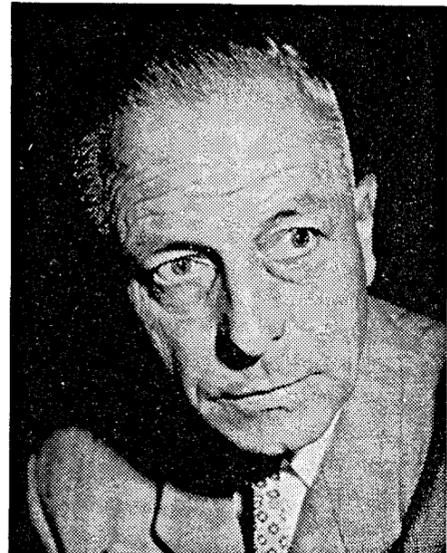
Im Geleitwort der ersten Ausgabe dieses Belehfsblattes am 2. 9. 1948, genau 85 Jahre nach dem ersten Erscheinen der Zeitung, schrieb die Redaktion, die wieder der aus dem Kriege zurückgekehrte Dr. Georg Dietrich übernommen hatte, u. a. folgende Sätze: „Mehr als fünf Jahre sind vergangen, seit die im 80. Jahrgang erscheinende Heimatzeitung der Diktatur des totalen Staates zum Opfer fiel. Erst nach der Beseitigung der Heimatzeitung konnte die NS-Presse in Oberursel und Umgebung Fuß fassen. Die Hoffnung der Bevölkerung, nach der Ueberwindung dieses Systems die Heimatzeitung wieder erstehen zu sehen, erfüllt sich erst heute in bescheidenem Umfang. Die vorliegende erste Folge ist, wie wir hoffen, der Anfang einer Entwicklung, die zu den alten bewährten Formen zurückführt.“

Die damals ausgesprochene Hoffnung hat sich in wenigen Jahren erfüllt. Bereits die zweite Ausgabe des Blattes zeigt im Untertitel wieder die Bezeichnung „Taunus-Anzeiger“, der nach einer Genehmigung durch den Regierungspräsidenten in Wiesbaden unter der Zulassung Nr. 619 wieder zum Haupttitel des Blattes wurde. Im Jahre 1949 lockerte sich allmählich das Verbot der Nachrichtenaufnahme, so daß der lokale Teil des Blattes eine bescheidene Ausweitung erfahren konnte, bis Anfang Juli 1949 durch das von der Militärregierung genehmigte Hessische Pressegesetz die Freiheit der Presse im vollen Umfange wieder hergestellt wurde.

Hand in Hand mit dem Wiedererscheinen ging die Erweiterung der Redaktion und der Wiederaufbau des technischen Betriebs. Das Blatt, das zunächst zweimal wöchentlich (Dienstag und Freitag) erschien, ging bald zum dreimaligen Erscheinen über, bei dem es bis heute blieb. Die Zeitung wurde wieder Amtsblatt der Stadt Oberursel und amtliches Verkündigungsblatt für den Obertaunuskreis. Im Jahre 1949 trat Günther Reimann-Ziesecke als Lokalredakteur in die Redaktion ein, der er — zuletzt als Leiter des politischen Teils — rund 10 Jahre angehörte. Weitere Redakteure, die z. T. als Volontäre eintraten und nach abgeschlossener Ausbildung in die Redaktion übernommen wurden, waren Heinz Junker, Dr. Otmar Prante und Udo Wiemann. Die Belegschaft, die nach dem Kriege auf zehn

„Taunus-Anzeiger“ wieder an, der sowohl dem Fortschritt wie auch der Tradition in idealer Weise gerecht wurde.

Doch am Himmel zeigten sich bereits die dunklen Wolken des neuen Krieges. Seit etwa 1934 hatte die Zeitung gegen eine verschärft einsetzende Konkurrenz der nationalsozialistischen Presse anzukämpfen, die selbst Druck-



Dr. Georg Dietrich

mittel und politische Aktionen nicht scheute, um die Heimatzeitung zu verdrängen. Es ist ein viel zu wenig beachtetes Zeitdokument, daß die Auflage des Taunus-Anzeigers in dieser Zeit, da der Bezug einer bürgerlichen Zeitung eine politische Belastung darstellte, nicht zurückging, sondern noch stetig anstieg. Anfang 1941 mußte der Hauptschriftleiter des Blattes seinen Posten trotz uk-Stellung verlassen und zur Wehrmacht einrücken. Er wurde durch Heinrich Helmschrodt aus Frankfurt ersetzt, der das Blatt, soweit das im Sinne seiner Tradition noch möglich war, bis 1943 vorbildlich leitete. In den schweren Jahren des zweiten Weltkrieges war Clara Berlebach in der schwierigen Arbeit der Betriebsführung erneut auf sich selbst gestellt, sie mußte alle Energie aufwenden, um den personellen Bestand so weit aufrechtzuerhalten, daß die Herausgabe der Zeitung gesichert war, und sie kämpfte verzweifelt gegen den immer enger werdenden Würgegriff einer totalen Presselenkung.

Am 30. 4. 1943 sah die NS-Presse die Zeit für gekommen, gegen die noch bestehenden verhassten bürgerlichen Blätter einen entscheidenden Schlag zu führen. An mehreren Orten, wo das sogenannte „amtliche Gau-Organ“ trotz allen Drucks nicht Fuß fassen konnte, wurden die Heimatzeitungen aus Gründen, die man „Notwendigkeiten des totalen Krieges“ nannte, verboten und stillgelegt. Der Taunus-Anzeiger mußte sein Erscheinen einstellen. Die Leser wurden zwangsweise mit dem nationalsozialistischen Gau-Organ beliefert. Die Auflage der stillgelegten Zeitung war damals auf 3 000 Exemplare angewachsen.

Der Bürgerfreund.

Anzeige- und Unterhaltungsblatt für Oberursel und die Umgegend.

Nr. 1.

Mittwoch den 9. September

1863.

An die geehrten Leser!

Einem schon längst fühlbar gewordenen Bedürfnisse zu entsprechen, übergeben wir hiermit die erste Nummer des unter obigem Titel dahier erscheinenden Blattes.

Mit vollem Vertrauen auf eine allgemeine Beteiligung hoffend, wird es sich der „Bürgerfreund“ zur Pflicht machen, seinen Lesern für die Zukunft in kurzen Notizen die localen Verhältnisse hiesiger Stadt sowohl als der Umgegend schnellstens und zuverlässig zu berichten. Sodann wird er im unterhaltenden Theile schöne und interessante Novellen und sonstige vermischte Nachrichten bringen.

Der „Bürgerfreund“ erscheint wöchentlich zweimal, Mittwochs und Samstags. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich für hier und die Umgegend 36 Kr. und wird den verehrlichen Abonnenten frei ins Haus gebracht; auswärts durch die Post bezogen mit verhältnismäßigem Aufschlag.

Anzeigen werden die gespaltene Zeile in gewöhnlicher Schrift mit 2 Kr. berechnet; bei mehrmaliger Insertion wird entsprechender Rabatt gewährt.
Oberursel, den 9. September 1863.

Die Expedition des „Bürgerfreundes“, Adergasse, im Hause des Herrn Eeben.

Zur Unterhaltung.

Verbrechen und Strafe.

Erzählung aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.
Von J. Kräger.

Es war im Jahre 17.. in der neunten Stunde des Abends, der mild und schön einem warmen Herbsttage gefolgt war, als durch eine der weniger belebten Straßen Londons ein junges Paar schritt, das Jeher, nach der vertraulichen Art zu schließen, in welcher der Gentleman mit seiner Begleiterin ging und plauderte, sogleich für Liebende halten mußte.

Noch wenige Schritte und sie machten in einer stillen Straße vor einem mehrstöckigen Hause Halt. In dem süßen Geplauder wechselseitiger Zärtlichkeit hatten sie nicht bemerkt, daß ihnen ein Mann, in einen Mantel gehüllt, von ferne gefolgt war und jetzt an der Ecke der Straße, ungefähr hundert Schritte vor ihnen, stand und sie zu beobachten schien.

„Leb' wohl für heute, meine süße Arabella,“ sagte der junge Mann und drückte die Hand der Dame an seine Lippen. „Bewundere Dich heute allein im Spiegel — ich weiß, Du wirst Dich, wie Du oben bist, sogleich mit dem Geschenke schmücken.“

„Mit dem Geschenke Deiner Liebe, mein Robert,“ fiel das junge Mädchen ein. „Ich würde es für Unrecht halten, wenn ich damit zögerte. Aber ich nicht allein werde die kostbaren Ohrgehänge betrachten — auch meine Mutter — sie liebt es, ihr Töchterchen so über die Waben köstlich geschmückt zu sehen. Sie

haben Dir wohl keine geringe Summe gestiftet, mein Freund?“

Der junge Mann zögerte einen Augenblick mit seiner Antwort. Dann ergriff er auf einmal ihre Hand, presste sie fest in die seinige und rief mit gedämpfter, aber leidenschaftlicher Stimme:

„Was liegt mir am Gelde! Befähige ich Millionen, ich würde sie Dir zu Füßen legen! Leider bin ich nur der Sohn eines Handwerkers. Mein Vater ist wohlhabend, aber nicht reich. Die Geschenke, die ich Dir gemacht, sind von den Summen gekauft, die mir mein Vater —“

Er vollendete seine Rede nicht. Sein Haupt sank auf die Brust und sein Auge suchte den Boden.

Er bemerkte nicht, daß Arabella ihn mit einem seltsamen Lächeln betrachtete und daß sich etwas wie Spott um ihre schönen Lippen lagerte.

Plötzlich fuhr er mit einer heftigen Bewegung empor und ergriff auf's Neue die Hand, die er bei den letzten Worten losgelassen.

„Liebe mich, Arabella,“ sagte er heftig, „liebe mich, wie ich Dich liebe und verlange den letzten Blutstropfen meines Herzens — ich gebe ihn Dir.“

Der Druck einer weichen, sammetartigen Hand belohnte diese Worte.

„Zweifelst Du an meiner Liebe, Robert? Habe ich Dir nicht Treue bis über's Grab hinaus geschworen?“

„Ja, das hast Du,“ erwiderte der junge Mann. „Und ich vertraue Deinem Schwur. Könntest Du ihn jemals brechen — ich weiß nicht, wohin der Zorn, die Rache mich führen würden.“

Die vor 100 Jahren erschienene erste Ausgabe

Köpfe zusammengeschmolzen war, stieg bereits 1950 auf 24 Köpfe an. Die Auflage betrug in dieser Zeit rund 4 000 Exemplare.

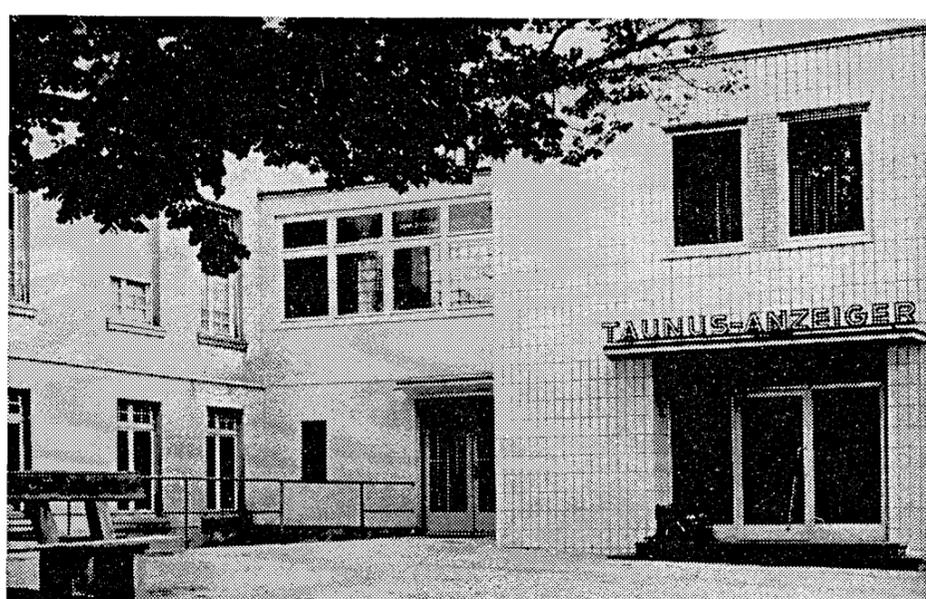
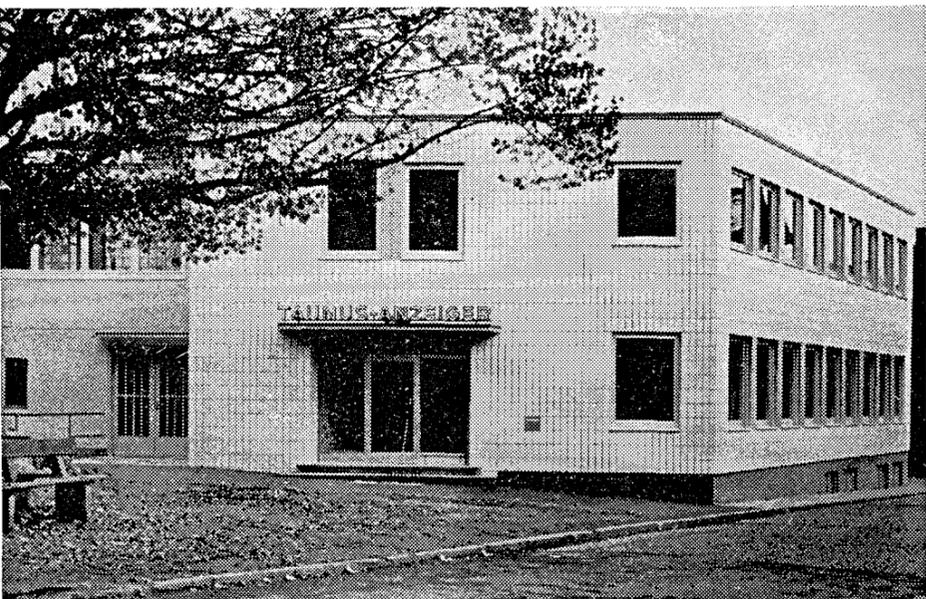
Inzwischen hatte Dr. Georg Dietrich außer der Redaktion gemeinsam mit Cläre Dietrich,

geb. Berlebach, der Tochter Heinrichs und der Enkelin Anton Berlebachs, auch die verlegerischen Aufgaben übernommen und bemühte sich, neben der besonderen Pflege des heimatischen Teils auch die technischen Voraussetzungen für einen größeren Wirkungskreis der Zeitung zu schaffen. Der technische Betrieb wurde laufend modernisiert, die Redaktion durch Aufnahme von Hilfskräften erweitert und die Belegschaft weiter vergrößert. Bis Ende 1954 erreichte die Auflage 5 000 Exemplare, die Zahl der Betriebsangehörigen stieg auf 30 und dann auf 36 Köpfe an. Im Jahre 1956 begann der Verlag mit einem Anbau und einer Vergrößerung der Betriebsräume, die ihn sowohl redaktionell wie auch technisch in die Lage versetzten, den erhöhten Anforderungen gerecht zu werden. Die Redaktion wurde durch Einstellung eines dritten Redakteurs erweitert, der bisherige Hell-Schreiber durch einen modernen Fernschreiber für Nachrichtenaufnahme ersetzt und der technische Betrieb durch Anschaffung neuer Maschinen verbessert. Die Auflage stieg 1958 auf rund 6 000 Exemplare an. Das Blatt wurde damit zur größten Zeitung des Taunusgebiets.

1962 konnte der Verlag die trotz des Anbaus wieder zu eng gewordenen Büroräume durch einen an der Gartenstraße erstellten schmucken Büroneubau ersetzen. Bei dieser Gelegenheit entstand für die weiter angewachsene Zahl der Mitarbeiter des Betriebs ein großer, moderner Sozialraum. Heute, im Jubiläumsjahr, stehen dem Taunus-Anzeiger räumlich und technisch alle Mittel zur Verfügung, die er für seine seit hundert Jahren unverändert gebliebenen Aufgaben braucht. Mit Mut und Vertrauen tritt er in das zweite Jahrhundert seiner Geschichte ein.

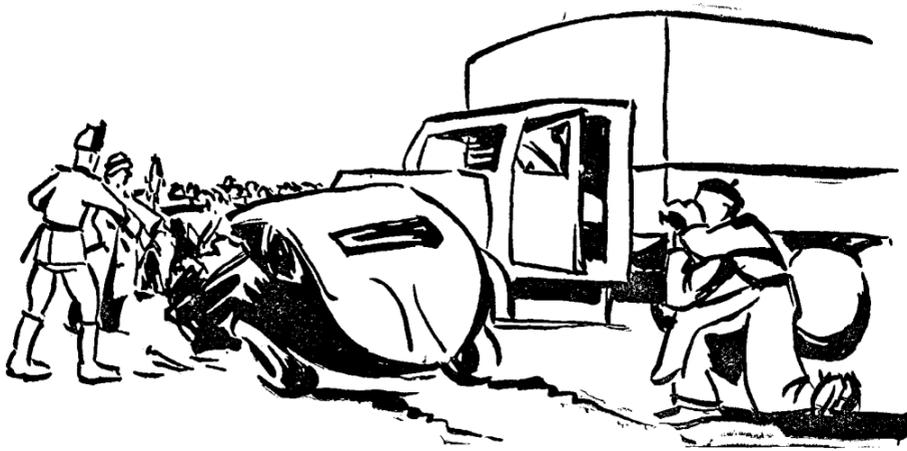


So erschien der Taunus-Anzeiger 1948



Wettlauf mit der Zeit

Wie der Taunus-Anzeiger entsteht — Bilderbogen des technischen Betriebes

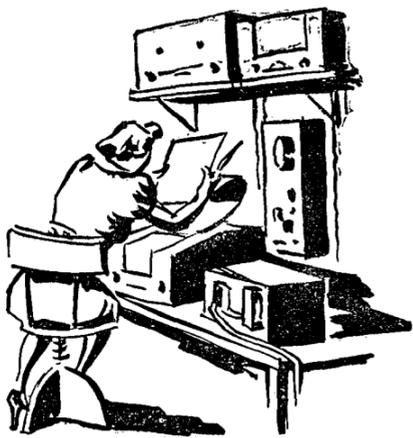


Als die erste Ausgabe des Taunus-Anzeigers, des damaligen „Bürgerfreunds“, im Jahre 1863 herauskam, da standen die Setzer vor ihren mit Petroleumlampen beleuchteten Setzkästen. Mühsam fügten sie mit der Hand Buchstaben an Buchstaben, langsam reichte sich Zeile an Zeile. Dann wurde das Blatt auf einer kleinen Flachdruckpresse abgezogen und mußte zur Fertigstellung mit der Hand gefalzt werden. Mehrere Tage waren für die Fertigstellung einer Ausgabe notwendig. Hundert Jahre sind seitdem vergangen, und eine riesige technische Entwicklung ist über diese Methoden hinweggebraust. Heute klappern die elektrisch betriebenen und geheizten Setzmaschinen, fertige Zeilen reihen sich mit vervielfachter Geschwindigkeit automatisch aneinander, und nach dem automatischen Guß der Platten schleudert die Rotationsmaschine in pausenloser Folge hundert fertig gefalzte und gezählte Zeitungen in einer einzigen Minute auf den Tisch. In wenigen Stunden drängt sich die ganze Arbeitsleistung vom Manuskript bis zur fertigen Zeitung zusammen.

Wie entsteht nun eine Zeitung? Sehen wir uns ganz kurz die Arbeit an, die beim Taunus-Anzeiger geleistet wird, bis das Blatt in die Hände des Lesers gelangt.

Die Organisation

Der Zeitungsbetrieb läuft kreisförmig. Er fängt mit Papier an und hört mit Papier auf. Zwischen Anfang und Ende liegt eine lange Kette von Arbeiten, bis zuletzt die bewußten Bogen gleichmäßig bedruckten Papiers dem



Zeitungsträger in die Hand gedrückt werden können. Ueber dem Ganzen, an der Spitze des Zeitungsbetriebs, steht der Verlag. Er ist die Stelle, die den Betrieb kaufmännisch und fachmännisch übersieht und organisatorisch leitet. Die technische Betriebsleitung sorgt für die technische Herstellung, die Anzeigenabteilung verwaltet den Anzeigenteil, und die Expedition übernimmt die Zuleitung der Zeitung in die Hände des Lesers. Hirn und Herz der Zeitung ist die Redaktion. Sie gibt ihr den geistigen Gehalt, und von der Redaktion hängt es ab, ob der Leser den Pulsschlag seines Lebens in der Zeitung spürt, ob sie die Sprache seines Herzens, seines Wollens und seines



Denkens redet. Sie soll ja für alle reden. Das bedeutet ein tägliches Ringen mit dem Stoff, von dessen Schwierigkeit sich der Laie nur schwer eine Vorstellung machen kann. Was aber die Zeitung auch bringen mag, ob es die große Politik ist, Nachrichten aus der Heimat, Kulturpolitik, Sport und was auch immer, es ist immer die Redaktion, die Mittler ist zwischen dem Das und dem Du.

Die Redaktion

Eine schier unversiegbare Quelle von Nachrichten strömt tagtäglich in die Redaktion. Diese Nachrichten kommen von den großen Nachrichtenbüros, von Korrespondenzen, Pressestellen, strömen Tag und Nacht aus dem



Fernschreiber, kommen drahtlos oder über Draht oder werden von Mitarbeitern und Lesern geliefert. Die Redakteure stehen täglich vor der Aufgabe, einen riesigen Stoß von Nachrichten zu bearbeiten. Von der Fülle des täglichen Stoffs kann sich der Laie nur schwer eine Vorstellung machen. Er wundert sich manchmal, daß die Zeitung jedesmal „voll wird“. Er würde sich viel mehr wundern, wenn er sähe, wie oft täglich der Papierkorb in der Redaktion geleert werden muß. Nur den weitaus kleinsten Teil des täglich anlaufenden Materials kann die Redaktion verwenden. Oft gibt es Tage, an denen der größte Teil des Nachrichtenstoffes dem Papierkorb übergeben werden muß. Manches oft bluten-



den Herzens. Würden sich die Redakteure nicht von einem „Gefühl für die Nachricht“ leiten lassen, das selbst beim flüchtigsten Ueberfliegen einer Meldung funktionieren muß, so kämen sie überhaupt zu keinem Ziel und würden am Abend noch an der Sichtung des Stoffs für die Zeitung sitzen, die am Morgen hätte erscheinen sollen.

Die Spreu muß vom Weizen gesondert werden. Uninteressantes und Belangloses wird ausgemerzt, Wichtiges wird herausgeholt, Weitschweifendes gekürzt. Alles muß durchgesehen werden. Vieles muß dem Leser erst verständlich gemacht, aus vielen Nachrichten eine einheitliche Meldung geformt werden. Die Redaktion muß imstande sein, sich rasch ein Bild von der augenblicklichen Situation machen zu können und das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Nicht zu-

letzt muß jede Meldung mit einer schlagkräftigen Ueberschrift versehen werden, die den Inhalt charakterisiert oder blitzartig beleuchtet. Die Abfassung von guten Schlagzeilen ist eine Kunst für sich.

Tempo, Tempo!

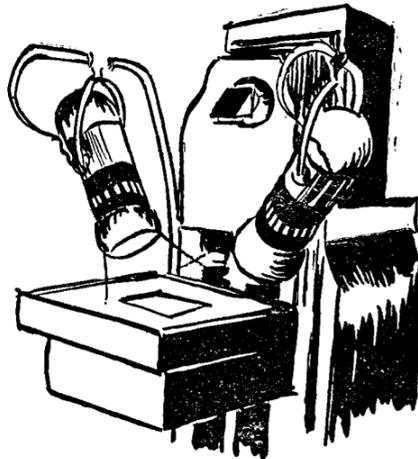
Das alles kann aber nicht tage- oder stundenlang überlegt werden, dazu gehört nun einmal eine genaue Kenntnis der politischen Verhältnisse, ein zuverlässiges Gedächtnis und



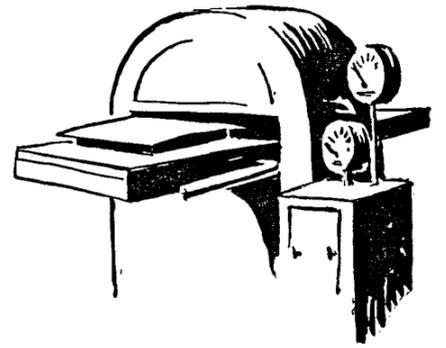
ein oft unvorstellbares Arbeitstempo. Denn zwischendurch kann ein Redakteur Dutzende Male in den technischen Betrieb abgerufen werden, das Telefon kann ihn zur Verzweiflung bringen oder eine wichtige Veranstaltung oder Besprechung ihn mitten aus der Arbeit abrufen. Inhalt, Umfang und Aufmachung sind das Ergebnis der Arbeit weniger Stunden. Das erfordert Konzentration und angespannte Tätigkeit, oft mit der Stoppuhr in der Hand. Wen kann es da verwundern, wenn hier und da ein Schnitzer vorkommt? Denn die Arbeit der Redaktion ist ja nicht für die Ewigkeit gemacht, sie ist am nächsten Tag schon vergessen, wenn die neue Zeitung gebieterisch ihr Recht fordert.

Der Heimattell

Das Rückgrat einer Heimatzeitung ist der lokale der heimatische Teil. Im Gegensatz zum politischen Ressort, das unaufhörlich mit Nachrichten überflutet wird, muß der Lokalredakteur den Nachrichten des Heimatteils gewissermaßen nachgehen, sie hereinholen. Wie die Hausfrau sich täglich fragt: Was koche ich heute?, so gilt hier die Frage, was bringe ich heute? Vertrautsein mit der Geschichte der Stadt und der Landschaft, mit der Kommunalpolitik, Kontakt mit allen wichtigen Persönlichkeiten, mit Vereinen und Organisationen, nicht zuletzt mit den Lesern, sind Voraussetzungen für den lokalen Teil. Tag und Nacht muß der Redakteur auf dem Posten,



und, wenn „etwas los ist“, vorne dran sein. Das ist keineswegs so beneidenswert, wie es dem Laien manchmal scheint. Wenn andere in Vorträgen, Versammlungen oder Veranstaltungen gemütlich ihre Zigarre rauchen oder sich dem Genuß des Abends hingeben, dann muß er die Ohren steif halten, nebenbei formuliert er schon seinen Bericht samt der



Ueberschrift, und im Geist sieht er schon den Raum und den Platz in der Zeitung, wo er die Nachricht plazieren will — vorausgesetzt, daß ihm so viel Platz bleibt, alles so ausführlich zu bringen, wie er es gern möchte.

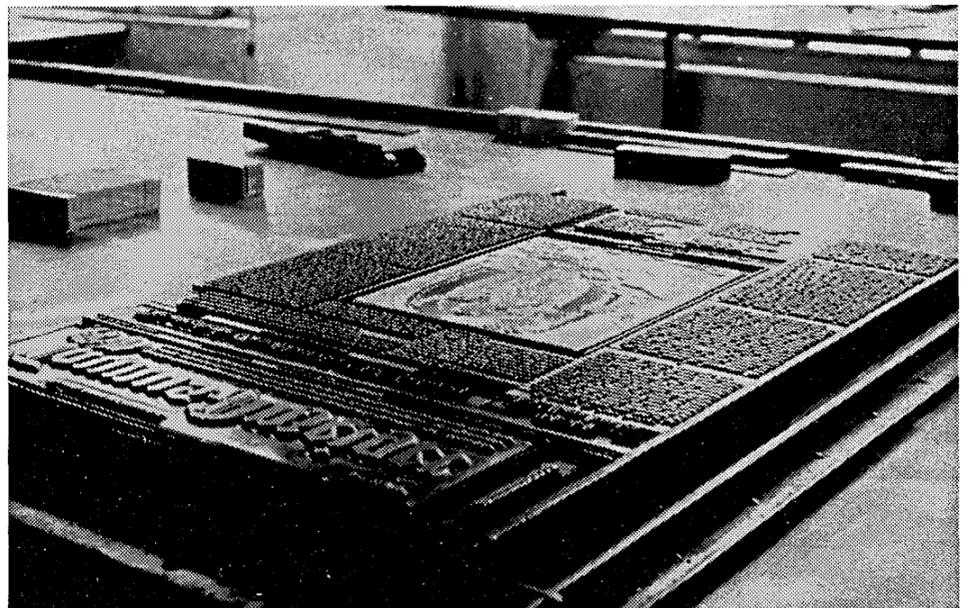
Das in der Redaktion fertig bearbeitete Manuskript, das von der Hand des Redakteurs eine Reihe von Hinweisen enthält (Größe und Schriftcharakter der Ueberschrift, Durchschließen, fett, halbfett, Einzug usw. usw.) wandert nun in die Setzerei, und zwar, wenn es sich um „glatten Satz“ handelt, zu den Setzmaschinen. Diese Setzmaschinen sind echte Kinder unserer hastenden Zeit. Erfunden wurden sie von dem schwäbischen Uhrmacher Ottmar Mergenthaler, der 1854 in Hachtel bei Mergentheim geboren wurde. Mergenthaler wanderte nach Amerika aus, wo er bald an den Bau von Setzmaschinen ging, deren Urtyp er mit schwäbischer Zähigkeit konstruierte. Von



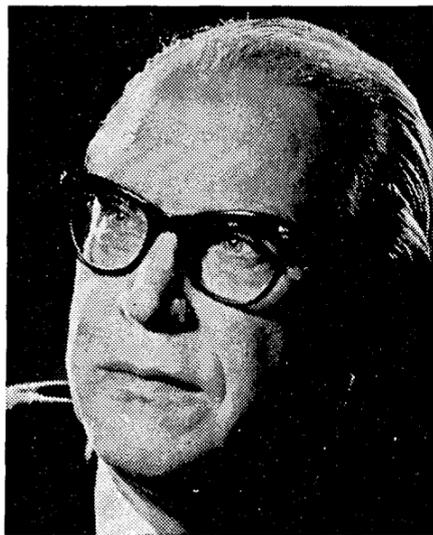
dort aus fand dann im Jahre 1897 die Setzmaschine auch in Deutschland Einzug. Schon gut ein Jahrzehnt später wurde bereits das erste dieser technischen Wunderwerke, ohne die eine Zeitung heute undenkbar wäre, in der Bürgerfreund-Druckerei aufgestellt. Heute wird die Arbeit von drei dieser Setzmaschinen neuester Konstruktion bewältigt.

Der Maschinensetzer löst mit der Hand durch Tastenanschlag (ähnlich wie bei der Schreibmaschine) die Matrizen aus, das sind Messingstücke, auf denen je ein Buchstabe eingraviert ist. Die Matrizen reihen sich zu Zeilen zusammen. Im Gießrad, das vor einem Kessel mit flüssigem Blei haltmacht, erfolgt nun der Guß, und eine blitzende Zeile, an allen Seiten sauber beschnitten, tritt ans Tageslicht. Durch eine sinnreiche Vorrichtung werden die Matrizen nach dem Guß automatisch wieder in das Magazin zurückbefördert, wo sie genau in ihr Fach fallen. Um diese ganzen Arbeitsvorgänge braucht sich der Setzer nicht zu kümmern. Hat er seine Zeilen gesetzt, so besorgt die Maschine alles weitere automatisch.

Ist das Manuskript völlig abgesetzt, so werden die Ueberschriften in der Handsetzerei angefügt, dann wird der Satz abgezogen und die sogenannte Korrekturfahne wandert nun zum Korrektor. Die Jagd nach dem Druckfehler-Teufel beginnt. Die meisten dieser bössartigen Teufelchen werden erwischt und zur Strecke gebracht. Da aber jeweils eine ganze Zeile neu gesetzt werden muß, kommt es leicht vor, daß zwar ein Fehler ausgemerzt wird, aber



Die erste Seite des TA auf dem Umbruchtisch



ebensowenig verschont geblieben wie ihre Leser. In der Nachkriegszeit hat sie ihre Tradition, in der Freiheit und Verantwortung in einem ausgewogenen Verhältnis stehen, fortgeführt.

Die Existenz unabhängiger Tageszeitungen ist eine der Grundvoraussetzungen für die Entwicklung eines demokratischen Staatwesens. Ohne Kenntnis der politischen Ereignisse und Entwicklungen in der Welt, im eigenen Lande und in der engeren Heimat könnte sich niemand ein eigenes Urteil bilden, auf das eine Demokratie stets besonderen Wert legen muß. Diese Kenntnis vermittelt neben Rundfunk und Fernsehen seinen Lesern der „Taunus-Anzeiger“

Ich beglückwünsche den Verleger, die Redakteure und alle Mitarbeiter des „Taunus-Anzeigers“ zu diesem Jubiläum und wünsche, daß alle, die jetzt und in Zukunft an der Gestaltung dieser Zeitung mitwirken, sich stets in Freiheit ihrer verantwortungsvollen Aufgabe widmen können.

Dr. h. c. Dr. e. h.
GEORG-AUGUST ZINN
Hessischer Ministerpräsident

Die Heimatzeitung für den vorderen Taunus, der „Taunus-Anzeiger“ in Oberursel, kann im September auf ein 100-jähriges Bestehen zurückblicken. Sie ist seit ihren Anfängen in Familienbesitz. Während dieser Zeit hat sie das Leben der Menschen im vorderen Taunus begleitet, ihren Freuden und Nöten Ausdruck gegeben und von dem Geschehen in der weiten Welt berichtet. Von den Erschütterungen der Kriege und der Herrschaft der Diktatur ist sie

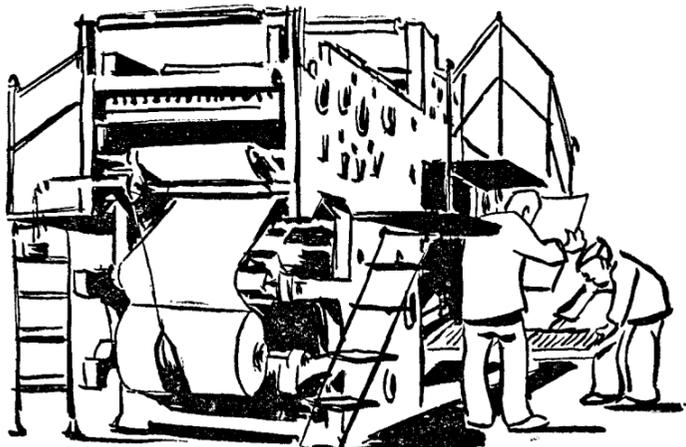
Als Landrat des Obertaunuskreises gratuliere ich dem „Taunus-Anzeiger“ in Oberursel, als der Heimatzeitung für den vorderen Taunus zum Jubiläum des 100-jährigen Bestehens von Herzen.

Über alle Jahrzehnte hinweg hat sich die Zeitung in wahrhaft freiheitlichem Geist und tiefer Verantwortung bemüht, unter gerechter Abwägung vielfältiger Interessen den Lesern zu dienen. Auch in schwierigen Zeitverhältnissen ist der „Taunus-Anzeiger“ seinen Idealen treu geblieben. Er hat das Verbot des Unrechtsstaates auf sich genommen und ist keinen Schritt von dem geraden Wege gewichen, der zu dem Ideal einer wahrhaften Pressefreiheit hinführt. Ich wünsche dem „Taunus-Anzeiger“ auch in das folgende Jahrhundert hinein auf dem weiteren Wege alles Gute



Ich bin zuversichtlich der Auffassung, daß er in überschaubarer Zukunft als Mitgestalter der öffentlichen Meinung aus dem öffentlichen Leben der Städte und Gemeinden im vorderen Taunus nicht hinwegzudenken sein wird.

gez. WERNER HERR
Landrat



ein neuer sich einschleicht, der den Leser manchmal amüsiert, manchmal aber auch ärgert, besonders wenn eine Korrekturzeile an einer falschen Stelle eingefügt wird.

Das Gesicht der Zeitung

Sind die Korrekturen erledigt, so wandern die Fahnen mit dem gesamten Satz auf den großen Umbruchtisch, wo die Zusammenstellung der Zeitung, der sogenannte Umbruch, beginnt. Die Redakteure, die sich inzwischen mehrfach die Haare gerauft haben, da ihnen — wie gewöhnlich — viel zu wenig Platz zur Verfügung steht, ordnen nun die Artikel auf den einzelnen Seiten an. Eine wichtige Figur bei diesem Geschäft ist der Metteur. Er baut mit sicherem Griff den Satz nach den Umbruchangaben des Redakteurs zur fertigen Seite zusammen. Beim Umbruch muß der Redakteur nicht nur die Wichtigkeit der Meldung, ihre Länge, ihre Bebilderung usw. beachten, sondern auch die Wirkung auf der Seite, die Aufteilung der großen Überschriften und Schlagzeilen zu einem harmonischen Gesamtbild. Ist eine Seite fertig umbrochen, so wird sie abgezogen und nochmals auf Fehler geprüft.

Inzwischen ist in der Anzeigensetzerei der Anzeigenteil fertiggestellt und vom Anzeigensetzer umbrochen worden. Hier ist die Satzarbeit viel schwieriger und zeitraubender, denn

der Anzeigensatz wird zu einem großen Teil mit der Hand gesetzt, also aus einzelnen Buchstaben, die zum Leidwesen des Setzers oft die Neigung haben, auseinanderzufallen und ein heilloses Durcheinander zu bilden. An das Geschick und den Geschmack der Anzeigensetzer und Metteure werden dabei nicht geringe Anforderungen gestellt.

Ohne Bilder geht es nicht

Immer mehr hat sich in der modernen Zeitung das Bild einen festen Platz erobert. Der Leser will nicht nur Buchstaben entziffern, sondern mit einem Blick ein Ereignis übersehen können. Hierzu dient das Bild. Ueber die Erfindung der Fotografie, die Zerlegung eines Fotobildes in Linien und ihre Uebertragung auf eine Zinkplatte bis zur Herstellung einer Druckplatte war es ein weiter Weg, den wir hier nicht zu schildern brauchen. Schon vor Jahren hat der Taunus-Anzeiger eine eigene Aetzerei eingerichtet, in der solche Druckstöcke, Klischees genannt, hergestellt werden. Jedes Foto wird durch einen „Raster“ erneut auf einen Film aufgenommen. Der Raster zerlegt das Bild in einzelne Linien. Der gerasterte Film wird nun auf eine lichtempfindlich gemachte Zinkplatte übertragen. Die Zinkplatte wird entwickelt und schließlich in einem Säurebad geätzt. Dabei bleiben die geschwärzten Punkte und Linien stehen, die hel- len werden ausgeätzt. So entsteht ein druck-

fertiges Klischee. Die aktuellen politischen Bilder werden von den Nachrichtenbüros geliefert und kommen meist über Bildfunk. So kann ein an einem entfernten Ort gemachtes Foto schon nach wenigen Stunden in der Redaktion sein. Dann dauert es nicht länger als eine halbe Stunde bis ein druckfertiges Klischee angefertigt ist.

Zwischenakt: die Stereotypie

Die nun fertigen Zeitungssseiten haben jedoch einen großen Nachteil. Sie sind flach, Bleisatz und Bilder liegen horizontal. Sie könnten zwar in einer Schnellpresse flach gedruckt werden, der Rotationsdruck verlangt jedoch der Schnelligkeit wegen gerundete Formen. Aus der Flachform muß nun also eine halbrunde Druckform hergestellt werden. Die Zeitungssseite kommt deshalb in eine Prägpresse, eine gefeuchtete Mater, eine Art kräftigen Spezialkartons, wird aufgelegt, darüber kommt ein Prägefilz. Mit dem gewaltigen



Druck von 200 Atmosphären wird die gesamte Zeitungssseite in die Mater eingepreßt. Die Mater wird in der Stereotypie getrocknet und dann in die halbrunde Trommel einer automatischen Gießmaschine eingelegt. Aus einem riesigen Kessel strömt nun das flüssige Metall (Blei, Antimon und Zinn) in die Gießkammer, und in wenigen Minuten liegt eine fertige halbrunde Druckplatte bereit.

Der Druck beginnt

Die fertigen Druckplatten werden noch kurz überarbeitet und wandern nun zur Rotationsmaschine, wo sie auf den Druckzylindern festgeschraubt werden. Sind alle Seiten zur Stelle,

so wird zunächst auf Probeabzügen festgestellt, welche Verbesserungen zur Erzielung eines sauberen Drucks noch nötig sind, die „Zurichtung“ beginnt. Sie muß meist unter Zeitdruck durchgeführt werden. Inzwischen ist eine Papierrolle eingespannt worden, die Tau-

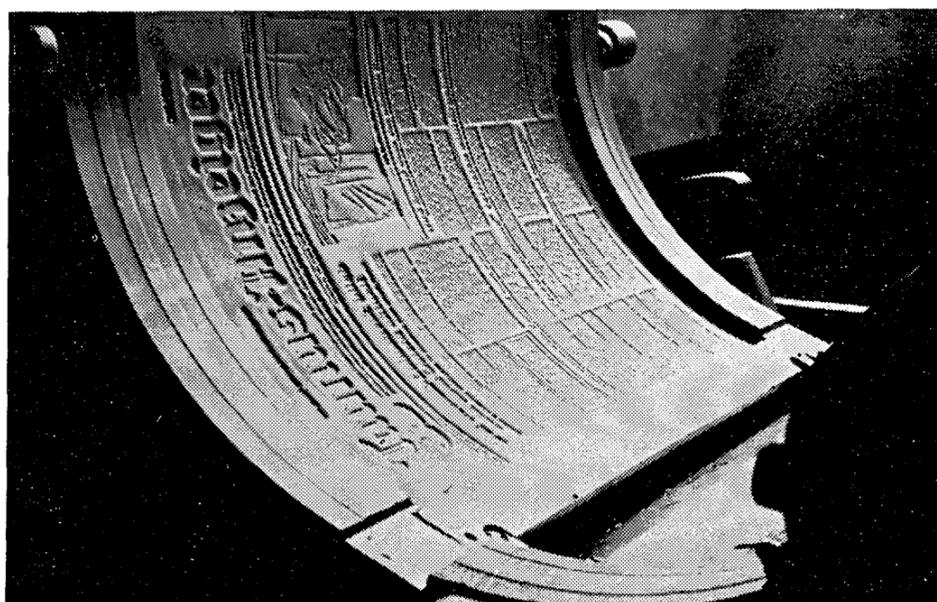


sende von Metern eines endlosen Papierbandes enthält. Dann endlich kann der Rotationsmaschinenmeister „anfahnen“. Noch während des Anfahrens stellt er die Farbwerke nach, damit die Zeitung nicht zu blaß, aber auch nicht zu schwarz wird und abfärbt. Dann läuft die Maschine mit mächtigem Getöse auf vollen Touren und wird nur angehalten, wenn eine neue Papierrolle eingezogen werden muß. Eine solche Rolle hat das stattliche Gewicht von vier Zentnern.

Am Ausgangsteil der Maschine stapeln sich die fertig gefalteten Zeitungen und werden automatisch zu je 50 Stück gezählt. Nebenan warten bereits die Zeitungsträger, die sie sofort übernehmen und den Lesern zustellen. So vollendet sich der Kreislauf der Zeitung vom Papier über das Blei wieder zum Papier. Über all dieser Arbeit steht das gebieterische Wort Tempo. Und hat eine Ausgabe der Heimatzeitung das Haus verlassen, so beginnt bereits die Arbeit für die nächste. Das Rad dreht sich weiter, ein kleines, aber nicht das uninteressanteste Rädchen im großen Getriebe der nimmer rastenden Zeit.



Fertig umbrochene Seite



Geprägte Mater der Titelseite

Druckerstadt Oberursel

Urseler Drucke um 1600 in ganz Deutschland bekannt

Ist das heutige industrielle Oberursel vor allem durch die Erzeugnisse seiner Metall-, Maschinen- und Motorenindustrie in der ganzen Welt bekannt geworden, so war es das mittelalterliche Oberursel durch seine Druck-erzeugnisse. Noch heute stehen die alten Urseler Drucke, die als theologische Streitschriften das mittelalterliche Deutschland bewegten, in hohem Ansehen.

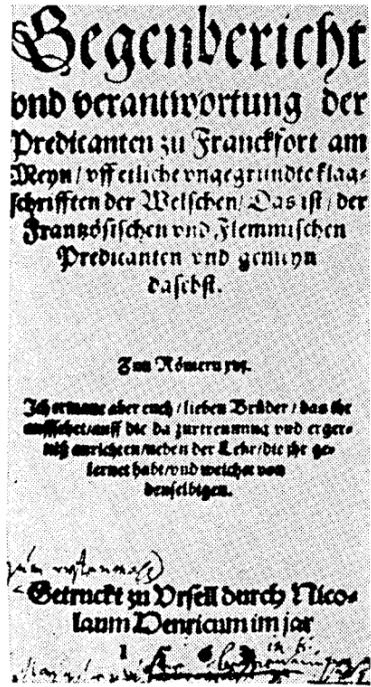
Da über die Entstehung der ersten Urseler Druckerei nichts bekannt ist, müssen die Zeitumstände, Titel, Inhalt und Jahreszahlen der Bücher einen Wegweiser abgeben, wenn man diese für Oberursels Kulturgeschichte so bedeutungsvolle wissenschaftliche und gewerbliche Arbeit würdigen will. Da die ersten Drucke die Jahreszahl 1557 aufweisen und ihr Inhalt fast ausschließlich religiös-polemischer Art ist, kann man annehmen, daß in den damaligen kirchlichen Verhältnissen die Hauptursache zur Errichtung einer Druckerei in Oberursel zu suchen ist. Wie waren die Verhältnisse? Luther war 1546 gestorben. Nach langen Kämpfen räumte der Religionsfriede von Augsburg 1555 den protestantischen Reichsständen völlige Gleichberechtigung mit den katholischen ein. Mochte auch der Hader zwischen beiden Konfessionen unter der Asche fortglimmen, äußerlich schien der deutschen Nation ein langer Frieden bevorzustehen.

Jetzt entbrannte aber zwischen den protestantischen Theologen der Streit um Meinung und Lehre. Die Vertreter der orthodoxen und der liberalen Richtungen befandeten sich grimmig. Graf Ludwig von Stolberg-Königstein, ein erklärter Anhänger der strengsten lutherischen Richtung, ließ in seinem Gebiet nur solche Geistliche zu, die sich zu seinen Glaubensgrundsätzen bekannten. Nichts lag näher, als in seiner Grafschaft eine Druckerei anlegen zu lassen, von der er sich Förderung und Verbreitung seiner eigenen religiösen Ideen versprechen konnte. So verlieh er bereitwillig dem jungen Buchdrucker Nicolaus Henrich (später latinisiert in Henricus) das landesherrliche Privilegium zur Gründung einer Druckerei. Daß er dieses Vorhaben in jeder Weise begünstigte, sieht man schon daraus, daß er ihm die am Fuß der Pfarrkirche gelegene frühere Fröhmesnerlei als Wohnung und Werkstätte überließ.

Die ersten Drucke Henrichs zeigen noch den Anfänger, dessen Kapital noch gering und dessen Handwerkzeug noch primitiv ist. Das Papier ist dünn und schlecht, die Lettern von geringer Güte, die Ausstattung der Werke unscheinbar. Die Erstlingsdrucke sind kleine Oktavheftchen, haben noch keine Jahresangabe und künden nur schüchtern den Herstellungs-ort „Ursellis“ und den Herausgeber Nicolaus Henricus. Erstmals im Jahre 1557 gibt Henrich, wahrscheinlich ein geborener Oberurseler, das Druckjahr an. Das läßt die Vermutung zu, daß die ersten Drucke ohne Jahresangabe schon einige Jahre vorher, wahrscheinlich 1555, hergestellt wurden. Als Druckmarke wählte Henrich eine weibliche Figur mit einem Pfeil in der Hand, augenscheinlich Ursula, die Schutzpatronin des Ortes.

Als erster Druck seiner Offizin gilt eine Schrift des Hamburger Geistlichen Joachim Westphal. „Apologia adversus venatum untidotum vulnerati Pollani sacramentarii, scripta a Joachimo Vuestphalo, ministro evangelii in ecclesia Hamburgensi.“ Zwischen Lutheranern, Zwinglianern und Calvinisten tobte der heftigste Streit um dogmatische Lehren. Die protestantischen Theologen haderten um Wor-

te und Silben. Die Urseler Druckerei lieferte fleißig Streitschriften der schärfsten Art. Von dem erwähnten Westphal erschienen in der Folge (1557 bis 1558) noch weitere fünf Broschüren, von denen einzelne schon im Titel erraten lassen, wie wenig duldsam ihr Inhalt war, so die 1558 erschienene „Confutatio aliquot mendaciorum Johanne Calvini, secuturæ Apologiae adversus eius furores præmissa a Joachimo Vuestphalo“ (Widerlegung einiger Lügen des Johannes Calvin usw.) und ähnliche. Auch von dem in Oberursel amtierenden Pfarrer Haberkorn, der dem strengen



Luthertum zuneigte, brachte Henricus 1558 ein Werk heraus. Es waren gesammelte Aussprüche, die der Autor dem Grafen Ludwig zueignete.

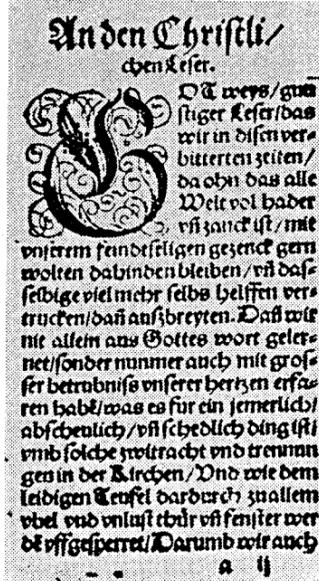
Henrichs Fleiß und Betriebsamkeit waren erstaunlich. Bis zum Tode des rastlosen Mannes gegen Ende des Jahrhunderts gingen rund zweihundert verschiedene Bücher aus seiner Werkstatt hervor. Wie die Erzeugnisse beweisen, kam der Drucker bald zu Ansehen und Wohlstand. Er stattet seine Bücher trefflich aus, schmückt sie mit Vignetten und Bildern, er benutzt alle möglichen Typen, hat neben deutschen und lateinischen auch griechische Lettern, was günstige Rückschlüsse auf seine literarischen Kenntnisse zuläßt. Neben der Theologie hat er einen offenen Blick für Volksschaden und sucht durch Verbreitung entsprechender Schriften heilend einzuwirken. Davon zeugen die Nachdrucke: „Wider den Saufteufel. Ein Sendbrief des höllischen Satans an die Zutrinker, vor 45 Jahren ausgegangen, item ein Sendbrief Mathei Friedrichs an die tolln Brüder im deutschen Land. Ursellis 1561.“ Desgleichen eine Schrift von A. Musculus: „Wider den Fluchteufel“ und von E. Schildo: „Spielteufel“, die Henrich im gleichen Jahr herausbrachte und aus denen zu sehen ist, daß man schon vor 400 Jahren gegen die gleichen Uebel (leider vergeblich) ankämpfte wie heute.

Im Jahre 1565 erschien bei Henricus ein Buch über ein sicher auch heute ganz aktuelles Thema: „Schimpfliche Gespräche dreier Landfahrer über das gemeine Verwundern, daß kein Geld im Lande ist“. Geographische Kenntnisse suchte er zu verbreiten in der 1565 erschienenen „Historia von Calcutt und anderen Königreichen, Ländern und Inseln in Indien und dem indianischen Meer.“

Die Urseler Druckerei wurde bald in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus bekannt und erlangte in Fach- und Laienkreisen Ruf und Ansehen. Nicht zuletzt waren es die drucktechnisch sauberen Arbeiten, mit reichem Schriftmaterial hergestellt, die den Ruf der Urseler Druckerei in alle Lande trugen. Henrich selbst verfügte über eine nicht geringe Bildung, gab selbst Schriften heraus und schrieb auch Vorreden zu anderen Werken. Es wird von ihm rühmend gesagt, daß er zu den vielseitigsten und tüchtigsten Druckern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehörte.

Als 1581 die Grafschaft Königstein an Kurmainz überging, lag wohl die Befürchtung nahe, daß das Gebiet wieder katholisiert werden würde, doch Mainz zeigte sich tolerant. Die Bewohner konnten weiter dem evangelischen Glauben leben, und Henrich konnte in gewohnter Weise seine Druckerei weiterführen. Lediglich dem Drucker Nicolaus Frischlin, der 1590 in der Absicht nach Oberursel kam, hier eine zweite Druckerei zu errichten, wurde vom Kurfürsten zu Mainz der Aufenthalt in Oberursel nicht gestattet. Bis 1598 hat Nicolaus Henrich seine Druckerei selbst betrieben. Im gleichen Jahr ging sie in die Hände seines Sohnes Nicolaus Henrich jun. über. Während Henrich sen. eine weibliche Figur mit einem Pfeil (Ursula) als Druckermarken führte, verwendete Henrich jun. eine Frau mit Schild.

Von Henrich jun. sind nur Drucke aus dem Jahr 1598 bekannt geworden. Im folgenden Jahr bereits (1599) trat an seine Stelle Cornelius Sutor, der bereits 1597 mit Henrich sen. zusammen ein Werk auf den Büchermarkt gebracht hatte. Sutor, der die Druckerei wahrscheinlich von dem jüngeren Henrich käuflich erworben hatte, führte als Druckermarken eine



Frau mit einem Anker in der Hand, über der rechten Schulter einen Spaten haltend, dazu die Umschrift, „In spe labore“ Auch Sutor erwies sich als ein leistungsfähiger und vielseitiger Drucker. Woher er stammte, ist nicht bekannt.

Mit der Wiedereinführung der katholischen Lehre im Jahre 1604 und 1605 trat in der Arbeit der Urseler Druckerei eine Wende ein. Sutor, der ursprünglich die Absicht hatte, seine Druckerei zu verkaufen und fortzuziehen, blieb in Oberursel. Künftig erschienen in seiner Druckerei auch katholische Schriften. Später waren vornehmlich die Rechtswissenschaften, volkstümliche Heilkunde und auch sonstige volkstümliche Literatur vertreten. Auch druckte Sutor viel für Kölner, Frankfurter und Straßburger Verleger. Bis 1617 läßt sich Sutors Tätigkeit in Oberursel verfolgen.

Im gleichen Jahr tritt Wendel Junghenn als Buchdrucker in Oberursel auf. Er scheint die Offizin von Sutor käuflich erworben zu haben. Neben ihm erscheint 1618 noch Bartholomäus Busch als Buchdrucker. Dieser führte als Druckermarken das Christusmonogramm JHS und später einen Priester mit Kelch und Hostie. 1618 druckte Busch für den Verlag des Conrad Buttgen in Köln. Es handelte sich großenteils um Verlagswerke religiösen Inhalts.

Die Zerstörung Oberursels im Jahre 1622 durch den Braunschweiger Herzog Christian (den tollen Christian) hat den Untergang der alten Urseler Druckerei eingeleitet. 1623 gingen noch zwei Werke aus ihr hervor, dann hört man nichts mehr von ihr. Ob Bartholomäus Busch in diesen Notjahren des Dreißigjährigen Krieges umkam, ob seine Druckerei verkauft oder verschleppt wurde, ist nicht bekannt.

Soweit festgestellt werden konnte, sind 343 Werke aus der Urseler Druckerei hervorgegangen, die heute sehr selten sind und von Bibliotheken und Sammlern hoch geschätzt werden. Eine Anzahl dieser alten Urseler Drucke befindet sich im Besitz der Stadt Oberursel.

Auch das Papier für diese alten Urseler Drucke wurde in der Stadt selbst hergestellt. Es entstammte einer Papiermühle, die von den Müllern Johannes Hildebrand und Johannes Mastheimer unterhalb von Oberursel und außerhalb der Stadtmauer betrieben wurde. Wo diese alte Papiermühle stand, in der das Papier noch Blatt für Blatt mit dem Sieb aus der Papiermasse geschöpft, gepreßt und getrocknet wurde, ist leider nicht mehr bekannt.

Tausende

von Lesern aus Oberursel und dem vorderen Taunusgebiet schätzen den Taunus-Anzeiger. Er vermittelt ihnen alles Wichtige, was in der Welt geschieht, alles Wissenswerte aus der Bundesrepublik, aus dem Hessenland und vor allem aus Oberursel und dem engeren Heimatgebiet.

Er informiert, unterhält, belehrt.

Wer den TA liest, ist immer und überall im Bilde.

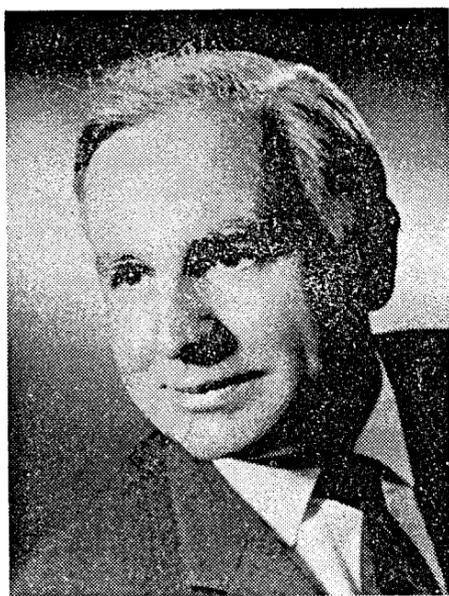
Wer den TA liest, der ist

AKTIV,

INTERESSIERT UND

IMMER DABEI

Wollen Sie nicht auch dazugehören?



Heimatzeitung und Gemeinde

von Bürgermeister Heinrich Beil

Hundert Jahre Heimatzeitung sind Anlaß genug, die Beziehungen zwischen Presse und Gemeinde einer Betrachtung zu unterziehen. Die Aufgeschlossenheit der Gründer des „Taunus-Anzeiger“ und ihre Erkenntnis, daß selbst in einer kleinen Gemeinde — im Jahre 1863 zählte Oberursel rd. 3200 Einwohner — der Mitwirkung der Presse an der Bildung der öffentlichen Meinung eine besondere Bedeutung zukommt, ist beachtenswert. Das komplizierte Gebilde der öffentlichen Verwaltung und die vielfachen Wirkungen, die von ihr ausgehen, überschaubar zu machen, ist wohl eine der wichtigsten Aufgaben, die der Presse zufallen. Unsere Heimatpresse hat sich vom Gründungstage

an mit Erfolg dieser hohen Aufgabe gewidmet. Die in 100 Jahren erschienenen zahllosen Berichte, Betrachtungen, Analysen, Kritiken, Glossen und Beurteilungen, aber auch die Anzeigen und Bekanntmachungen hatten nicht nur Gegenwartswert sondern sie sind zugleich ein Stück Heimatgeschichte geworden.

Heute wie damals kann die Presse ohne Informationen nicht existieren. Eine der bedeutendsten Informationsquellen dürfte die Stadt mit ihren Organen sein. In der Berichterstattung das Maß des Sachlich-Notwendigen zu finden, fällt der Presse zu. Es geht darum, unter den Bürgern Verständnis für die Öffentlichkeitsarbeit zu wecken, aufzuklären, aber auch kritisch Stellung zu nehmen, wenn es notwendig erscheint.

Die Stadt und ihre Bürger bilden ihrem Wesen nach eine Einheit. In Wirklichkeit entsteht aber oft der Eindruck eines Gegensatzes. Den Ursachen solcher Gegensätzlichkeiten nachzugehen, sie zu ergründen und zu beurteilen, ist eine verantwortungsvolle Aufgabe, die vornehmlich der Presse zufällt.

Entscheidungen der Organe einer Stadt und ihre Vollziehung durch die Verwaltung dürfen nicht auf einseitigen, engen und bürokratischen Auffassungen beruhen. Es kommt sehr darauf an, ob die Organisation einer Stadt Selbstzweck wird oder ob sie umgekehrt dem Menschen dient und hilft, frei und selbständig zu werden.

Das Leben in einer Stadtgemeinschaft fordert aber auch vom Bürger ein bestimmtes Verhalten.

Oft ist sich der Bürger gar nicht bewußt, wie stark sein Leben mit seiner Gemeinde verflochten ist, daß das eigene Interesse dem Allgemeinwohl unterzuordnen ist. Nicht immer bringt der Bürger für die sich daraus ergebenden Beschränkungen und Belastungen das notwendige Verständnis auf.

Freie Meinungsbildung zu fördern, Gegensätze zu überbrücken und damit das Gemeinschaftsleben zu stärken, ist eine gemeinsame Aufgabe von Heimatpresse und Gemeinde.

Mit der Entwicklung der modernen Nachrichtenmittel, durch die das Weltgeschehen und die überörtlichen Ereignisse auf anderen und schnelleren Wegen als über die Presse an die Bevölkerung herangebracht werden, wächst die Bedeutung der Heimatpresse. Es wird deshalb künftig eine vordringliche Aufgabe sowohl der Heimatpresse als auch der Stadt sein, die Publizistik im engeren Bereich auszubauen und zu vervollkommen. Wir sind davon überzeugt, daß sich Verlag und Redaktion des „Taunus-Anzeiger“, aufbauend auf einer so weitreichenden Tradition, einer Ausrichtung ihres publizistischen Betätigungsfeldes auf neue Ziele nicht verschließen werden.

Getreu dem guten Brauch, mit einem Jubiläum Glückwünsche zu verbinden, darf ich dem Verlag und der Redaktion des „Taunus-Anzeiger“ für die hervorragenden Leistungen in den verflossenen 100 Jahren im Namen der Stadt Oberursel Dank und Anerkennung aussprechen und für die künftige Entwicklung des Betriebes einen vollen Erfolg wünschen.



Die Oberurseler Stadtverordnetenversammlung entbietet dem „Taunus-Anzeiger“ zu seinem hundertjährigen Jubiläum herzliche Grüße und Glückwünsche. Für eine Heimatzeitung ist ein Rückblick auf 100 Jahre konstruktiver Tätigkeit ein berechtigter Grund zum Stolz. Das Jubiläum des „Taunus-Anzeiger“ gibt Anlaß, auf die lebenswichtigen Aufgaben der Heimatpresse gerade auch in unserer schnelllebigen Zeit hinzuweisen. Sie erfaßt neben den großen Ereignissen die kleinen Dinge des örtlichen Geschehens mit Sorgfalt, Liebe und Hingabe und erfüllt damit eine gemeinschaftsbildende Funktion von überragender Bedeutung wofür ihr aufrichtiger Dank gebührt.

FRIEDRICH DAHLHAUS
Stadtverordnetenvorsteher

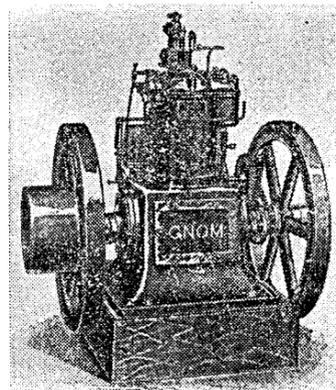


Die Klöckner-Humboldt-Deutz AG. beschäftigt mehr als 32 000 Mitarbeiter und unterhält 247 Vertretungen in 135 Ländern der Erde.

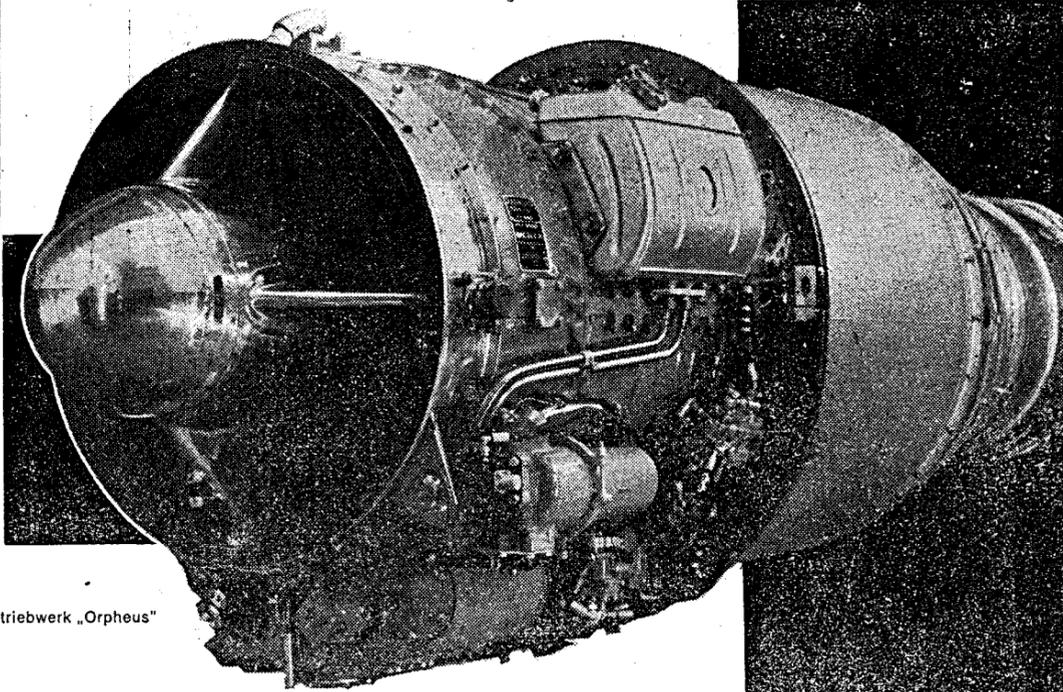
Ein Werk mit Tradition

Das Werk Oberursel der Klöckner-Humboldt-Deutz AG., Köln, begann 1890 mit dem Bau von Motoren, womit „Oberursel“ einen wesentlichen Anteil an der Entwicklung der Motorenindustrie leistete.

Heute gehört zum ständigen Fabrikationsprogramm des Werkes die Fertigung von Abgasturbuladern, Gasturbinen und seit geraumer Zeit der Lizenzbau von Strahltriebwerken.



Verbrennungsmotor aus dem Jahre 1890



Strahltriebwerk „Orpheus“

Werk Oberursel



KLÖCKNER-HUMBOLDT-DEUTZ AG · KÖLN

Eine Zeitung, 100 Jahre alt und jung dazu

Zum Jubiläum des Taunus-Anzeigers von Erich Wagner, Bonn

Die Frage, ob der landschaftsgebundenen Zeitung, die mir ein Schweizer einmal sehr einprägsam die Lunge der Demokratie nannte, — ob dieser Presse noch eine echte Chance einzuräumen wäre, sollte vor dem Leser des Taunus-Anzeigers keiner Bestätigung mehr bedürfen.

Als das Dritte Reich begann, gab es rund 4700 Zeitungen in Deutschland. Es tut nichts zur Sache, ob diese Vielfalt ein Modell hätte sein und Bestand haben können; sie war da, — und als es aufhörte, waren dank dem Gebot der nationalsozialistischen Gauleitungen und den Stillungsmaßnahmen der Reichspressekammer 994 übrig geblieben. Der Taunus-Anzeiger war nicht mehr dabei. Am 25. April 1945 war der „Völkische Beobachter“ zum letzten Male erschienen.

Tradition und Gegenwart

Es vergingen immerhin Monate, bis aus der Stunde Null eine neue deutsche Presse zu erstehen begann. In jenen ersten Jahren sind insgesamt 169 Lizenzen vergeben worden, bis dann mit der sogenannten Generallizenz im Sommer und Herbst 1949 die Freiheit der Zeitungsherausgabe wiederhergestellt wurde. Doch das Bild der Gegenwart deckt sich im Bereiche der Bundesrepublik kaum noch mit jenem, das hier bis vor dreißig Jahren bestanden hatte. Nicht nur, daß Berlin, das bis zur Blockade mit großen Auflagen noch einmal eine Sonderstellung zu haben schien, seine einstige Vorherrschaft endgültig an Hamburg hat abgeben müssen. Auch das Gesicht der Verbreitungsgebiete, und zwar aller, ist einer Wandlung unterworfen gewesen. Reserve gibt es entweder überhaupt nicht mehr oder doch nur gelegentlich und nur bedingt.

Von 552 bei einer Statistik erfaßten Blättern haben 91 eine Auflage unter 2000 gehabt, 120 eine unter 5000, 105 eine unter 10 000, 70 eine unter 20 000 und 71 eine unter 50 000. Zusammengefaßt: 457 Blätter wiesen eine Auflage unter 50 000 aus. 37 lagen zwischen 50 000 und 100 000; 34 zwischen 100 000 und 200 000, 10 hatten eine Auflage zwischen 200 000 und 400 000. Zwei überschritten die Millionen-Marke, und sie zählen nicht nur der Auflage, sondern auch allen anderen Kriterien nach eben zu jenem neuen Typus der Massenpresse, der sich im Jahre 1952 zum ersten Male in Deutschland etablierte.

Der Abbau des Gefälles

Die Leserschaft der deutschen Blätter stellt auch heute noch ein durchaus differenziertes Gebilde dar, und in dieser Feststellung liegt ihre Chance und ihre Verpflichtung zugleich beschlossen. Es wäre eine Täuschung, anzunehmen, daß dieser Umgestaltungsprozeß, der unaufhörlich im Konsumenten, der in diesem Falle Leser heißt, sich vollzieht, daß dieser Umgestaltungsprozeß in der Idylle des Dorfes oder der Kleinstadt gestoppt werden könnte.

32 Millionen Deutsche leben in 423 Landkreisen, der Industriebesatz dieser Gebiete hat bereits eine neue Situation hinsichtlich der Wohlstandsunterschiede und der Konsumumschichtung herbeigeführt. Die Lebensformen zwischen Stadt und Land nähern sich immer mehr der völligen Übereinstimmung, und diese „Nivellierung nach oben“ wird sich auch im publizistischen Bereich spürbar machen.

Gütezeichen: Leser-Blatt-Verhältnis

Die Stärke der standortgebundenen Presse ist das Leser-Blatt-Verhältnis, die Beständigkeit ihres Leserkreises, die Intensität und Regelmäßigkeit, mit der sie gelesen wird. Wenn die Zahl das Wesen aller Dinge ist, dann kann gerade das Ergebnis eines Testes nicht übersehen werden, den der Bundesverband der Deutschen Zeitungsverleger hat durchführen lassen und der einiges an Erkenntnissen über den Lese- und Werbewert vermittelte, die selbst für Kenner der Materie zumindest in dieser Prägnanz neu waren.

Denn nach dieser inzwischen durch 57 titelbezogene Erhebungen von Verlagen der A. M. T.-Gruppe mittlerer Tageszeitungen (zu denen der TA gehört) ergänzten und bestätigten Analyse wird eine Zeitung gelesen bei Auflagen unter 10 000 von 3,5 Personen, 3,4 Lesern bei Auflagen von 10 000 bis 25 000, von 2,6 Lesern bei Auflagen von 25 000 bis 50 000, von 2,5 Lesern bei Auflagen von 50 000 bis 10 000 und von 2,4 Lesern bei Auflagen von 100 000 und mehr. Gelesen vor allem zu Hause, gelesen fast ausschließlich im Abonnement, während nur 7 Prozent der Boulevard-Blätter im festen Bezugsverhältnis abgesetzt werden. Und noch eine Zahl, die auf die Lese-Intensität hinweist: In 67 von hundert Fällen liegt die regionale und landschaftsorientierte Zeitung, die 61 Exklusivleser auf sich vereinigt,

noch am nächsten Tage auf. Das sind Werte, die vor allem für die Werbung und für die Anzeigenwerbung besonders relevant sind.

Die Zahl allein zählt nicht

1932 betrug die Durchschnittsauflage in Deutschland 6000 Stück, heute sind es 10 000. In England steht sie bei einer Viertelmillion, aber es gibt auf der Insel Blätter, die krank sind, obwohl sie einige hunderttausend Exemplare absetzen.

1223 von 1778 amerikanischen Zeitungen erreichen eine Auflage bis 25 000 Stück; viele liegen unter 5000 und sind dennoch gesund, weil sie ihre eigenen Konzeptionen, weil sie sich rationalisiert und modernisiert haben. Hier meldet sich für die deutsche Presse ein noch nicht überall gelöste: Nachhol-Problem an, dessen Entstehen vor dem Hintergrund politischer Zwangsmaßnahmen in den dreißiger Jahren und der teilweise totalen Wertzerstörung durch Krieg, Betriebsblockierung und schließlich durch Währungsverfall nur zu verständlich ist.

Neue Technik, neue Trends

Die Technik wird hier in den nächsten Jahren ein gewichtiges Wort mitsprechen; abzulesen an der immer stärker werdenden Umstellung auf das Bild hin, die eine Verbesserung der Druckmöglichkeiten, und weiter abzulesen an der Hinwendung zur Farbe, die neue Maschinen verlangen wird. Die Technik der Zeitungsherstellung, seit den ersten Setzmaschinen und den ersten Rotationen im Grunde bisher doch immer in einer überschaubaren Entwicklungslinie verlaufend, trifft alle Anstalten, neue Ausgangspunkte zu setzen. Auf dem Gebiete des Satzes nicht weniger als auf dem des Druckes deuten sich revolutionäre Umstellungen an.

Nach einer vielleicht drei Jahre alten Zusammenstellung ist zwischen 690 Haupt- und 774 Nebenausgaben zu unterscheiden, aber die Fluktuation wird auch hier bereits ein neues Zahlenbild geschaffen haben. Und nach einer neueren Untersuchung verfügen nur noch etwa 170 Blätter über Redaktionen, die von der Politik bis zum Sport alles im eigenen Hause bearbeiten, und zu ihnen zählt der Taunus-Anzeiger.

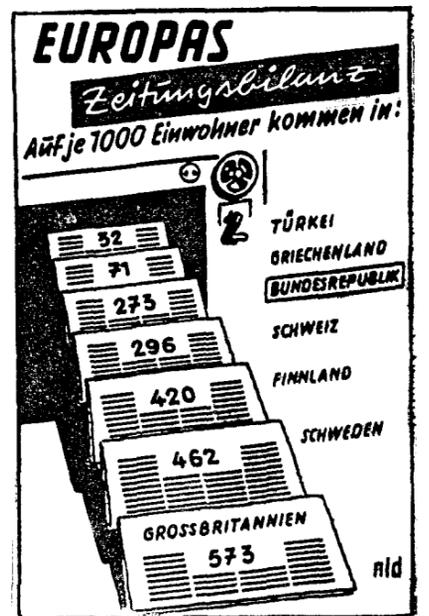
Es ist keine Schande, keine „große“ Auflage zu haben, und es gibt viele ausgezeichnete

mittlere, selbst sogar kleinere Zeitungen in der Welt, die diese Note beanspruchen können. Aber es wäre unverzeihlich, eine mittlere oder kleinere Zeitung ohne eine auf den individuellen Fall zugeschnittene Zeitung zu sein, und der Leitung des Taunus-Anzeigers mag deshalb aus Anlaß seines Jubiläums bescheinigt werden, daß sein Blatt auf die Taille der Zeit zugeschnitten ist.

Besondere Aufgabe — aber wie?

Es klingt möglicherweise nach Lästerung, aber ich spreche es aus: Die Zeitung steht im Begriff, in die Reihe der Konsumgüter aufgenommen zu werden. Das heißt, in die Sprache der ökonomischen Sachlogik übertragen: sie wird immer mehr dem Pendelspiel von Angebot und Nachfrage ausgesetzt sein, und da entscheidet die Qualität und das Wie, wie sie ihre besondere Aufgabe löst.

Auch die Zeitung ist in einem sehr umfassenden Sinne ein Markenartikel, ein höchst empfindlicher Markenartikel sogar. In einer



Der Raum für diese Anzeige wurde von der Papiergroßhandlung G. Schneider & Söhne KG, Zweigniederlassung Frankfurt am Main, dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt.

Werde Mitglied im Deutschen Roten Kreuz

Die Bereitschaften m und w unterrichten kostenlos:

- Erste Hilfe
- Sanitätsausbildung
- Schwesterhelferinnenausbildung
- Häusliche Krankenpflege
- Säuglingspflege

Männl. Bereitschaft e. V. — Weibl. Bereitschaft — Ortsverein

JOSEF MÜHL Dr. H. Küster FRAU E. NIES Frau L. Hanisch

Bereitschaftsführer Bereitschaftsarzt Bereitschaftsführerin Leiterin des Ortsvereins

Anmeldung erbeten an Rotes Kreuz, Oberursel, Schulstraße 22 b

Name _____ Vorname _____

geb. _____ in _____

Anschrift _____

Ich interessiere mich für freiwillige tätige Mithilfe

Ich interessiere mich für fördernde Mithilfe

Aufarbeitung, Modernisierung und Umbau von alten beschädigten und nicht mehr voll leistungsfähigen Setzmaschinen

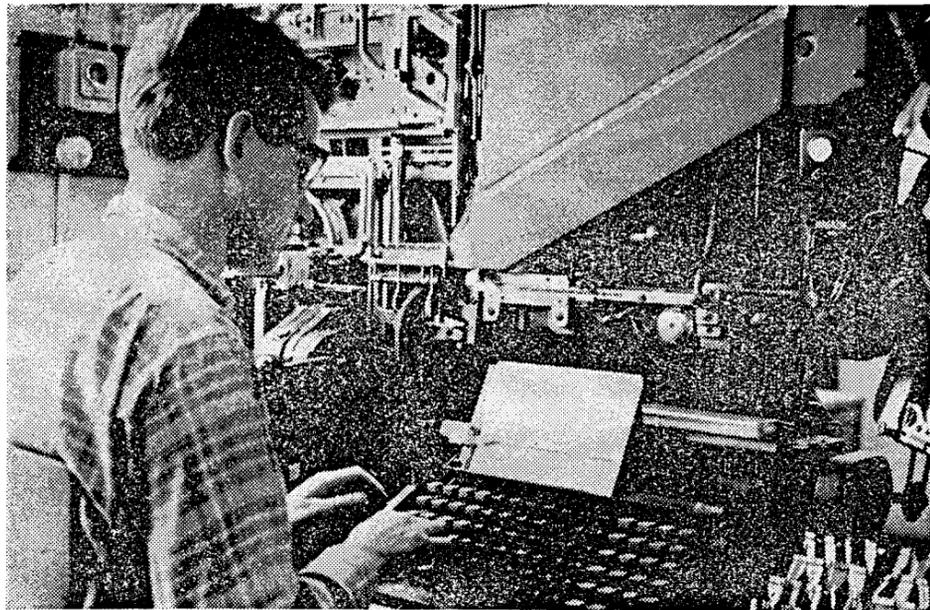
Lieferung von aufgearbeiteten und rekonstruierten Setzmaschinen

modernen Zusatzeinrichtungen, Ersatz- und Zubehörteile für Setzmaschinen

Reparaturen und Montagen

FRIEDRICH WILHELM SAUPE
SETZMASCHINEN · G. M. B. H.
STUTT GART · FEUERBACH

Der Satz dieser Ausgabe wurde mit von uns gelieferten Setzmaschinen hergestellt.



Maschinensetzer



Der Umbruchsaal

Massengesellschaft, an die der Markenartikel, will er nicht deklassiert werden, immer wieder in pausenloser Leistungssteigerung sich wenden muß, — in einer solchen Gesellschaft und in einer solchen Zeit muß sich auch die Zeitung, wie es Theodor Heuß einmal formuliert hat, in der scharfen Luft des freien Wettbewerbs behaupten, und nur unverzagte Gestrige glauben vielleicht noch, sie könnten die Entwicklung allein mit dem Anruf der Tradition bezogenheit an sich binden. Denn Tradition ist nicht, was Grünspan angesetzt hat, Tradition ist nicht das Petrefakte der Jahre. Tradition ist nicht Beharrung, sondern lebendige, gegenwartsverpflichtete und zukunfts zugewandte Fortsetzung der Vergangenheit. Man kann nicht mit verstopften Ohren schreiben, man hat es nie gekonnt und könnte es heute weniger denn je.

Modern auch ohne Skandale

Immer werden die Zeitungen die Stätten des geschriebenen Wortes sein und bleiben — was also liegt näher als die Erkenntnis, als daß man ihre Inhalte anreichernd aufzulockern und ihre Formen zu erneuern hätte. Man spricht so viel vom kleinen Mann, aber wo erfassen wir ihn wirklich? Es ist der nackte Unverstand, der behauptet, daß es keine Zeitungen für alle geben könne. Sie zu machen, sie verständlich zu machen für alle, in allem also gleichermaßen für alle lesenswert, von der ersten bis zur letzten Zeile, — das ist die wesentlichste Aufgabe auch des Taunus-Anzeigers gewesen, und sie wird es bleiben.

Es ist notwendig, daran zu erinnern, daß eine moderne Zeitung möglich ist, auch ohne daß sie in das Bestiarium der trüben Sensationen hinabzusteigen braucht. Gerade die landschaftsgebundenen deutschen Zeitungen haben, wenn sie sich ihrer Sache bewußt sind, eine unabwiesbare Aufgabe, die ihre Existenz legitimiert. Denn auch sie haben einen Beitrag zu leisten zur Erhaltung der Lebenswerte der modernen Gesellschaft, wie wir sie uns vorstellen, und zur Erhaltung einer echten, zeit zugewandten Substanz der Provinz, nicht im Sinne der Konservierung des Ueberholten, des Müffigen, des Untergehenden, sondern in der organischen Fortentwicklung des Bestehenden.

Die Zukunft findet immer statt

Für mich ist es ausgemacht, daß der phantastische Charakter, den die Realität in un-

Tradition und Fortschritt

Zeitungen unterliegen einer biologischen Eigengesetzlichkeit, sie werden älter mit jedem Tag und müssen jung sein, gegenwartsnahe und in einem sehr verpflichtenden Sinne zeitbezogen, wie es das Wort Zeitung andeutet. Nur die Zeitungen können bestehen, die Tradition und Fortschritt miteinander zu verbinden wissen — wie der „Taunus-Anzeiger“, der seine Kraft und seine Jugend aus seinem Alter nimmt.

Ihm, der zu unseren tätigen Mitgliedern zählt, gelten an diesem Tage seines 100jährigen Bestehens die besten Glückwünsche aller in der DIMITAG-Gemeinschaft mittlerer Tageszeitungen zusammengeschlossenen Verleger der landschaftsgebundenen deutschen Presse.

Erich Wagner
Direktor und Chefredakteur
der DIMITAG-Gemeinschaft in Bonn

rer Zeit angenommen hat, auch der Presse neue Möglichkeiten setzen muß. Die Welt, in der wir leben, ist anders als die, aus der der Pfarrer von Cleversulzbach, Eduard Mörike, in der bilderprallen Sprache seiner Lyrik sich an die „blauen Gezelte der Gestirne“ verlieren konnte: — die Sterne sind noch da, aber mit ihnen auch die milchig weißen Fahnen der Kondensstreifen, die die stählernen Vögel der zweiten Jahrhunderthälfte hinter sich herziehen. Der Telstar setzt eine andere Gegenwart als die zur Zeit der Diligence voraus.

Der Presse, der standortgebundenen zumal, bleibt nichts anderes, als in den Realitäten von heute schon die von morgen zu erkennen. Es läuft, bezogen auf unsere Situation, auf die Wiederentdeckung des Lokalen hinaus in einem universalen Rahmen allerdings, auf die Entdeckung einer in ihrem Sichtvermögen nicht nur auf den eigenen Rathausturm beschränkten, sondern bewußt sich als Teil einer zur Vollkommenheit drängenden Einheit und

also dem größeren Gesamten sich verantwortlich fühlenden scheuklappenlosen Politik.

Und wenn Ernst May, ein Baumeister mit hin, einmal nachdenklich anmerkte, das schwerste aller Probleme stehe den Menschen von heute noch bevor, nämlich seine Einpassung in die veränderte Welt, so steht für mich fest, daß dies, richtig verstanden, ein unverwechselbarer Auftrag an die standortgebundene Presse ist, diesem Menschen Anlaß und Gesetz von Vorgängen zu deuten, deren Objekt nicht zuletzt er selber ist. Es muß, es kann im Grunde eigentlich nur die Zeitung sein, die mit wacher und präziser Neugier und aus dämonischer Verliebtheit in die Gegenwart, täglich der dokumentaren Wirklichkeit sich zu stellen und in der Ueberschaubarkeit ihres lokalen Bereiches für ihre Leser die Beziehungen zu einer verwandelten Umwelt herzustellen vermag.

Der Stil von morgen

Die Zeitung der Zukunft wird nur denkbar und möglich sein mit Nachrichten der Zukunft.

Der Nachrichtenstil von morgen wird die konzentrierteste Form der schriftstellerischen Aussagemöglichkeiten darstellen. Er muß mit einer vollkommenen Durchsichtigkeit auch die kompliziertesten Zusammenhänge enthüllen und mit lächelnder Geschmeidigkeit selbst die bleiernsten Dinge an die Oberfläche ziehen können, er muß mit einer bannenden, formenden, lösenden Macht Gestalten und Horizonte, Glanz und Tränen, Glorie und Schande in einen Rahmen zwingen und das Turbulente der sich überstürzenden Ereignisse ebenso wie den Zauber des Intimen beschwören können. Die pedantische Beschreibung von Vorgängen und Ereignissen ist bereits der aus einem Mehr an Details, Substanz, Hintergrund, Farbe, Anekdotischem bestehenden und auf acht, zehn, zwölf Zeilen zusammengeschmolzenen Feature-Nachricht gewichen, und sie wird ihr weiter weichen müssen.

Die Botschaft der Zeitung

Die landschaftsgebundene deutsche Presse — das gilt auch für den Taunus-Anzeiger — hat es nicht leicht gehabt, sich durchzusetzen, aber sie ist den Beweis ihrer Legitimation nicht schuldig geblieben, und ihre Leser sind ihr gefolgt. Der Mensch will nun einmal in seinen nächsten Interessen angesprochen sein, das hat mit Krähwinkelei nichts zu tun, aber er will zugleich ein Stück Welt haben, und je vollkommener diese Zusammenschau aus dem Nahen und aus dem Fernen ausfällt, um so unabwiesbarer ist der publizistische Erfolg.

Wo steht geschrieben, daß eine Heimatzeitung nur des deutschen Spießers Schatzkästlein und die geistige Aufmarschweise für Trachtenfeste am Brunnen vor dem Tore zu sein hätte? Das Image, um diesen in Kurs gekommenen Terminus hier anzuwenden, das Image der deutschen Standortzeitung hat anders zu sein, es ist anders, wie der Taunus-Anzeiger beweist, und es ist kein allegorisches Wortspiel, wenn ich hinzusetze: Die Raumordnung im Großen wird diese Presse am wenigsten aus dem Gebot entlassen können, den Raum ihrer eigenen Ordnung abzustecken.

Ich weiß, daß die Rasse der Leser nicht ausstirbt, wenn die Zeitung ihre Wirkungsgesetze den allerdings gründlich veränderten und noch fortgesetzt sich ändernden Gegebenheiten anpaßt — wie diese hier es tut.

Die bekannten Femso-Fabrikate in Kunststoffen, Leder, Kunstleder

RIEMEN

ROHRE

BÄNDER

U-PROFILE

PROFILE

ZIERPROFILE

SCHNÜRE

ZIERLEISTEN

SCHLÄUCHE

KEDERPROFILE

FLECHTMATERIALIEN

DICHTUNGSPROFILE



EIGENES LABOR UND EIGENER WERKZEUGBAU



FRANZ MÜLLER & SOHN

FEMSO-WERK

OBERURSEL/TS, AUMUHLNSTRASSE 3-5 o FERNSPRECHER 2629 u. 4911 o TELEX 4-13224

*In allen Lagen
FEMSO fragen!*

Auf dem Boden der Heimat gewachsen

Charakteristikum deutschen Zeitungswesens
Von Prof. Karl d'Estes

Auf dem Boden der deutschen Heimat sind jene Zeitungen gewachsen, die sich Heimatzeitung nennen. Wenn sich ein Blatt diesen Titel beilegt, so soll es bedenken, daß es sich dabei um einen Ehrentitel handelt.

Die Liebe des deutschen Menschen zu seiner Heimat läßt sich auch aus seiner Vorliebe für die Heimatzeitungen erkennen. Das deutsche Zeitungswesen unterscheidet sich ja geradezu von dem des Auslandes dadurch, daß es nicht in einigen Hauptstädten zusammengeballt ist, sondern daß es zahlreiche Besonderheiten und landschaftliche Eigenheiten bewahrt hat. Gerade die kleineren und mittleren Zeitungen, die fest in der Heimat verwurzelt sind, dürfen als ein Spiegelbild der Sorgen und Nöte, der Vorzüge, der Sitten und Gebräuche der Heimat gelten. Sie haben in der heutigen Zeit eine besondere Aufgabe, denn sie gleichen die Spannungen aus zwischen Land und Stadt, sie mildern die Gegensätze und erleichtern ein gegenseitiges Vertrauen.

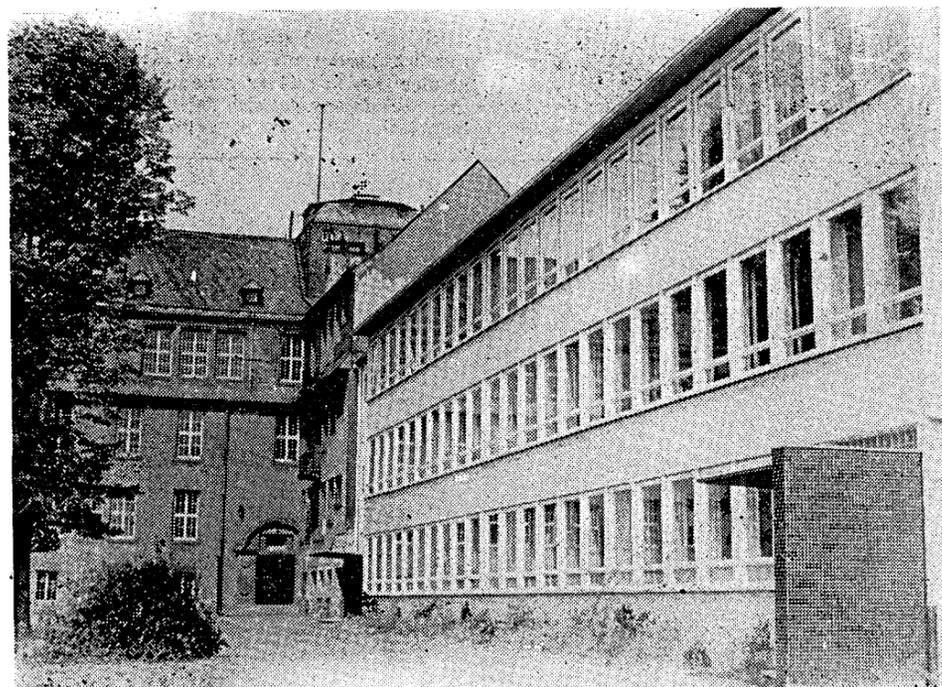
Eine richtig geleitete Heimatzeitung wird sich freilich nicht dazu hergeben, Kirchturmspolitik zu treiben, „Im engen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken.“ Die Heimat ist ja nur ein Stück der großen Welt da draußen, und es gilt, sie richtig in diese Welt hineinzustellen.

Ein spanischer Philosoph hat das Hineinwachsen des einzelnen in die große Welt gut gezeichnet: „Jeder einzelne erlebt gewohnheitsgemäß die ganze Erde. Durch die Zeitungen wird der Leser mit der ganzen Welt verbunden. Durch den Ausbau des Nachrichtenwesens erfährt der Landmann genau wie der Großstädter, was sich drüben in China und Japan ereignet.“

Hier beginnt die wichtigste Aufgabe der Heimatzeitungen, die rechte Auswahl aus dem in Massen anfallenden Stoff zu wählen. Während die Großstadtzeitungen die Mahnung Goethes befolgen, „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“, und bestrebt sind, die verschiedenartigsten Wünsche ihrer stark gemischten Leserschaft zu befriedigen, hat die Heimatzeitung die dankbare, aber auch schwierige Aufgabe, das große Weltgeschehen so zu schildern, daß sie das herausgreift, was für ihren Leserkreis zu wissen wertvoll und notwendig ist.

In der Heimatzeitung soll der Leser sich schulen für das Verständnis der Weltpolitik. In seiner Gemeinde kann er sich Sachkenntnis aneignen, um am Wohl und Wehe des Vaterlandes im Rahmen der großen Weltpolitik teilzunehmen.

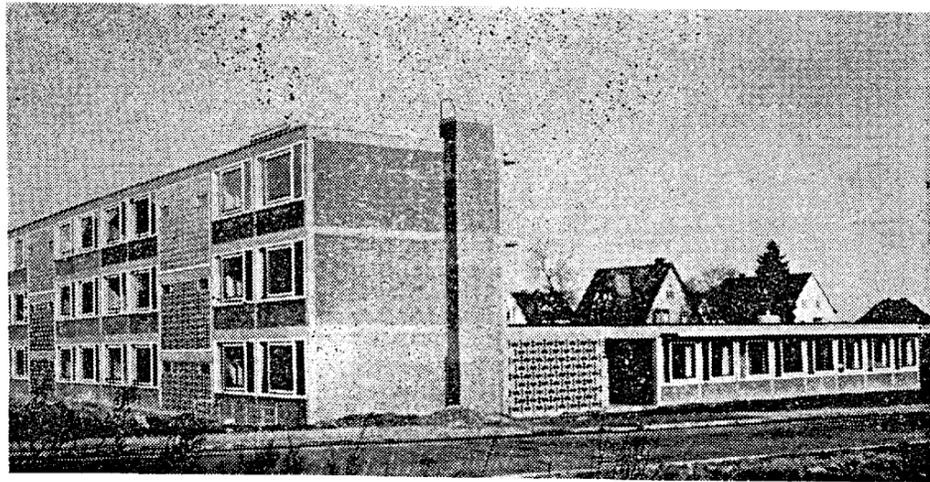
Ziel der Heimatzeitung soll es sein, ihre Leser zur tatkräftigen Mitarbeit bei allem zu erziehen, was dem Wohle der Heimat dient. Denn es gilt in unserem papierenen Zeitalter, was Jean Paul einmal schrieb: „Die Vaterlandsliebe besteht nicht im Schreien und Schreiben darüber, sondern in tätiger Teilnahme an allem Oeffentlichen, in Wärme für das Glück einer Stadt.“



Der neue Seitenflügel des Realgymnasiums

Stadt der zwölf Schulen

Mit Erasmus Alberus begann das höhere Schulwesen in Oberursel Von Wilhelm Wollenberg



Die neue Realschule (Mittelschule)

An der Schulstraße 27 steht ein markantes Gebäude: die 1877 eingeweihte „Bürgerschule“, wie es über dem Portal heißt, ein heute noch stolzes Zeugnis großzügiger und weitblickender Planung einer aufstrebenden Stadt mit damals etwa 3 500 Einwohnern. Von diesem Haus ging ein befruchtender Strom in unser örtliches Schulwesen. In seinen Räumen war längere Zeit neben der allgemeinen Volksschule eine aus der nassauischen Zeit stammende Realschule.

Im Jahre 1864 wurde in Verbindung mit der an der Hohemark entstandenen Spinnerei eine „Fabrikschule zur Hohemark“ gegründet. Diese Schule, 1889 von der Stadt als „Communal-Schule Hohemark“ übernommen, wurde nach der Auflösung der Aktiengesellschaft für Spinnerei und Weberei im Jahre 1902 in die „Bürgerschule“ aufgenommen. Im gleichen Jahr wurde auf dem Schulgelände der Grundstein für ein neues Schulgebäude gelegt, in das die Mädchen der Bürgerschule einzogen. Im neuen Haus entstand das spätere Lyzeum. 1920 nahm es die aus einer 1850 gegründeten „Gewerbeschule“ entstandene moderne städt. Berufsschule auf. 1950 wurden der Volksschule zwei Hilfsklassen angegliedert — der Beginn der heutigen Sonderschule — und 1951 zwei Aufbauklassen, der Grundstock für die heutige Realschule. Heute ist das stolze Haus der alten Bürgerschule das Heim der Volksschule Mitte.

Mit der nach dem zweiten Weltkrieg wachsenden Stadt und dem damit verbundenen Anwachsen der Schülerzahlen erwies es sich als notwendig, eine neue Volksschule zu bauen. So entstand für den Stadtteil rechts und links der Hohemarkstraße die 1953 eingeweihte Volksschule Nord.

1929 kam Oberursel durch die Eingemeindung von Bommersheim zu seiner damals zweiten Volksschule, die sich sehr rasch aus einer dörflichen Schule zu einer vollausgebauten achtklassigen Volksschule entwickelte. Inzwischen reichen die Räume dieser alten Schule durch die sich ständig erweiternde Vor-

ortsgemeinde nicht mehr aus. Im nächsten Jahr wird die geplante und bewilligte Erweiterung der Volksschule Süd beginnen und die Stadt um ein weiteres modernes Schulgebäude bereichern.

Seit Ostern 1962 hat Oberursel auch eine selbständige Sonderschule. In naher Zukunft wird diese Schule ein eigenes Haus beziehen,



Luftbild mit Volksschule Mitte und Berufsschule

das für die Kinder nicht nur eine Stätte der Erziehung und des Unterrichts, sondern auch eine Lebenshilfe sein soll. Jetzt schon unterrichten sechs Lehrkräfte in fünf Klassen Kinder aus Oberursel und vier Nachbarorten, denen aus verschiedenen Gründen geholfen werden muß.

Aus den in der Volksschule Mitte 1951 eingerichteten zwei Aufbauklassen entwickelte sich über einen sogenannten Mittelschulzug die heutige Realschule. Dieser sich außerordentlich lebhaft entwickelnde Schultyp konnte, zunächst noch Gast in der Volksschule Nord, 1960 ein eigenes Gebäude in der Zeppelinstraße beziehen. Mit diesem Schulhaus wurde die Stadt durch ein bemerkenswertes Bauwerk bereichert. Es zählt zu den modernsten in Hessen.

Nachbar der Realschule ist das Gymnasium in der Liebfrauenstraße. Als seinen ersten Vorgänger, wenn auch nicht in direkter Nachfolge, kann man die im 16. Jahrhundert von Erasmus Alberus gegründete Lateinschule ansehen, die später wieder einging. Sie war die erste höhere Schule in Oberursel. Aus der alten, sogenannten nassauischen Realschule wurde 1910 eine selbständige Realschule nach preußischem Muster gebildet. Nach Einzug in ihr neues Gebäude im Jahre 1913 wurde die sechsstufige Realschule, eine Anstalt mit einem Abschluszeugnis für „die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Militärdienst“, zu einer Oberrealschule ausgebaut, an der die Schüler die Reifeprüfungen ablegen konnten. In der Zeit des „Dritten Reiches“ wurde aus der Oberrealschule die Oberschule, nach dem zweiten Weltkrieg zunächst das Realgymnasium, heute das Gymnasium. Im Jahre 1931

wurde die Oberrealschule mit dem Lyzeum, einer höheren Mädchenschule, vereinigt. Diese Mädchenschule geht auf eine 1864 gegründete private höhere Töchterschule zurück. 1903 wurde für das Lyzeum ein eigenes Gebäude in der Oberhöchstatter Straße 7 errichtet, in das nach der Auflösung der Schule die Stadtverwaltung einzog. Aus dem Schulgebäude wurde unser heutiges Rathaus.

Eine bedeutende Rolle in unserem öffentlichen Schulwesen spielt auch die städt. Berufsschule. Sie hat ihr eigenes, 1961 vollendetes, modern und großzügig eingerichtetes Heim an der Oberhöchstatter Straße. Aus bescheidenen Anfängen im Jahre 1850, vom „Lokalgewerbeverein“ als „Gewerbeschule“ gegründet, entwickelte sie sich zu einer Schule, deren Einzugsgebiet heute den ganzen Ober-Taunuskreis umfaßt. Angegliedert ist ihr eine Haushaltungsschule, eine zweijährige hauswirtschaftliche Fachschule.

Nach dem zweiten Weltkrieg sind eine ganze Reihe neuer Schulen am Platz entstanden. Im ehemaligen alten Johannisstift an der Taunusstraße wurde 1947 mit staatlicher Genehmigung das Kindergärtnerinnenseminar der Schwestern von der Göttlichen Vorsehung eröffnet. Dort erhalten Mädchen ihre Ausbildung als Kindergärtnerinnen. Als private Fachschule wurde das Seminar 1932 in Mainz gegründet. Durch Regierungsmaßnahmen und Kriegsverhältnisse gezwungen, war die Schule

sechs Jahre geschlossen. Heute nimmt sie in einem eigenen, modernen Gebäude im Maasgrund eine beachtliche Entwicklung.

Eine ganz besondere Bereicherung erfuhr das Schulwesen unserer Stadt durch die Ansiedlung der Luth. Theologischen Hochschule in der Altkönigstraße. Diese Hochschule wurde von der evang. Freikirche in Altpreußen und der evang. luth. Freikirche nach dem Kriege als Fortsetzung ihrer zerschlagenen Ausbildungsstätten in Breslau und in Kleinmachnow neu ins Leben gerufen. In erster Linie dient sie dem eigenen theologischen Nachwuch der Kirchen, steht aber als freie Hochschule der gesamten studierenden Jugend offen, wie umgekehrt ihre Studenten zeitweilig auch an anderen Hochschulen und Universitäten ihre Studien betreiben. Mit der Hochschule ist ein theologisches Proseminar verbunden, eine sprachliche Vorstudienanstalt, in der Abiturienten ihre altsprachlichen Kenntnisse erweitern und vertiefen können.

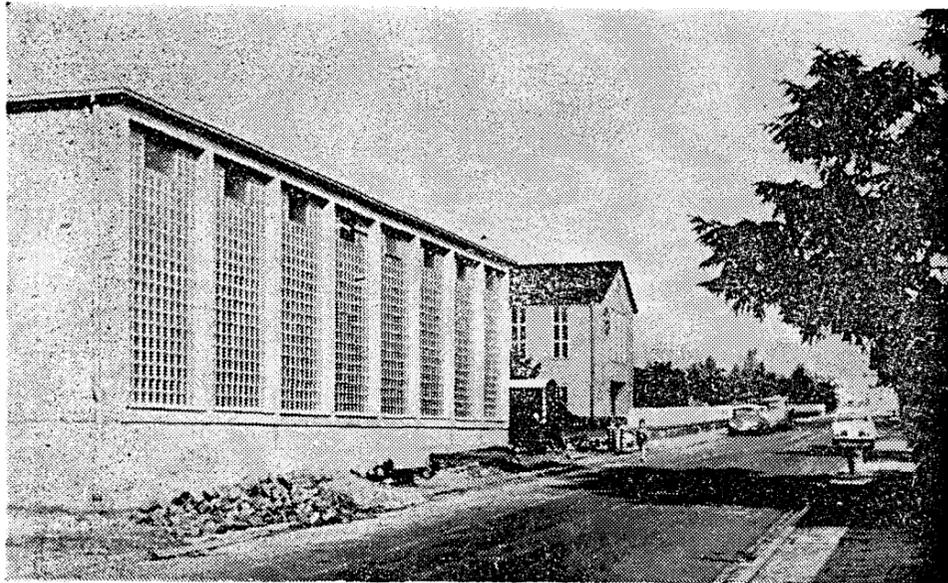
In der Nachkriegszeit haben sich noch zwei weitere Schulen hier angesiedelt, die, wenn sie auch nicht zu den allgemein bildenden öffentlichen Schuleinrichtungen gehören, doch von Bedeutung sind und nicht unwesentlich mit dazu beigetragen haben, Oberursel den Charakter einer Stadt der Schulen zu geben. Der nach dem Krieg entstandene Gewerkschaftsbund Hessen hat als einer der ersten Gewerkschaftsbünde bereits im Jahre 1947 in Oberursel eine Landesgewerkschaftsschule errichtet, die nach dem Zusammenschluß der Landesgruppen zum Deutschen Gewerkschaftsbund in eine Bundesschule des DGB umgewandelt wurde. Sie ist eine Bildungsstätte der Gewerkschaften, um deren Mitgliedern und

**Wer in Oberursel kauft, spart Zeit und Geld
und erhält beim Einkauf noch die beliebten Gewo-Rabattmarken**

vor allen Dingen den Trägern der Organisation das notwendige Rüstzeug für die Beteiligung am betrieblichen und öffentlichen Leben zu geben.

Die gleiche Aufgabe hat auch das 1954 gegründete erste Haus der Gewerkschaftsjugend.

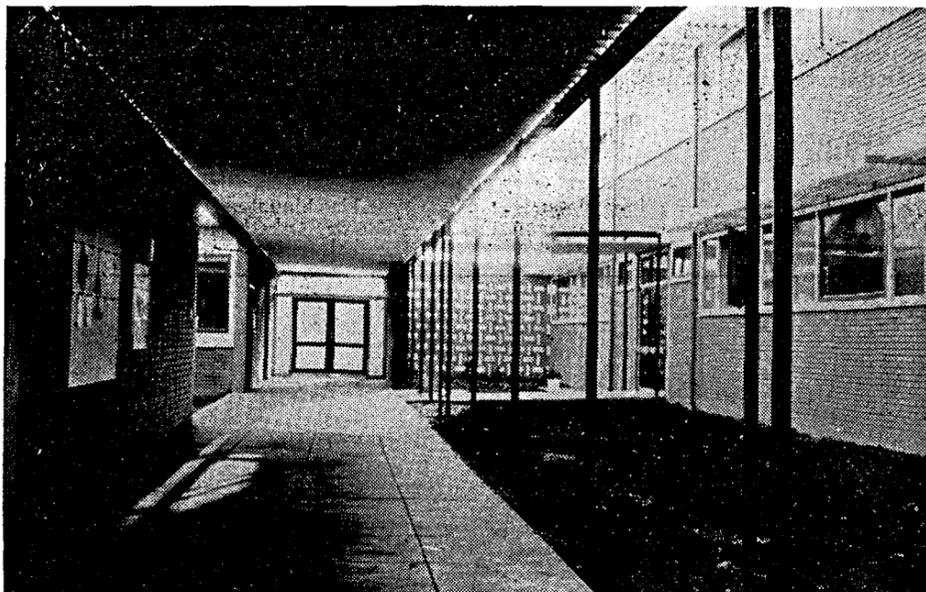
meinen Wissens vor allen Dingen lebendige Beziehung zu allen Fragen der Gegenwart zu verschaffen und das Verständnis zu wecken für verantwortlichen Dienst am Volk, an der Menschheit, auf dem Boden der Demokratie, der Achtung, Duldsamkeit und Wahrhaftigkeit.



Die Turnhalle der Volksschule Nord

Hier wird die Gewerkschaftsjugend für ihre künftige Arbeit nach einem speziellen, für die Jugend ausgerichteten Lehrplan vorbereitet. Diese beiden Schulen des DGB sind auch zu bedeutenden Stätten der Begegnung mit ausländischen Gruppen geworden. Dem Haus der Gewerkschaftsjugend ist ein Seminar der Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Leben“, ein Zusammenschluß zwischen Erwachsenenbildung und Gewerkschaften, angegliedert. Dieses Seminar, das der allgemeinen politischen Bildung dienen will, ist allen Jugendlichen

Zu allen bis jetzt genannten Schuleinrichtungen kommen noch zwei Unternehmungen, die privater Initiative entsprungen sind. Das ist einmal eine Technische Lehranstalt, eine „Private Technikerschule“ in der Alberusstraße, die in mehrsemestrigen Tages- und Abendlehrgängen zur Heranbildung von Technikern dient. Zum anderen ist es „The Frankfurt International School e. V.“ Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, Kindern in Frankfurt a. M. und Umgebung, unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit, in zwölf Klassen eine



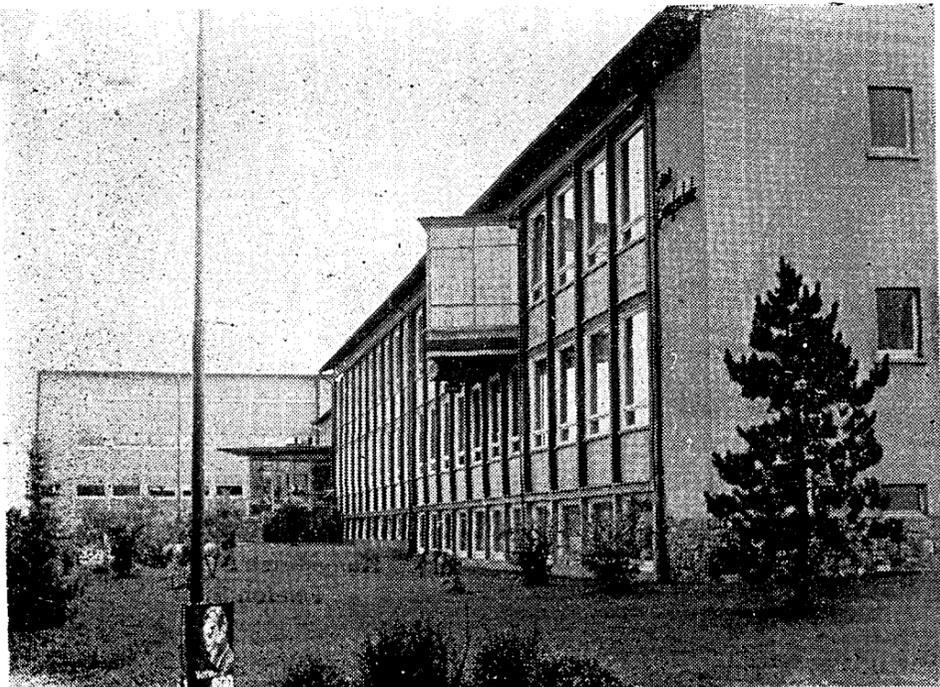
Überdachte Wege zwischen den Klassentrakten der Realschule

ohne Rücksicht auf irgendwelche organisatorische Bindungen zugänglich.

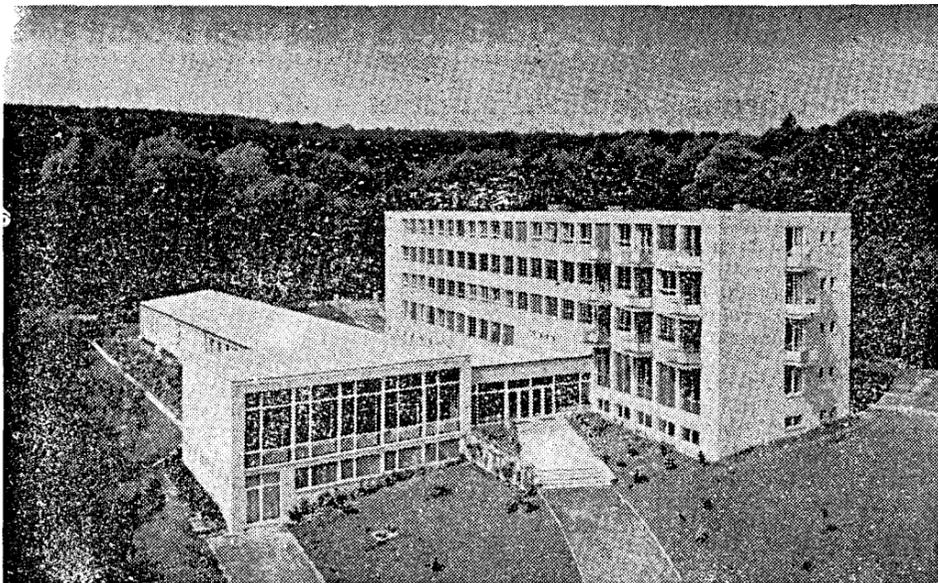
Wenn von den Schulen unserer Stadt die Rede ist, dann darf auch die „Volkshochschule“ ein Glied des Bundes für Volksbildung Oberursel, nicht fehlen, wenn sie auch keine Schule im herkömmlichen Sinne ist. Sie gehört aber zu den Bildungseinrichtungen unserer Zeit, deren Bedeutung, „Mittel zur Bildung eines Volkes“ zu sein, nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Seit dem ersten Tag ihres öffentlichen Wirkens hat sie sich bemüht, ihren Hörern neben der Vermittlung allge-

Grundschulausbildung zu geben. Als Vorstufe ist ein Kindergarten eingerichtet.

Oberursel hat also viele Schulen. Das ist eine Feststellung, die mit berechtigtem Stolz getroffen werden kann. Ob Oberursel deshalb auch eine „Schulstadt“ ist, so wie man von einer „Universitätsstadt“ spricht, das hängt davon ab, wie die Bürger die Schulen ihrer Stadt einschätzen, zu ihrer eigenen Sache machen und in welcher Position sich die Schulen selbst im geistigen Leben der Stadt sehen. Voraussetzungen dafür sind aus Vergangenheit und Gegenwart reichlich vorhanden.



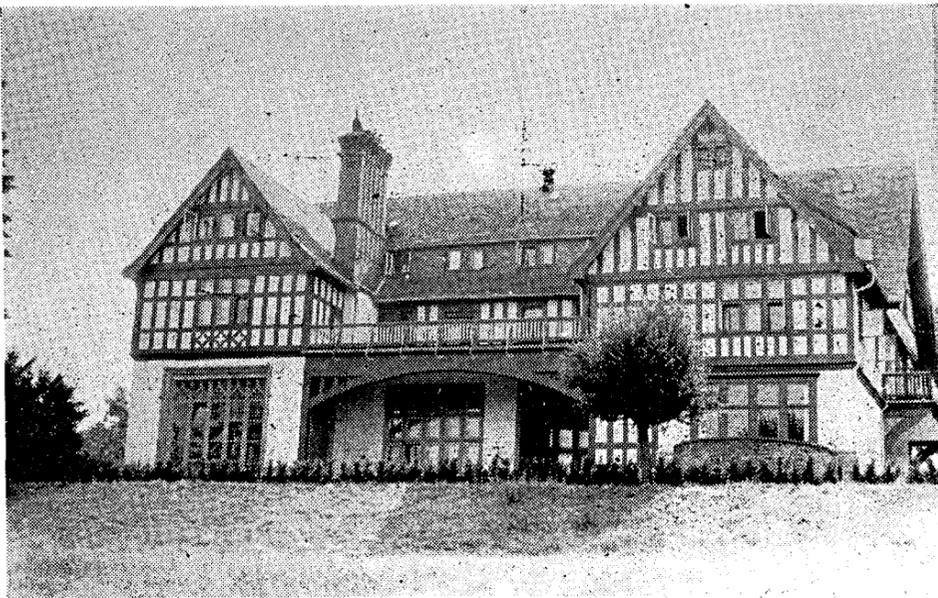
Die Städtische Berufsschule



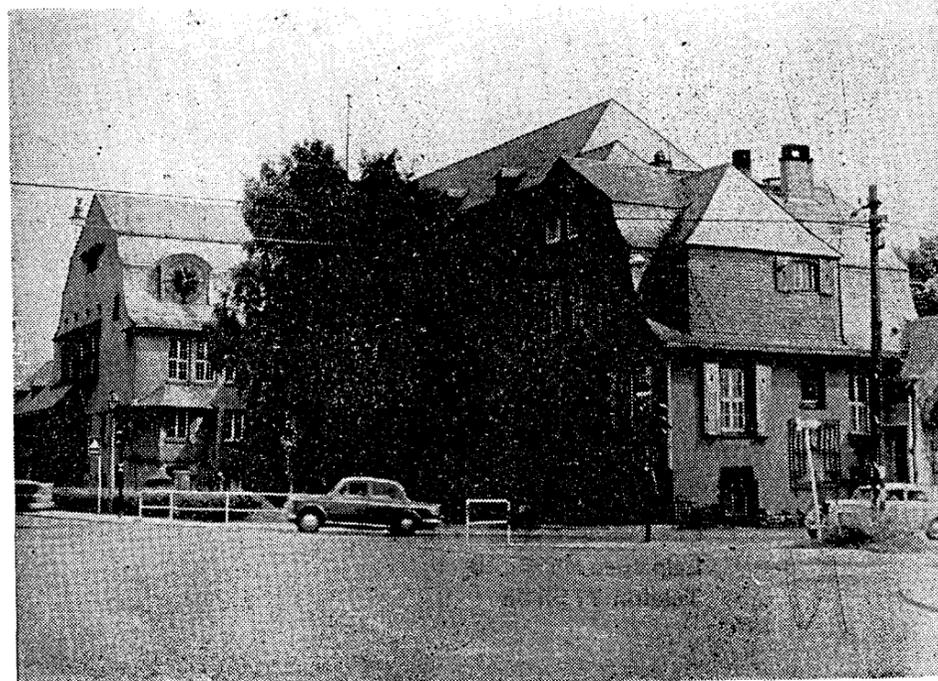
Das Kindergärtnerinnenseminar am Altenhöferweg



Praktische Übungen im Maasgrund



Die Jugendschule des DGB



Das Realgymnasium

Alte Straßen – neue Plätze

Oberursel als Siedlungsgebiet — 3000 neue Wohnungen seit Kriegsende – Noch viele Aufgaben zu lösen

Von Günther Ziesecke

Jahr für Jahr entstehen in Oberursel neue Straßen, neue Plätze. Die Zahl der Einwohner hat sich in knapp 25 Jahren mehr als verdoppelt. 1939 wohnten nur etwa 11 000 Menschen in den Mauern der Stadt. Heute sind es — einschließlich der Bewohner der kleinen amerikanischen Siedlung am Camp King — 24 400 Personen.

Rings um den alten Stadtkern wuchsen nach 1945 Wohnsiedlungen empor, Industriebetriebe siedelten sich an. Oberursel ist eine Stadt zwischen dem Gestern und dem Morgen geworden. Eine Stadt, die über Nacht aus ihrer beschaulichen Ruhe gerissen wurde. Wo vor 15 Jahren noch die Kornfelder reiften, stehen schmutzige Wohnzeilen. Die Asphaltbänder der Straßen greifen wie die Arme eines unersättlichen Polypen in das Umland. Neue Baugebiete werden erschlossen und neue Industrieviertel geplant. Umgehungsstraßen werden in wenigen Jahren an den Gemarkungsgrenzen die Stadt wie ein Korbzitt umschließen und die Grenzen für eine weitere

Ausdehnung setzen. Keine 25 Jahre werden vergehen, bis Oberursel zwischen 35 000 und 40 000 Einwohner zählt. Oberursel ist eine Stadt im Aufbruch, die Jahr für Jahr ihr Gesicht verändert. Das Gestern ist nur noch in der Altstadt um die ehrwürdige Pfarrkirche St. Ursula zu erkennen. Wie lange noch? Schon werden die Voraussetzungen für die Altstadtsanierung geschaffen. Die Zeit der kleinen, verträumten Gassen, der stillen Winkel einer Vergangenheit, von der man nur noch Schönes zu berichten weiß, geht zu Ende. Es formt sich das Gesicht von Morgen, überall in der Stadt.

Es sind nicht immer große Siedlungen, die neue Züge in das alte Antlitz prägen. Oft meißelt die Spitzhacke beim Abriß eines alten Hauses in einer Hauptstraße eine neue Falte in das Gesicht der Stadt, und erst ein Neubau, und dann ein zweiter und schnell folgend ein dritter glätten die Falte und lassen ein modernes Stadtbild entstehen. Die alte Straße wird breiter, die Gaslaternen weichen dem



Die Uorstadt heute



Die Uorstadt gestern

Neonlicht. Schaufensterfronten unter Arkaden geben der Straße etwas von dem großstädtischen Glanz, den die Nachbar-Metropole ausstrahlt. Wird Oberursel dadurch schöner, immer und in jedem Fall? Wer wagt diese Frage mit einem bedingungslosen „Ja“ zu beantworten? Zuviel wurde in der jüngsten Vergangenheit in der Städteplanung versäumt. Es gilt nun „das aus den Nähten Plätzen“ in ein organisches Wachstum umzuformen. Das ist eine ebenso schöne wie auch schwierige Aufgabe. Wir können nur hoffen, daß sie gelingt — zum Wohle Oberursels.

*

In diesen Tagen gab der Magistrat bekannt, daß 200 Straßenschilder bestellt seien. Auch diese Zahl spiegelt das „Größerwerden“ Oberursels wider. Es gibt jedoch imponierendere Zahlen. Seit der Währungsreform von 1948

bis zum 1. März 1960 sind für den Straßenbau 3,6 Millionen Mark aufgewandt worden. Für den Wohnungsbau wurden bis 1962 etwa 2,7 Millionen Mark aufgebracht. Mehr als 2,5 Millionen Mark erforderte die Erweiterung des Kanalisationsnetzes allein bis 1960. In den letzten drei Jahren kamen beträchtliche Mittel dazu. Für Schulneubauten oder Vergrößerungen von Schulen wurden bis 1960 bereits 4,8 Millionen Mark ausgegeben. Soweit vorerst die Zahlen.

Vor 1939 waren in Oberursel nur drei größere Siedlungen entstanden. Unterhalb der Bahn baute die Gagfah Einfamilien-Reihen Häuser und Wohnblocks. Das alte Gaswerk „Im Setzling“ wurde von schmucken Eigenheimen umschlossen. Die Häuserzeilen dehnten sich bis hinunter zur Bommerheimer Haltestelle der Lokalbahn aus. Neue Straßen-

S
P
O
R
T

M
O
D
E
N

Das Fachgeschäft
für Mode und Sport

Sportgeräte • Sportbekleidung • Sportschuhe
Campingbedarf • Wintersportausrüstungen

SPORTHAUS
TAUNUS

Frankfurt am Main
Leipziger Straße 10
Telefon 77 96 05

Oberursel (Taunus)
Kumeliusstraße 2
Telefon 2192

namen tauchten auf: Im Stockborn — Damaschkestraße — Gattenhöferweg.

Ein Villenviertel in einer bevorzugten Lage wurde „Am Hang“ geschaffen. Dies war ein Stadtteil, der fast in sich abgeschlossen und durch den Maasgrund vom Stadtkern getrennt, viele Neubürger in Oberursel sesshaft werden ließ. Und wieder gesellten sich zu den alten Namen wie Ackergasse — Eppsteiner Straße — Wiederholtstraße und Strackgasse neue Straßenschilder „Am Hang“, „Henricusstraße“, „Kleine Schmied“ und „Freiheit“ wiesen den Weg.

Im Norden Oberursels wurden am Eisenhammerweg und am Borkenberg Wohnblocks errichtet. „Die Glöcknerwiese“, so heißt diese Siedlung, nahm vor allem Arbeiter und Angestellte auf. Nach 1945 hat sich auch diese Siedlung erheblich vergrößert. Alt- und Neubürger wohnen harmonisch zusammen. Heimatvertriebene und Sowjetzonenflüchtlinge fan-

nen Mark mußten für diesen Zweck vom Land als Zuschüsse und Darlehen bereitgestellt werden. Dieses Wachstum erforderte und verlangt auch jetzt noch den Ausbau der städtischen Einrichtungen. Für den Bau einer Kläranlage waren 1,7 Millionen Mark notwendig. Bis zum 1. März 1960 mußte die Stadt etwa 2 Millionen Mark für den Ausbau der Wasserversorgungsanlagen aufbringen. Seit diesem Zeitpunkt bis Ende 1962 wurden weitere 2,9 Millionen Mark investiert. Doch noch immer ist die Wasserversorgung für Oberursels Bürger nicht gesichert.

1945 mußte auch Oberursel — wie jede deutsche Gemeinde — die heimatvertriebenen Brüder und Schwestern aufnehmen. Die Einwohnerzahl schnellte hoch. Das Wohnungsproblem wurde über Nacht die größte Sorge.

Die Jahre vergingen, und Oberursel dehnte sich nach allen Seiten hin aus. Überall im Stadtgebiet schossen die Bauten empor, Bau-



Die sogenannte Bi-Zone, die erste Oberurseler Siedlung nach dem zweiten Weltkrieg

den dort ein neues Heim. Der Name der Straße, die durch dieses Wohnviertel führt, erinnert an einen Verfechter der kommunalen Selbstverwaltung, den Freiherrn vom Stein. In einer Städteordnung verfügte er im November 1808 die Selbstverwaltung in den Städten. Auch eine Landgemeindeordnung wurde von ihm geplant.

Außer diesen drei in sich geschlossenen Wohnsiedlungen waren in den dreißiger Jahren keine größeren Stadtviertel entstanden. Vergessen werden darf allerdings nicht jener Stadtteil, der sich um das Gymnasium gebildet hatte und im Nordosten mit der „Pflingstweidstraße“ abschloß.

Das Wachstum Oberursels in den Jahren vor dem 2. Weltkrieg war ruhig. Es war nichts von der schon fast hektischen Betriebsamkeit der Gegenwart zu spüren. Mit dem Kriegsende 1945 schloß ein Kapitel städtebaulicher Entwicklung. Bevor die erste Seite des nächsten Abschnittes aufgeschlagen wurde, vergingen drei Jahre. Die Währungsreform war auch der Stichtag für den Beginn einer Vergrößerung Oberursels, wie sie niemand voraussah oder auch nur vorauszusagen wagte.

*

Am 15. August dieses Jahres konnte in der Nähe der Motorenfabrik zwischen Hohemark- und Usastraße das Richtfest für 130 Wohnungen gefeiert werden. Rund 5 Millionen Mark verschlingt allein dieses Projekt. 130 Familien, deren Ernährer als Fachkräfte in der Motorenfabrik arbeiten, erhalten dort ein Heim. Viele von ihnen kommen aus Nachbarorten. Oberursel wird wieder größer. Das Richtfest ist eines von vielen, welche die Heimatzeitung im Laufe eines Jahres verzeichnet. Seit 1948 wurden in Oberursel über 3 000 Wohnungen gebaut. Eine eindrucksvolle Zahl. Viele Millio-

kräne kennzeichneten die Landschaft am Stadtrand. Im Süden wie im Norden, im Westen wie im Osten entstanden neue Siedlungen.

Die „Bizone“ zwischen Maasgrund und Rotbornstraße war der erste größere Wohnungsbau nach Kriegsende. Mitarbeiter der damaligen Zonenverwaltung fanden dort eine Wohnung. Im Straßenregister der Stadt wurden neue Namen eingetragen: Mittelweg — Meiersberg — Brüder-Grimm-Straße. In Bommersheim entstand die Hermann-Ortloff-Siedlung. Am südlichen Stadteingang wuchsen Wohnblocks und Eigenheime aus dem Boden. Von der Frankfurter Landstraße führt jetzt die Bommersheimer Straße zum Dorfkern Bommersheims. Haus reiht sich an Haus. Es würde zu weit führen, wollte man jede der kleinen Siedlungen erwähnen, die sich wie Waben aneinanderreiheten und Oberursel Jahr für Jahr größer werden ließen.

Ein für Oberursel sehr bedeutendes Siedlungsprojekt ist im Norden der Stadt verwirklicht worden. die Hilpert-Siedlung. Vor drei Jahren wurden dort 460 Wohnungen bezugsfertig. Außerdem entstand als Hochhaus ein Post-Wohnheim. Unterhalb der Hilpert-Siedlung schloß sich Wohnblock an Wohnblock. Von der Oberstedter Straße bis hinauf zum Camp-King ist ein neuer Stadtteil entstanden, dessen Straßennamen an große und kleine deutsche Flüsse erinnern. Hunderte von Familien fanden dort Unterkunft und in vielen Fällen nach Jahren des Barackenlebens wieder ein menschenwürdiges Heim.

Zwischen der Liebfrauenstraße und der Freiligrathstraße säumen jetzt schmucke Einfamilienhäuser die Straßen. Ein gutes Beispiel tatkräftiger Selbsthilfe ist die St.-Ursula-Wohnsiedlung an der Rossert- und Alexander-Hess-Straße. Straßen, deren Namen dem Neu-



In der Altstadt wurden unsere Straßen aus „Badkatzen“ gepflastert

Wir

gratulieren

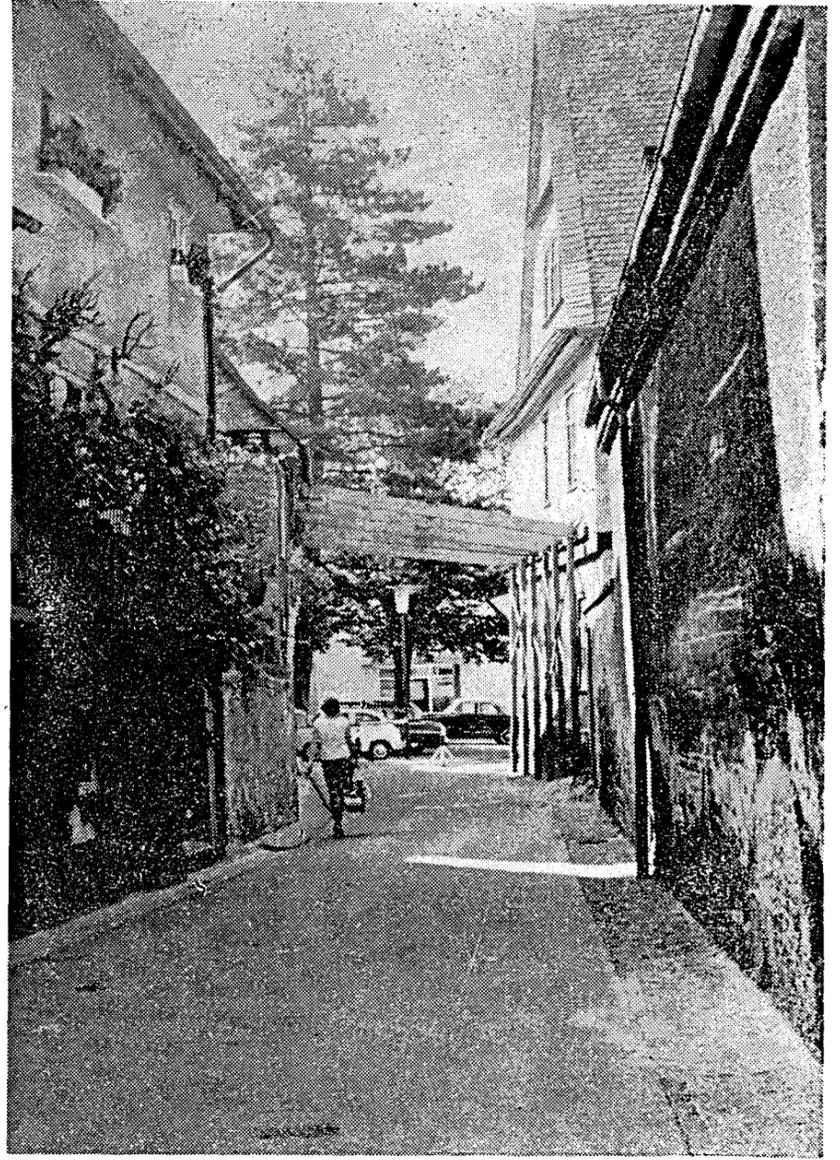
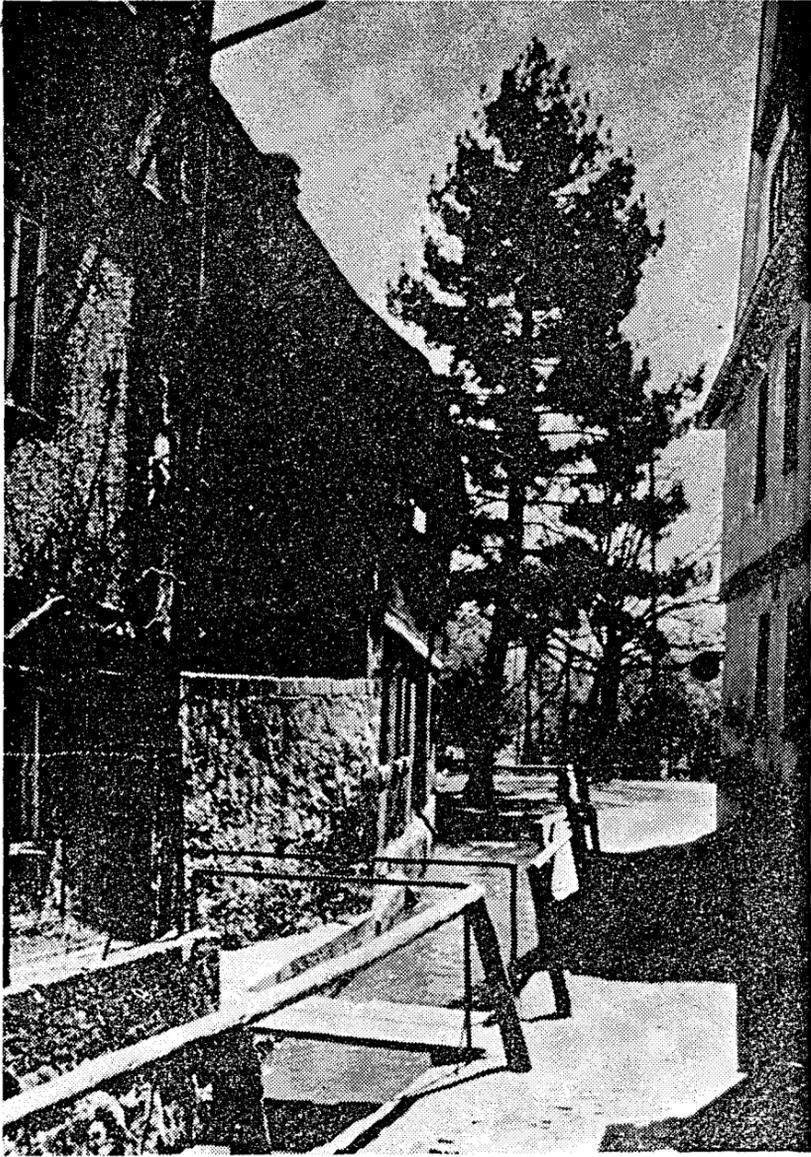
dem Taunus-Anzeiger zu seinem 100. Geburtstag und wünschen, daß er weitere 100 Jahre seinen Lesern ein treuer Begleiter bleibt.

Der Taunus-Anzeiger gibt uns die Möglichkeit, Sie immer aufs Neue mit unseren Angeboten vertraut zu machen, dafür danken wir ihm.

STRAUB

zieht Herren an

Oberursel/Ts., Folkbertusstraße 14
unterhalb des Bahnhofs



Das Hospitalgäßchen, wie es einmal war und wie es heute ist

bürger nichts sagen. Wer war Alexander Hess? Selbst alte Oberurseler Bürger überlegen und wissen nur selten eine Antwort. Und wenn man will, gibt es sogar zwei Antworten auf die eine Frage. Alexander Hess war Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde und hat sich um Oberursel sehr verdient gemacht. In seiner Amtszeit wurde auch die evangelische Kirche an der Oberhöchstädter Straße gebaut. Ihm zu Ehren erhielt eine Straße seinen Namen. Interessant ist aber auch zu erfahren, daß in Oberursel einst ein katholischer Geislicher gleichen Namens wirkte. So erinnert diese Straße — wenn auch ungewollt — gleich an zwei Söhne dieser Stadt.

Im Westen Oberursels erweiterte sich die Siedlung „Am Hang“ bis nach Stierstadt hinüber. Dort auf der Höhe bietet sich ein

einmalig schöner Ausblick in die Mainebene. Die Namen der Straßen mahnen, deutsche Städte jenseits der Oder-Neiße-Grenze nicht zu vergessen. Auf der anderen Seite der Oberhöchstädter Straße schob sich das Wohngebiet in den vergangenen Jahren bis an die Heide heran. Im Stadtzentrum schlossen sich die Baulücken. Der Holzweg wurde eine Geschäftsstraße. Der Kumeliusplatz, einen krasserer Gegensatz zum einstigen Herzen Oberursels, dem Marktplatz, kann man nicht finden, verkörpert das Heute.

*

Oberursel, in einem zentralen Wirtschaftsraum gelegen, wird von Tag zu Tag größer. Dies ist eine unaufhaltsame Entwicklung. Man kann sie verlangsamen, aber nicht abstoppen.

Für die Stadtväter, das Stadtparlament und die Verwaltung bringen die neuen Straßen und Plätze neue Sorgen und Aufgaben. Die Schulen, vor wenigen Jahren erst erweitert oder gebaut, sind schon wieder zu klein.

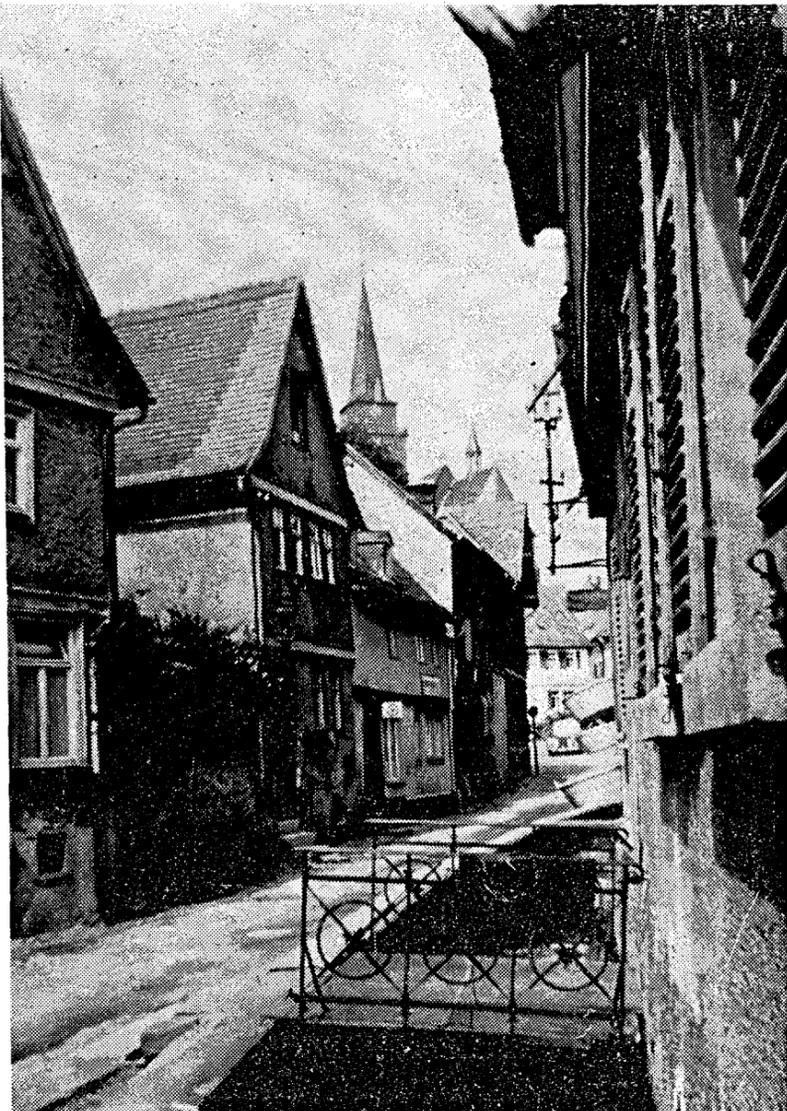
Die Wasserversorgung muß gesichert werden. Diese Aufgabe kann man gegenwärtig als die wichtigste auf kommunalpolitischem Gebiet bezeichnen. Die Stadt allein kann sie nicht meistern, dazu reicht ihre Finanzkraft nicht aus. Wichtig ist eine langfristige Planung zum Ausbau der Wasserversorgungsanlagen auf überregionaler Grundlage. Es wird notwendig, überörtliche Wasserverbindungen zu schaffen. Auch in der Wasserversorgung wird man in naher Zukunft ohne die in der Energie-Wirtschaft bereits bewährte Form der überregionalen Zusammenarbeit

nicht mehr auskommen. Nur mit Hilfe des Landes und des Kreises kann die Stadt Oberursel — wie alle Gemeinden — dieses Problem lösen.

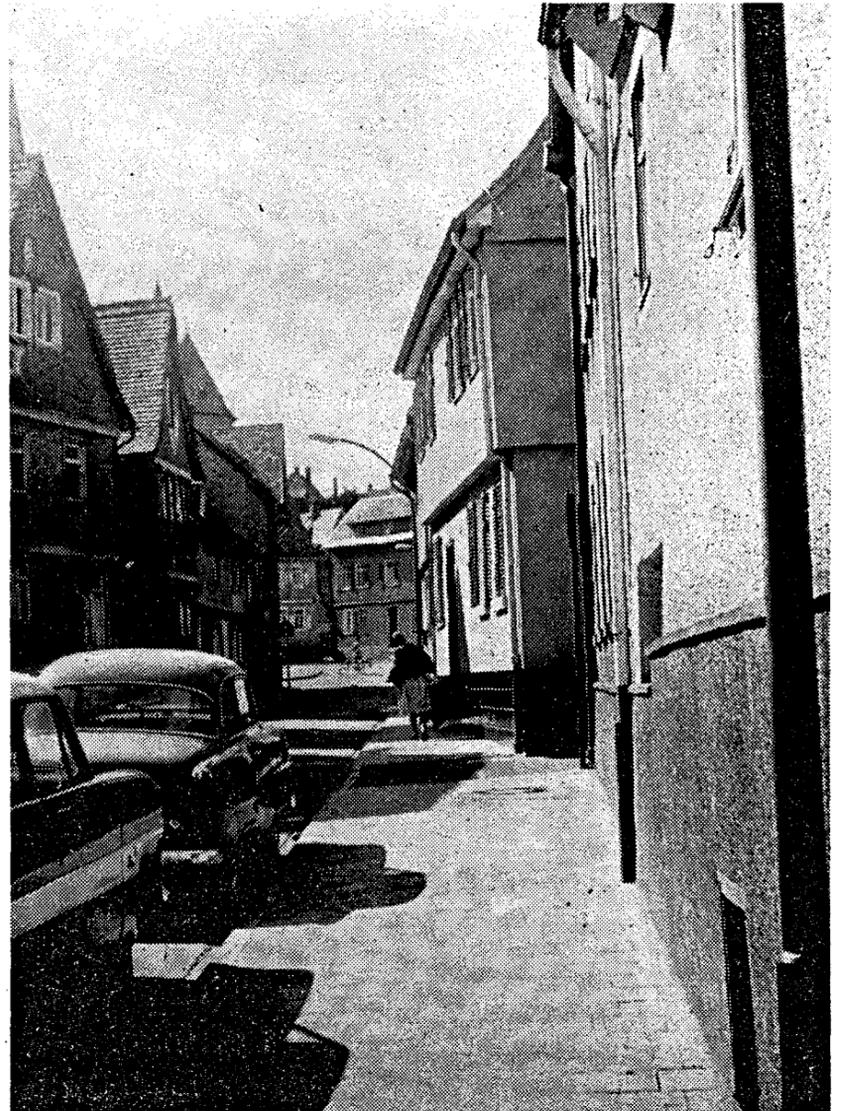
Aber auch auf dem Gebiet des Verkehrs stellen sich Monat für Monat mehr Aufgaben. Zurzeit wird ein Verkehrsplan von Fachleuten ausgearbeitet. Verkehrszählungen und umfangreiche Untersuchungen sind dazu erforderlich. Dieser Verkehrsplan, der Ende des Jahres vorliegen soll, wird die Stadt zeigen, was auf diesem Gebiet dringlich und zu verwirklichen ist.

Die Folgekosten sind groß, die durch das schnelle Wachstum Oberursels entstehen. Neue Straßen und Plätze — neue Sorgen und Aufgaben, die gemeistert werden müssen.

-ecke.



Die ehemalige Weidengasse mit offenem Bachlauf



Die heutige Weiden„straße“

Blenden wir mal zurück

Wir blättern in alten Bürgerfreund-Jahrgängen — Kleine Blütenlese aus den ersten Bänden

Gründung der Oberurseler Feuerwehr

Oberursel, 18. September 1863

Die auf gestern abend anberaumte Generalversammlung wegen Errichtung einer Feuerwehrgesellschaft war ziemlich besucht, und wurde zunächst mit einer näheren Auseinandersetzung der zu treffenden Maßregeln begonnen. Sodann wurde eine Liste zur Unterzeichnung unter die Versammelten in Umlauf gesetzt, um in dieser so nothwendigen Angelegenheit die weiteren Schritte thun zu können. — Die Liste zu weiteren Unterzeichnungen liegt fortwährend bei Herrn Eberhard Wohlfahrt offen.

Wie ein Märchen: Badeanstalt schon 1863

Oberursel, 28. September 1863

Nach dem „Verordnungsblatt des Herzogthums Nassau“ (No. 25) ist den Herren Jos. Ad. Ochs, Jos. Schaller, A. Klotz, Phil. Kamper, Georg Pfeffer jr., Nikolaus Crana, Georg Quirin, Heinrich Kuntz jr., Franz Rompel, Jakob Pfaff, August Kürtel und Georg Jung die landesherrliche Concession zur Gründung einer Bade-Anstalt unter dem Namen „Actien-Gesellschaft der Bade-Anstalt zu Oberursel“ ertheilt worden.

Die Kerb, vor 75 Jahren schon sehr beliebt!

Oberursel, 27. Oktober 1863

Das diesjährige Kirchweihfest war, vom herrlichsten Wetter begünstigt, außerordentlich stark besucht. Von Nah und Fern strömten unübersehbare Menschenmassen herbei. Am Sonntag wurden allein über 1400 Personen-Billets an der Homburger Eisenbahn-Casse in Frankfurt nach Oberursel ausgegeben.

Lokalbahnprojekte — „nicht rentabel“

Oberursel, 10. December 1863

Wie wir vernehmen, soll unter den Fabrikbesitzern oberhalb der Stadt der Vorschlag aufgetaucht sein, zur Erleichterung des Transports eine Eisenbahn bis zur Hohen Mark anzulegen. Man wählt den gegenwärtigen Zeitpunkt, weil man glaubt, durch die im Werke begriffene Consolidation das zur Ausführung des Planes erforderliche Land um einen billigeren Kaufpreis an sich zu bringen. Uebrigens wird, soviel wir wissen, von Seiten der meisten Fabrikbesitzer dem Vorschlage widersprochen, weil die Bahn sich nicht rentieren werde.

Schnsucht nach einer Bibliothek

Oberursel, 21. Juli 1865

In Anbetracht der immer wachsenden Bevölkerung und größeren Ausdehnung unserer Stadt ist es sehr auffallend, daß sich das Lesebedürfniß hauptsächlich nur auf Zeitungen und Wochenschriften beschränkt. Es ist sehr anerkennenswerth, daß unsere Gastwirthe in dieser Beziehung viel größere Opfer bringen, als dies anderwärts gebräuchlich ist; aber ist es nicht ein außerordentlicher Mangel, daß eine Stadt von beinahe 4000 Seelen keinen Leseverein oder eine Leihbibliothek

besitzt, durch deren Vermittlung Jedermann wohlfeil und schnell mit den Meisterwerken der Literatur bekannt werden kann? Wir bitten unsere Mitbürger, diesen wichtigen Gegenstand in Betracht zu ziehen und diesem empfindlichen Mangel durch wirksame Mittel gründlich abzuwehren.

Lesers Klage:

„Das Viertel in der hindern Austraße“

Oberursel, 12. Januar 1867

Herr Redaktör! Haben Sü schon gehört die Neigkeit, wo sich hatt zugetragen allhier im Ober-Urschel. Denken Sü sich, dies. Dag hat eine Katz wolln über die Straß wie eine andere. Aber hatt sich geürrt. Hat gemacht ein paar Tritt und ist stöcken geblieben und

hatt wolln wieder heraus und hat sich nur noch störker hinein gewückelt mit seinen Poden, gerade wie der Münch-Hausen mit seim Roß in dem Sumpf, hat sich aber nicht können bei seinem Schopf herraus zühen, wie Dieser und ödentlich versunken. Man kunnt noch Gestern gerade die Ohren- und Schwantz-Spitzen söhen, und wenn Sü Sich wollen dahin bemühen, so können Sü Heut gar nix mehr söhen.

Gegen den Bruderkampf

Oberursel, 8. Juni 1866

In unserem Vaterlande rückt die entscheidende Stunde immer näher, wo sich das deutsche Volk in einem brudermörderischen Kampfe für die ihm fernliegenden Eroberungsgelüste zerfleischen soll. Ueber 40 Millionen fleißige Menschen sehen die Früchte ihrer jahrelangen Arbeit zerstört und zertreten und werden in einen Kampf gehetzt, den sie aus tiefster Seele verabscheuen und der die Nation zu einer Beute des Auslandes machen kann. Ueber die Urheber solchen Unheils wird die Zukunft schwer zu Gericht sitzen. Wir prophezeien jedoch diesem Kampf keine lange Dauer; denn auch der blödeste Verstand sieht das Widersinnigste und Verderbliche ein und begreift, daß ein Sieg auf der einen wie auf der anderen Seite nur eine Niederlage für das Vaterland ist. Dagegen empört sich jeder Sinn und jedes Gemüth. Die Felder und Fluren prangen in solcher Fülle, wie kaum noch je im Laufe des Jahrhunderts; Handel, Verkehr und Geschäfte blühen und trugen Wohlstand in alle Lebenskreise, und dieses Alles wird auf Jahre hinaus durch einen — wenn auch nur kurzen — Bruderkampf in Frage gestellt und das Glück von Millionen und das Leben von Tausenden gefordert. Wir glauben nicht, daß die Geschichte, wonach die zusammensitzenden Schildbürger ihre Beine erst dann fanden, als Jemand sie prügelte und zum Aufstehen zwang, jetzt noch auf das deutsche Volk paßt, es wird auch ohne das namenlose Unglück Mittel und Wege finden, sich gegen erobertungslustige Vergewaltigungen zu schützen, kurz es wird seine Beine finden und gegen Dränger aufstehen wie ein Mann. Schon grollt von Ferne der Donner und unheimliche Blitze durchzucken die Luft, der Ton, der in den zahlreichen Volksversammlungen angeschlagen wird, verbürgt nur schwach den inneren Groll, der leicht zu einem verheerenden Sturm werden kann. Möge die gütige Vorsehung das Vaterland in diesen Tagen bewahren und seine Lenker das Rechte finden.

Das diesjährige Kirchweihfest war, vom herrlichsten Wetter begünstigt, außerordentlich stark besucht. Von Nah und Fern strömten unübersehbare Menschenmassen herbei. Am Sonntag wurden allein über 1400 Personen-Billets an der Homburger Eisenbahn-Casse in Frankfurt nach Oberursel ausgegeben.

Oberursel wird preußisch

Oberursel, 14. August 1866

Heute wurden sämtliche Lehrer von Oberursel und der Umgebung, sowie die Bürgermeister und Bürgermeisterstellvertreter von dem H. Amtmann Martin auf das Rathaus zu Oberursel geladen und ihnen ein schriftliches Dienstversprechen der preußischen Administration gegenüber abgenommen. Der vorgeschriebene Revers lautet nach der „Mittelrh. Zt.“: „Ich erkläre mich auf Befehl des königlichen Civilcommissärs bereit, die mir anvertrauten Amtsgeschäfte im Namen Sr. Majestät des Königs von Preußen und im Interesse des Landes nach meinem besten Wissen und Verstehen mit allen meinen Kräften zu führen, dabei den Befehlen und Anordnungen der königlich preußischen Administration unweigerlich Folge zu leisten und nichts zu gestatten, noch selbst vorzunehmen, was den Interessen dieser Administration zuwiderläuft“

Die ersten Preußen einmarschieren

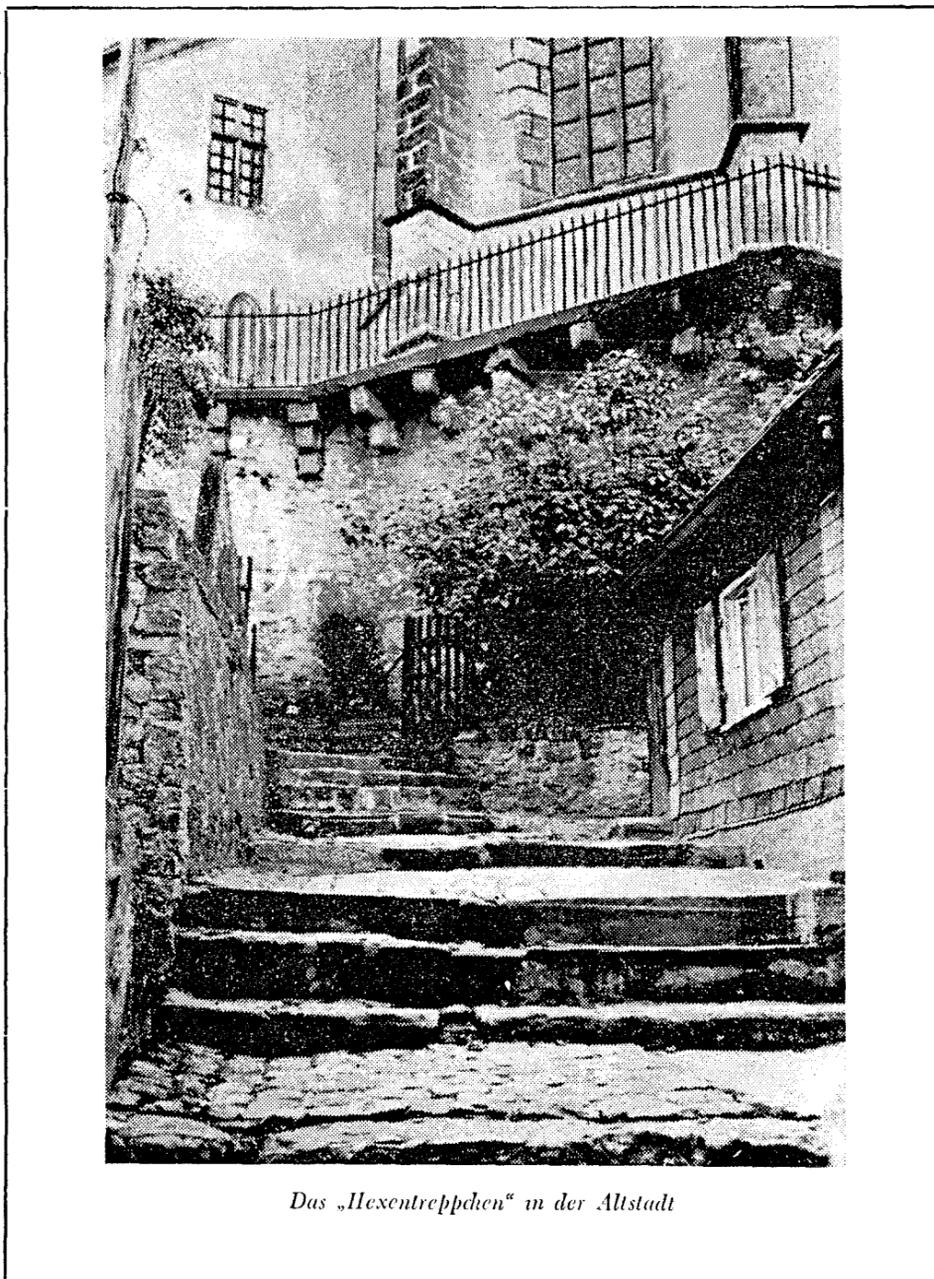
Oberursel, 22. August 1866

Heute haben wir hier die ersten Preußen im Quartier; es sind von Homburg aus 190 Mann des 36er Infanterieregiments eingedrückt und bei den Bürgern einquartiert worden.

Die geschlagenen Nassauer kommen

Oberursel, 3. September 1866

Heute Mittag wurde in der Umgebung von Königstein durch die Schelle bekannt gemacht, daß die Bewohner die Quartiere in Bereitschaft halten sollen für die einrückenden Nassauer. Die Truppen kommen von der Donau und sind endlich von ihren langen Strapazen und Leiden erlöst. Freilich kehren sie unter Umständen in das Land, welche das Herz eines jeden Nassauers tief ergreifen. Mögen sie mit versöhnlichem Geist den heimlichen Boden betreten und mit Resignation das Unabänderliche ertragen. In diesem Sinne rufen wir den treuen Söhnen unseres schönen Landes ein herzliches „Willkommen“ zu. Der Abschied von ihren bisherigen Kriegsherrn soll ein erschütternder gewesen sein.



Das „Hexentrepptien“ in der Altstadt

FRITZ MAURER
OHG

SETZEREI-EINRICHTUNGEN
KLISCHEE-SCHRÄNKE
HOLZBEARBEITUNG

ANSPACH IM TAUNUS

Im Weichbild der Großstadt

Pendler und Ausflügler schlagen Brücke — Oberursel schenkt Frankfurt Arbeitskräfte und Erholung

Noch ehe die Sonne aufgegangen ist, kommen die ersten „Pendler“ zur Straßenbahnhaltestelle, drängen sich unter den kalten Lichtkegeln der wenigen Lampen zusammen, als vermöchten sie in der Gemeinschaft dem Morgenwind besser zu widerstehen. Sie brauchen nicht lange zu warten — wer im Dunkeln aus dem Haus muß, geizt mit den Minuten am Kaffeetisch und erreicht die Haltestelle mit knappem Vorsprung vor der Tram. Da kommt sie schon durch das scheinbare Nichts, das außerhalb des Strahlenbereichs der Lampen liegt, angeklingelt, ein leuchtendes Gehäuse. Bremsen quietschen, Türen auf, Türen zu — der erste „Schub“ Oberurseler hat den täglichen Weg nach Frankfurt angetreten.

Drei, dreieinhalb Stunden lang geht das nun so, Türen auf, Türen zu. Die Dämmerung kriecht über den Taunuskamm, mausert sich zum hellen Tag, aber das Bild der Fahrgäste verschiebt sich nur geringfügig. Den Arbeitern, die zunächst in der Mehrzahl waren, folgen die Angestellten und Beamten und die jungen Mädchen, die dem an sich so ernsten Bild, wie da schier eine kleine Stadt einer großen zustrebt, eine heitere Note verleihen. Die gleichen Bilder wie an den Straßenbahnhaltestellen bieten sich natürlich auch auf dem Bahnhof, vom ersten Zug an, der um vier Minuten vor fünf scheinbar noch etwas verschlafen seinen Weg nach Süden ertastet.

Wenn sich Oberursel schließlich die Nacht ganz und gar aus den Nähten seiner Straßen geschüttet hat, setzt eine zweite Kavalkade nach Frankfurt ein, die Autos. Zwischen acht und neun Uhr schwillt ihr Strom gewaltig an, und die Schranke am Bahnhof muß allen Mut zusammennehmen, um ihn dann und wann für kurze Zeit zu unterbrechen. Sogleich stauen sich die Wagen wie eine Phalanx, die nach dem Passieren des Zuges wieder davonstürmt, nach Frankfurt, nach Frankfurt!

So zwischen neun und halb zehn Uhr wird Schienen und Straßen eine kleine Verschnaufpause gegönnt. Dann aber rinnt es wieder wie in einem kleinen Bach den ganzen Vormittag über in Richtung Main. Hausfrauen, die zu größeren Besorgungen fahren, Studenten, Vertreter. Ueber Mittag setzt eine zweite Periode der Ruhe ein, aber wenn am frühen Nachmittag die ersten Damen „in die Stadt“ (gemeint ist, wohl gemerkt, die Stadt Frankfurt) fahren, begegnen sie schon wieder der auf dem Rückweg begriffenen Vorhut der „Pendler“.

Der Berufsverkehr zwischen Oberursel und Frankfurt ist außerordentlich stark, und das ist nicht verwunderlich. Frankfurt ist wie jede andere Großstadt für seine Umgebung ein bedeutender wirtschaftlicher Magnet und ein kultureller obendrein, denn auch der „Theater- und Opernverkehr“ in den Abendstunden ist nicht unbeträchtlich. Diese natürliche Wechselbeziehung wird im Fall Oberursel noch deshalb begünstigt, weil es hier zur guten Tradition gehört, dem bleiern und schwülen Klima des Rhein-Main-Beckens durch eine Verlegung des Wohnsitzes an den wohltemperierten Taunusrand zu entfliehen. Diese alte bevölkerungspolitische Bewegung hat in den letzten Jahren wesentlich zugenommen. Typisch für die ihr zugrunde liegende Er-

kenntnis mögen die Worte des späteren Präsidenten Eisenhower aus dem Jahre 1945, als er noch amerikanischer Oberbefehlshaber in Deutschland war, über die mit gleichem Klima gesegnete Oberurseler Nachbarstadt sein: „One sleeps so well at Homburg“ — „Man schläft so gut in Homburg“. Auch der General zog es vor, „vor der Höhe“ statt in Frankfurt zu wohnen.

Diese Situation schafft freilich gerade im Verhältnis Oberursel—Frankfurt eine Beziehung, wie sie zwischen anderen Großstädten und ihren benachbarten Wohngemeinden nur selten besteht: Auch am Wochenende reißt der

Straße, dieser Aufgabe gerecht? Die Eisenbahn, das muß selbst bei kritischer Betrachtung gesagt werden, schafft es mit ihren in der Regel halbstündlichen Verbindungen, zu denen in den Zeiten des Berufsverkehrs noch zusätzliche Kurse treten, mit ihren dem Bedarf angepaßten kürzeren oder längeren Wagenschlangen und ihrem große Pünktlichkeit garantierenden Wendebetrieb (Richtung Oberursel zieht die Lokomotive an der Spitze den Zug, Richtung Frankfurt schiebt sie ihn am Ende, ein Rangieren entfällt) besser als rund um manch andere Großstadt. Erfreulich wäre es allerdings, wenn die Fahrzeiten noch

Der Straßenverkehr zwischen Oberursel und Frankfurt leidet gegenwärtig stark durch die Bauarbeiten an der Nordweststadt und an der Frankfurter Tiefbahn. Darüberhinaus ist die Autoverbindung in den Hochzeiten des Ausflugsverkehrs restlos überlastet. Die neue „Feldbergstraße“ dürfte hier gute Abhilfe schaffen. Sie soll an die geplante Ostumgehung Frankfurts anschließen, die im Norden am Autobahnanschluß Bad Homburg enden wird. Von hier wird sie dann über eine Teilstrecke der Bundesstraße 456 bis südöstlich von Bad Homburg und dann nördlich an Oberursel vorbei bis unterhalb der Hohemark verlaufen. Die Arbeiten am ersten, vierspurigen Abschnitt, der bis an die Landstraße Oberursel-Bad Homburg heranreicht, sind im Gang und sollen voraussichtlich bis Ende nächsten Jahres abgeschlossen werden. Aber der Baudatum für das Reststück steht noch



Die Pendler / Auf dem Bahnsteig und auf der Treppe

Verkehrsstrom nicht ab, nur bewegt er sich jetzt in umgekehrter Richtung. Oberursel, das „Reservoir“ an Arbeitskräften für die große Stadt, dient ihr gleichzeitig als Ausflugszentrum. Sein Schwimmbad hat in Frankfurt einen geradezu legendären Ruf, ja, es passiert dem Oberurseler Bürger nicht selten, daß das auf halbem Weg zur Hohemark gelegene Becken als Begriff für seine ganze Stadt genommen wird. „So, in Oberursel wohnen Sie? Das ist da, wo das Schwimmbad ist, nicht wahr?“ Aber auch der hiesige Stadtwald mit seinen nur mäßig ansteigenden Wegen erfreut sich größter Beliebtheit bei den Frankfurtern, ganz zu schweigen von den Scharen, die weiter zur Hohemark und in den Hochtaunus streben. Wenn man die Gesichter der Ausflügler am Sonntagabend betrachtet: ein wenig müde, und dennoch von der tiefen Freude an dem Naturerlebnis überglänzt, wenn man sie vergleicht mit den noch in sich gekehrten, fahlen Zügen der ersten „Pendler“, wird die Spannweite des wechselseitigen Verkehrs klar, der sich da Woche für Woche, jahraus jahrein zwischen Oberursel und Frankfurt abwickelt.

Wie werden die drei hauptsächlichen Verkehrsmittel bzw. -wege: Eisenbahn, Tram und

verkürzt würden, aber das ist wohl nur mehr durch einen regelrechten S-Bahn-Betrieb möglich. Die Straßenbahn ist behindert durch die eingleisige Linienführung bis Bommerheim und weil sich ihre Züge ab Eschersheim in den Verkehr der innerstädtischen Linien „einfädeln“ müssen. Ihr Platzangebot kann deshalb während des Berufs- und Ausflugsverkehrs nur als vollkommen unbefriedigend bezeichnet werden; der terminus technicus „Stoßverkehr“ bekommt für denjenigen, der mit blauen Flecken an der Portstraße oder der Glöcknerwiese einem der rollenden Schwitzkästen entweicht, einen fatalen Sinn. Ob die künftige Tiefbahn an diesem Zustand viel ändern wird? Immerhin steht den kürzeren Fahrzeiten und dem größeren Angebot an Plätzen eine ständig steigende Fahrgastzahl gegenüber. Zunächst einmal ist auf der Linie 24 — vor allem im Hinblick auf den Transportbedarf der Nordweststadt — durch die Einführung von sechachsigen Motor-Gelenkwagen die Kapazität um rund 25 Prozent gesteigert worden — ob sich das im wahrsten Sinne des Wortes „fühlbar“ auswirkt, bleibt dahingestellt.

nicht fest, zumal ja auch die Trassenführung zwischen Oberursel und Oberstedten noch heftig umstritten ist.

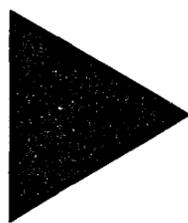
Auch die Verlängerung der Frankfurter Ludwig-Landmann-Straße über Praunheim hinaus nach Nordwesten bis zur Bundesstraße 455 westlich von Oberursel ist geplant. Dafür existiert jedoch nur ein roher Entwurf, und für den Bau, dessen Kosten auf 35 bis 40 Millionen Mark geschätzt werden, hat der Bund noch gar keine Mittel bereitgestellt.

So wickelt sich denn gegenwärtig der Verkehr zwischen Oberursel und Frankfurt eigentlich ständig mit dem Blick auf eine bessere Zukunft ab, mit der Hoffnung auf S-Bahn, Tiefbahn, Autobahn. Er fließt desensungeachtet des Morgens nach Süden, des Abends nach Norden, an Wochenenden umgekehrt. Zehntausende von Oberurselern und Frankfurtern schlagen damit alljährlich eine Brücke, welche die beiden Städte aneinander kettet und paradoxerweise doch gerade deshalb ihre unverwechselbaren Eigenarten deutlich macht.

P. G.



Die Ausflügler / In der Feldbergstraße und am Bahnübergang



GEORG **SCHÜTZ**

GS-WACHSE

seit Jahrzehnten ein Begriff

ERSTE SÜDDEUTSCHE
CERESIN-FABRIK
GEGRÜNDET 1891

WEISSKIRCHEN AM TAUNUS



Jeder trägt sein Päckchen

Unsere Zeitungsträger, Brücken zwischen Leser und Verlag

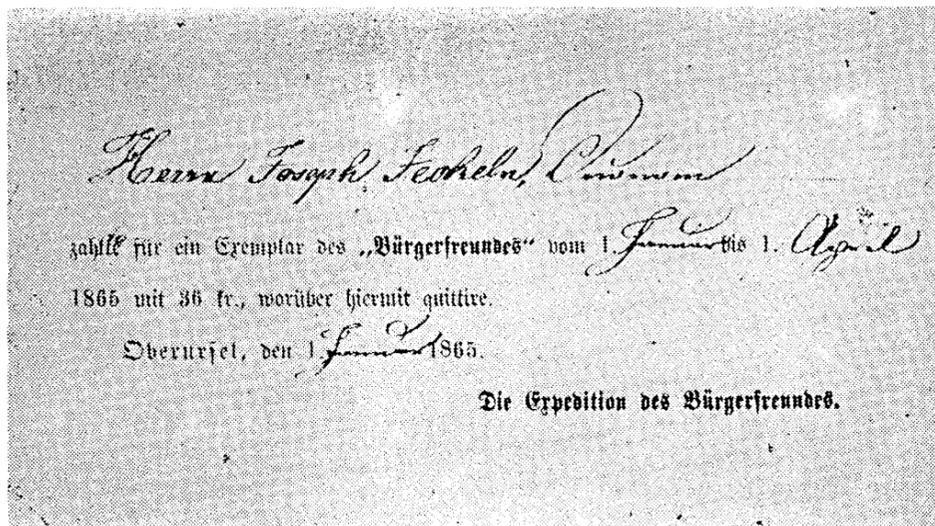
Wenn Redaktion, Verlag, Setzerei, Bild-ätzerei, Mettage, Stereotypie und Druckerei ihr Pensum geschafft haben und der Taunus-Anzeiger fertig aus der Maschine kommt, würde er dem Leser wenig nützen, käme er nicht am gleichen Tag, ja innerhalb weniger Stunden zu ihm ins Haus. Denn Neuigkeiten, die einen wichtigen Teil der Zeitung ausmachen, sind nur heute frisch und morgen schon veraltet. Aber eine Zeitung innerhalb weniger Stunden in Tausende von Wohnungen zu bringen, ist keine leichte Aufgabe. Viele Leser sind es gewohnt, ihre Zeitung zu einer ganz bestimmten Zeit in der Hand zu haben, sie sitzen am Fenster und halten Ausschau nach dem Zeitungsträger, sie stehen an der Haustür oder sehen kopfschüttelnd nach der Uhr, wenn die Zeitungsfrau oder der Zeitungsbote sich einmal verspätet oder sogar ausbleibt.

Dabei hat es der Zeitungsträger gar nicht einmal so leicht. Er muß seine Zeitungen im Verlag abholen, oft muß er warten, da nicht alle Träger zugleich abgefertigt werden können. Dann hat er, je nach der Größe seines Bezirks, oft schwere Packen zu tragen. Meist hat er ein Rad, an dem drei oder vier schwere Taschen hängen, oder einen kleinen Wagen, oft wird er aufgehalten, er muß immer wieder über die Straße, hier fehlt ein Briefkasten, dort verwehrt ihm ein bellender Hund den

Zutritt, ein Regenguß zwingt ihn zum Unterstellen und was dergleichen Mißgeschicke mehr sein können. Dabei muß er seinen Bezirk genau im Kopf haben, er darf keinen Leser vergessen, er muß wissen, wer gerade in Urlaub und wer neu hinzugekommen ist. Er darf sich nicht vor der Sommerhitze fürchten und ebenso wenig vor Regen, Schnee und Kälte, und wenn er sich unbeliebt machen will, so braucht er nur an einem einzigen Tage einen einzigen Leser zu vergessen!

Aber damit sind seine Aufgaben noch nicht erschöpft. Er muß auch am Monatsanfang das Bezugsgeld von seinen Lesern erheben und nach Abzug der Trägergebühren gewissenhaft mit dem Verlag abrechnen. Gerade das Kassieren ist nicht immer eine dankbare Aufgabe. Oft genug trifft der Träger niemand im Hause an, oder der Abonnent hat „kein passendes Geld“ zur Hand. Hier hat es der gewissenhafte Träger am leichtesten: wer immer pünktlich seine Zeitung bekommt, zahlt mit freundlicherem Gesicht als ein anderer, der oft lange oder sogar einmal vergeblich auf seine Zeitung gewartet hat.

Noch andere Dinge muß der Zeitungsträger erledigen, er notiert Neubestellungen, Umzüge oder Urlaubsmeldungen, die er der Vertriebsabteilung des Verlages melden muß, er verteilt Probeexemplare und macht sich auch in



36 KREUZER PRO QUARTAL

Eine der ersten Zeitungsquittungen des „Oberurseler Bürgerfreunds“ aus dem Jahre 1865, ausgestellt für „Joseph Jeckeln, Oeconom“ (Landwirt Jeckel in der Ackergasse)

der Werbung verdient. Es ist also durchaus kein ganz leichter Beruf. Er erfordert Pünkt-

lichkeit, Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit. Dafür werden die wenigen Nachmittagsstunden seiner Tätigkeit an drei Tagen der Woche gut honoriert und sind eine gesunde, abhärtende Beschäftigung in der frischen Luft.

Nicht immer sind es die Jüngsten, die sich der Tätigkeit des Zeitungstragens widmen. Zwar hat sich das Bild der Zeitungsträger in den letzten Jahren stark geändert und verjüngt, aber noch immer gibt es Träger, die seit Jahrzehnten treu und unermüdlich in Kälte und Hitze den Taunus-Anzeiger zu seinen Lesern bringen. Der fortschreitende allgemeine Wohlstand, höhere Renten und leichte Verdienstmöglichkeiten haben manche alten Zeitungsträger abwandern lassen. Dafür ist mehr und mehr die Jugend in die Bresche gesprungen. Aber nicht nur Jungen sondern auch Mädchen tragen mit Begeisterung und Ausdauer bei Wind und Wetter Zeitungen aus, bis sie, schulentlassen, sich ihrer hauptberuflichen Ausbildung widmen müssen. So sind alle Trägerinnen und Träger, die seit vielen Jahren den Taunus-Anzeiger von Haus zu Haus tragen, eine echte Brücke zwischen Verlag und Leserschaft. Sie kennen fast alle ihre Leser persönlich und stehen mit vielen auf dem Gruß- und Plauderfuß. Ihnen, den alten, aber auch den jungen in den über dreißig Bezirken des Taunus-Anzeigers gilt an diesem Jubiläum unser Gruß und Dan!



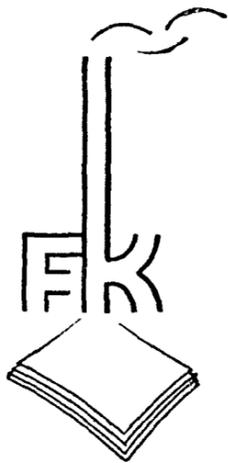
Einige unserer jungen Träger vor dem Verlagsgebäude

Eine Zeitungsträgerin

— AUGEN AUF IM STRASSENVERKEHR —

FRIEDRICH

PAPPEN-



KRIESLER O H G

FABRIK

OBERURSEL (TAUNUS)

Erzeugnisse: Flachliegende Buchbinderpappen • Kistenpappen • Kartonagen

Wer die Heimat liebt, liest die Heimatzeitung

Die Zeitungsentente steht nicht im Brehm

Von Hans Tillmann

„Anas gazettas publica fistularis“ oder die gemeine Zeitungsentente ist das wichtigste Glied in der großen Familie der Enten, da sie der geistigen Kreuzung aus Wild-, Stock-, Sturz-, Spiegel-, Pfeif-, Speck-, Schnatter-, Lärm-, Nessel-, Krick-, Knäck-, Zirz-, Kriech-, Krug-, Zier-, Sichel-, Spieß-, Spitz-, Löffel- und Pfeilschwanzenten entstammt. Ihr Verbreitungsgebiet ist unumschränkt. Sie taucht ebenso unvermutet in Reykjavik am Nordpol auf wie in Dschibuti am Äquator, in Massachusetts in Nordamerika wie in Weißkirchen im Taunus. Mit Vorliebe wandert sie unter breiten Schlägen ihrer eingefetteten Schwingen oder schlüpft öligglatt durch enge Kanalröhren von Zeitung zu Zeitung, wobei sie nach Bedarf Farbe und Gewand ändert.

In der Erregung zeichnet sie sich gern durch ein merkwürdiges Pfeifen auf dem letzten Loch aus, dem dann ein behagliches Schnattern folgt. Ihr breiter Schnabel frißt jeden Dreck und ist unersättlich. Ihre Eier sind nach Bedarf in allen Farben gesprenkelt. Nicht selten schlüpfen aus ihnen kleine Schlangen, die, wenn man ihnen den Kopf zertritt, einen eigenartigen Geruch verbreiten, dessen Skala vom liebenswertesten Boudoirparfüm bis zum penetrantesten politischen Gestank reicht.

Die „anas gazettas publica fistularis“ ist beim Lesepublikum äußerst beliebt, weil sie jedem Blatt das erregende Kolorit gibt, das der brave Bürger ebenso braucht, wie es der zielbewußte Politiker mißbraucht. In Zoologischen Gärten kann die Zeitungsentente nicht gehalten werden, da ihre gestutzten Flügel sofort doppelt nachwachsen.

In der Entenforschung (Entologie) unterscheidet man dato zwei sich befehdende

Gruppen, die die Wahl der Ente als Symbol für die Presse a) ihrer beredten Schnabeltätigkeit, b) ihrer nicht minder ruhelosen Tätigkeit des Gegenteils zuschreiben. Erstere sind die Alphanisten, letztere die Deterministen.

Ueber merkwürdige Versuche an lebenden Enten berichtet der bekannte Zeitungswissenschaftler Canard (Paris). Die der Presse heiligen Vögel vermochten in untergelegten Zeitungen mühelos ihre gedruckten Artgenossen zu erkennen. Indem sie dressiert wurden, alle irreführenden Artikel (also Enten) besonders zu markieren, konnte Canard feststellen, daß „après quelques heures seulement“ die zum Experiment untergelegten Blätter (journaux) nicht mehr lesbar (plus lisible) waren, weil durch die Bank (par la Banque) alle Artikel falsch (en effet) waren und dementsprechend markiert (marquis). Nach Canard haben die Enten ein besonderes politisches Gefühl, da hauptsächlich dort in den Versuchsblättern auf das intensivste gearbeitet wurde (fut).

Neuesten Forschungen zufolge verbirgt sich hinter dem staatenbindenden Wort „Entente“ nichts anderes als eine duplizierte Zeitungsentente.

Der Begriff „Rente“ ist im Grunde genommen nur eine Abkürzung für R(iesen)ente.

In der Gastronomie kennt man die „Kalte Ente“, was ursprünglich besagen will, daß es sich hier um eine eisgekühlte „Falschmeldung“ (was die vom Wirt auf der Weinkarte angepriesene und in Wirklichkeit servierte Zusammensetzung des Getränkes betrifft) handelt. Seit dem Vertrag von Verdun muß die Kalte Ente stets im Beisein des Gastes hergestellt werden. Bestrebungen, ähnliches in neuen Pressegesetzen auch für die Journa-

listen bei der Abfassung von Zeitungsenten einzuführen, scheiterten an dem Einspruch interessierter Kreise.

Kaum bekannt ist, daß der „Elefant“ etymologisch „elf Enten“ (elef ante) bedeutet, da das Volumen dieser Zahl Vögel bis in die Zweite Diluvialzeit hinein im allgemeinen Tauschverkehr dasjenige eines Elefanten aufwog.

Zwecks Illustration des vorstehend Dargelegten.

„Es gibt Menschen, die zweifeln an der

Stärke des Adlers, aber sie glauben an jede Ente“ (Heinz Steguweit)

Es gibt Leute, die eine Ente erfinden und sie einem als Floh ins Ohr setzen.

Als man O. W. Fischer in der Presse nachsagte, er habe auf seinem Grundstück eine Tafel angebracht: „Hier baut der Spitzenstar Nr. 1, O. W. Fischer“, revanchierte er sich und stellte wirklich eine Tafel auf: „Zeitungsenten ist das Schwimmen im Swimming-Pool verboten“

Meilensteine der Zeitungsgeschichte

Es ist noch gar nicht so lange her, da gab der Rat von Hildesheim bekannt, „daß, da man in Erfahrung gebracht, daß der Kaufmann Tappe sich eine Zeitung halte, man mit ihm sprechen und ihn ersuchen wolle, dieselbe dem Magistrate gegen Erstattung der halben Kosten zu communicieren“. Die Presse hat in der Tat in knapp 150 Jahren eine erstaunliche Entwicklung erlebt:

1814 wird die Londoner „Times“ als erste Zeitung auf einer dampfgetriebenen Rotationsmaschine mittels Papier-Maché-Mater gedruckt.

1818 verbietet es die englische Regierung bei Strafe, Zeitungen in größeren Formaten als 55 mal 80 Zentimeter zu drucken, um das knappe aus Lumpen und Hadern gewonnene Papier zu sparen.

1859 wird in New York die größte Zeitung der Welt im Format 175 mal 250 Zentimeter gedruckt; die Maschinen brechen vor Erreichung der vorgesehenen Auflage von 28 000 zusammen.

1863 erscheint der „Bürgerfreund“ (wie der „Taunus-Anzeiger“ damals noch hieß) als Zeitung „für Oberursel und Umgebung“.

1868 erscheint die deutschsprachige Staatszeitung und Herold in New York als erste Zeitung der Vereinigten Staaten auf Papier, das aus Holzschliff hergestellt wurde.

1881 legt Georg Meisenberg in München das erste Rasterklischee vor; seine Erfindung löste das zeitraubende Holzschnittverfahren für die Zeitungszustellung ab. Auch der Taunus-Anzeiger benutzt Rasterklischees, die im eigenen Betrieb hergestellt werden.

1885 hat fast die Hälfte aller in Deutschland erscheinenden Zeitungen eine Auflage von weniger als je 2000 Exemplaren.

1893 werden auf den Bergen des Sauerlandes bei Olpe Bäume gepflanzt, die (siehe 1954)

1894 erfindet Ottmar Mergenthaler die Linotype-Setzmaschinen, deren erste Modelle 1901 in Leipzig und in Hamburg in Betrieb genommen werden. Bereits 1912 stand die erste dieser Maschinen in der Druckerei Berlebach in Oberursel.

1908 werden die ersten Boulevard-Blätter — so die BZ am Mittag in Berlin — auf der Straße zum Kauf angeboten.

1923 kostet am 24. Juli dieses Inflationsjahres ein Doppelzentner Zeitungsdruckpapier nicht weniger als 87 352 000,— Mark.

1939 wird der Umfang der deutschen Zeitungen nach Kriegsausbruch auf acht Seiten bei Berliner Format, sechs Seiten bei Großformat und 16 Seiten bei Wochenzeitungen begrenzt.

1943 mußte der Taunus-Anzeiger auf Befehl der „Reichspressekammer“ sein Erscheinen einstellen. Erst sechs Jahre später konnte er wieder erscheinen.

1954 erscheint in Indien die erste Zeitung, deren Papier aus Bambuszellstoff gewonnen, in Frankreich die erste Zeitung, deren Papier mit Maiglöckchenduft parfümiert wurde.

1954 werden bei Olpe die 1893 gepflanzten Bäume gefällt; nach 180 Minuten sind sie in Zeitungen verwandelt: 7.45 Uhr geschlagen, dann entrindet, zersägt und geschliffen; als Brei durch die Papiermaschine geschickt; 9.30 Uhr ist der erste Papierbogen, 10.45 Uhr die darauf gedruckte Zeitung fertig.

1958 überstieg die Auflage des „Taunus-Anzeigers“ die Zahl von 6000 Exemplaren. Das Blatt wurde zur größten Zeitung des Taunusgebiets.

1962 Der „Taunus-Anzeiger“ bezieht ein neues Bürogebäude, Gartenstraße 13.

1963 Die Gesamtauflage aller deutschen Zeitungen betrug im Jahr 1963 über 17 Millionen Exemplare.



Oberurseler Kleinstadtidyll an der Bleiche

Alpina - Dugena - UHREN



Silberwaren und Bestecke
Trauringe
Moderner Schmuck

Burkard

Staatlich geprüfter Augenoptiker u. Augenoptikermeister



OPTIK
moderne formschöne BRILLEN

Lieferant aller Krankenkassen

Oberursel (Taunus), Vorstadt 24, Tel. 2551



MAY & CHRISTE GmbH.

Transformatorfabrik

Wir stellen her: Vorschaltgeräte für Leuchtstofflampen
Transformatoren
Oelbrennerzubehör

Wir suchen: Konstrukteure
Technische Zeichner
Stenokontoristinnen

Wir bieten: Leistungsgerechte übertarifliche Bezüge und großzügige Sozialleistungen eines modern geführten Industriebetriebes.

Wenn Sie in einem jungen, aufgeschlossenen Team mitarbeiten wollen, senden Sie bitte ihre kurzgefaßte Bewerbung an



MAY & CHRISTE GmbH.

Oberursel/T., Zimmersmühlenweg 11, Tel. 4601

Vom Zwiebelfisch-Sämman zum Lokalreporter

Erinnerungen an meine Lehrzeit in der Druckerei Berlebach vor der Jahrhundertwende

von Joh. Stimpert

Es ist nun beinahe siebzig Jahre her — ein Menschenalter also —, seit ich freudigen Herzens und mit großen Hoffnungen als Setzer- und Druckerlehrling in die Druckerei Berlebach eintrat, um eine vierjährige Lehrzeit zu absolvieren. Die „Offizin“, wie man die Druckerwerkstätten früher nannte, war damals in einem kleinen Nebengebäude eines Hauses in der Königsteiner Straße 1, das der Familie Berlebach gehörte. Die ganze „Belegschaft“ bestand aus einem Schweizerdegen, wie die Druckereihilfen genannt werden, die Setzer und zugleich Drucker sind. Verschwegen wir nicht seinen Namen: es war der spätere Bommersheimer Chronist und mein Schwager Theodor Schmidt, der mich zur Erlernung der „Schwarzen Kunst“ animiert hatte. Schmidt war schon im vorigen Jahrhundert ein Streiter für die Fünf-Tage-Woche, aber auf seine Art. Den freien Tag verlegte er nicht auf den Samstag, sondern auf den Montag, an dem er „blau“ machte. Noch heute ist der „blaue Montag“ für diejenigen Arbeitnehmer ein Begriff, denen der Sonntag noch in den Knochen steckt und die am Montag arbeitsunlustig sind.

Sprechen wir aber von der kleinen Druckerei in der Königsteiner Straße, wie ich sie im Jahre 1895 kennenlernte. Chefin war die Witwe des im Jahre 1878 verstorbenen Druckereibesitzers Anton Berlebach, Frau Anna Berlebach. Ihr zur Seite stand ihr damals 27jähriger Sohn Heinrich, der die Druckerei fachmännisch leitete und sich zuweilen aber auch als Setzer und Drucker betätigte. Wenn die zweimal wöchentlich erscheinende Lokalzeitung „Oberurseler Bürgerfreund“ fertiggestellt werden mußte, wurde die „Belegschaft“ durch seine drei Schwestern verstärkt, die den glatten Satz „fmnten“, wie das Setzen in der Fachsprache heißt. Unter dem glatten Satz versteht man den Lesestoff einer Zeitung, der außerhalb des Anzeigenteils steht. Setzmaschinen, die den glatten Satz jetzt herstellen, waren damals erst in der Entwicklung.

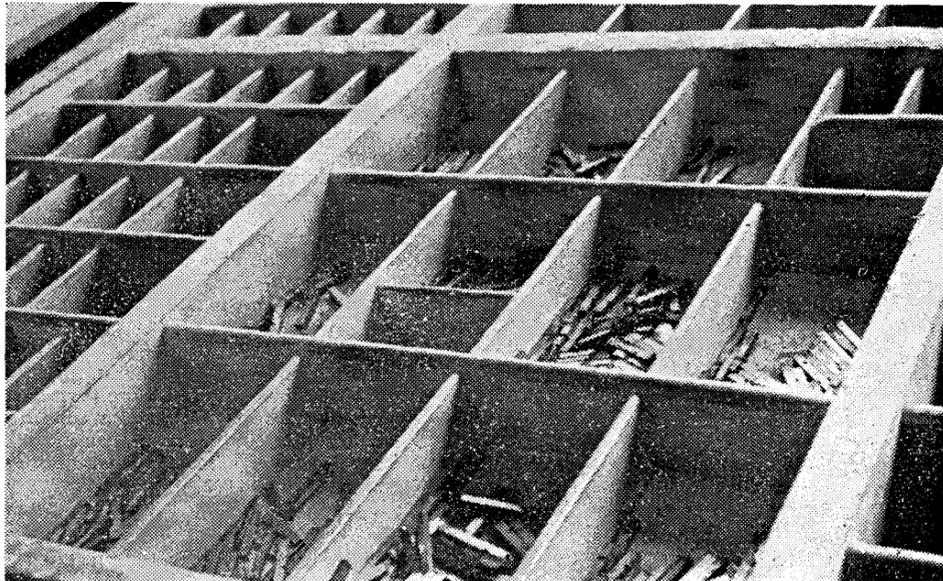
Es waren enge Verhältnisse in dem mit zwei Druckmaschinen, Setzregalen und einem Umbruchtisch ausgestatteten Raum, in dessen Mitte auch noch ein Stehpult stand, an dem der junge Chef Lokal- und andere Berichte schrieb, die Kunden abfertigte und Auskunft darüber gab, wo dieses oder jenes zu verkaufen war. Hieß es doch gar oft in den Verkaufsanzeigen „Wo, sagt die Redaktion“. Das Chiffre-Geheimnis wurde übrigens nicht so streng genommen, wie es jetzt der Fall ist.

Da die Druckerei Berlebach in dem damals schon industriereichen Städtchen Oberursel keine Konkurrenz hatte, gab es auch viele Druckaufträge, deren Fertigstellung von dem immer freundlichen und leutseligen jungen Chef „baldigst“ versprochen wurde — ein Versprechen, das gar oft nicht gehalten werden konnte. Kam ein Reklamant — ich denke hier an den Sparkassendirektor Johann Koch, einen Freund von Heinrich Berlebach — und bat um endliche Fertigstellung seiner be-

stellten Drucksachen, dann hatte der junge Chef stets ein herzhaftes Lachen als Entschuldigung und Vertröstung. Nun, die Zeiten waren ja auch noch nicht so „hektisch“ wie heute.

So war es also in der kleinen Druckerei, als ich als blondgelockter vierzehnjähriger Jüngling am 1. April 1895 als Lehrling eintrat und von Frau Anna Berlebach und ihrem Sohn Heinrich aufmunternd und freundlich begrüßt wurde, sogar als der erste Lehrling der Druckerei. Am ersten Tag schaute ich nur zu, wie die flinken Hände der schon oben genannten Schwestern des jungen Chefs Buchstabe für Buchstabe aus dem Setzkasten nahmen und sie zu Wörtern und Sätzen in einem sogenannten Winkelhaken aneinanderreihen, um schließlich den gefüllten Winkelhaken auf einem Setzschiff — einem Zinkblech mit erhabenem Rand — „auszuheben“ Spalte für Spalte füllte sich, die dann zum Korrekturlesen mittels einer Bürste abgeklatscht wurden. So wurde mein Interesse am Setzen geweckt, und gern hätte ich mich auch an einen Setzkasten gestellt, um einmal die Buchstaben für meinen Namen aneinanderzureihen. Dazu bedurfte es aber der Kenntnis eines Setzkastens mit seinen vielen Fächern. Da liegen in den oberen Fächern die großen Buchstaben — Versalien genannt —, in der Mitte die am meisten gebrauchten und seitlich die weniger gebrauchten kleinen Buchstaben und Interpunktionszeichen. Also blieb es am ersten Tag beim Zu- und Umschauen. Für lange Erklärungen hatte die „Belegschaft“ an diesem Tag auch keine Zeit, denn anderntags mußte der „Bürgerfreund“ erscheinen.

Es klingt absurd, wenn ich jetzt sage, daß



Blick in einen Setzkasten

ich in den folgenden Tagen mit dem Sortieren von Zwiebelfischen beschäftigt worden bin. Zwiebelfische nennt man in der Fachsprache zusammengefallene Satzteile, die auf Brettern liegen und bei denen die einzelnen Schriftgattungen durcheinanderliegen. Dieses Durcheinander entsteht, wenn wegen Zeitmangels der Satz nicht „abgelegt“, das heißt, nicht in die für jede Schriftgattung vorgesehenen Setzkasten gelegt worden ist. Es würde zu weit führen, über die Zwiebelfische mehr zu sagen. Man muß sie schon selber „gefangen“ haben, wie ich es in den ersten Tagen meiner Lehrzeit tun mußte. Zuerst fischte ich aus den Zwiebelfischhaufen die großen Buchstaben heraus, dann die immer kleiner werdenden, um sie schließlich in einem Winkelhaken aneinanderzureihen, dabei auf die Signatur — eine Einkerbung in den Buchstaben — achtend, damit die einzelnen Schriftgattungen nicht wieder durcheinanderkamen. Auch mußten Bleistege und -regletten sortiert werden, dabei auf das Maß achtend, das der Setzer nach „Cicero“ und nicht nach Zentimeter angibt.

Mit der Zeit wurde mir das ständige Zwiebelfischfangen doch etwas langweilig. Viel lieber hätte ich mich an einen Setzkasten gestellt und Wörter und Sätze „gebaut“. Also sann ich auf Erlösung von dem leidigen Aufräumen der Satz Bretter und dem Sortieren der Zwiebelfische. Ein Einfall kam mir, der allerdings „unfair“ war: Wenn es auf den Feierabend zugeht, dann füllte ich meine Rocktaschen mit dem scheußlichen Zwiebelfischkram und entleerte sie auf dem Heimweg nach Bommersheim auf den an der Straße gelegenen Aeckern. Einmal fand ein Landwirt beim Pflügen einen großen glitzernden Buchstaben und glaubte ein Beweisstück in Händen zu



Der „älteste Lehrling“

Johann Stimpert mit dem Mitarbeiterzeichen „Josti“ ist noch heute mit 82 Jahren Mitarbeiter des Taunus-Anzeigers. Vor der Jahrhundertwende war er der erste Lehrling in der Druckerei Berlebach.

haben von einer alten Römersiedlung. Er zeigte seinen Fund dem damaligen Bürgermeister Adam Weigand, der einen Experten in Bleibuchstaben zu Rate zog, und zwar den oben genannten, in Bommersheim wohnenden Schweizerdegen Theodor Schmidt. Der hatte über den „Römerfund“ nur ein Lachen, konnte sich aber nicht erklären, auf welche Weise der Buchstabe auf den Acker gekommen ist. Ich aber hüllte mich in Schweigen und war glücklich, als ich nach dem großen „Fischfang“ endlich am Setzkasten stehen und mich etwas produktiver betätigen durfte.

Erst viel später wurde ich mit dem Getriebe der beiden Druckmaschinen vertraut gemacht und durfte mich als Bogeneinleger an der Schnellpresse betätigen. Gab es beim Einlegen der Bogen ab und zu Makulatur oder der Bogen rollte um die Farbwalze, dann gab es vom jungen Chef keinen Anschauzer, sondern er rief mir nur aufmunternde Worte zu.

So vergingen die vier Jahre, zwar nicht nach einem geregelten Lehrplan, aber Stufe um Stufe und wie es die Arbeit erforderte. Erwähnen möchte ich noch, daß ich auch „Is Reporter“ in das Städtchen geschickt wurde, um Tagesneuigkeiten zu erkunden. Mein schönster Reporterauftrag war, als ich 1897 vom jungen Chef aufs alte Rathaus zur Sitzung der Stadtverordneten beordert wurde, um zu erkunden, wer zum Bürgermeister von Oberursel gewählt werden würde. Freudig konnte ich damals die Nachricht bringen, daß der Bezirksfeldwebel Josef Füller, geboren in Fliesen im Kreis Fulda, zum Bürgermeister gewählt worden sei.

— Seit 38 Jahren —

Autolackiererei — Industrielackierbetrieb

HARTMANN & BUHLMANN

Modernste Spritz- und Einbrenn-Anlagen für **hochwertige Autolackierungen** sowie ein umfangreicher Lacktrockenofen und Kleinspritzkabinenpark ermöglichen uns, ofentrocknende Spachtel- und Lackierarbeiten für alle Zweige der Maschinen und Elektrogeräte herstellenden Industrie serienmäßig oder auch in Einzelfertigung auszuführen

OBERURSEL AM TAUNUS, Tabaksmühlenweg 4, Telefon 2122

Erwachsenenbildung in Oberursel

Der Bund für Volksbildung und seine Arbeit

Von Wilhelm Wollenberg

Als der Bund für Volksbildung Oberursel im Jahre 1956 aus Anlaß seines 10jährigen Bestehens einen ersten Rückblick über seine Arbeit hielt, knüpfte er in seiner Betrachtung an die Zeit der Gründung des Bundes an. Da hieß es u. a. „Die Ansätze zu unserer Gemeinschaft liegen im Jahre 1945, der Beginn unserer öffentlichen Arbeit war im Jahre 1946. Wer sich an jene Tage nach dem totalen Zusammenbruch erinnert, an die für die jungen Menschen von heute unvorstellbare materielle und geistige Not, der wird, so merkwürdig das klingen mag, ein gewisses Gefühl des Heimwehs nach jener Zeit empfinden. Nie wieder haben sich die Geister so geregt wie damals. nie wieder ist man, befreit von der ungeheuren seelischen Last des Krieges, mit so viel Hoffnung und so viel Optimismus an die Arbeit gegangen. Was wurde nicht alles geplant, was glaubte man nicht alles neu machen zu können, wieviel Idealismus wurde angewendet, wieviel Opfer gebracht und was ist daraus geworden? Und wie sieht es heute aus?“

Ja, was ist heute daraus geworden und wie sieht es heute aus? Nicht alle Hoffnungen und Wünsche haben sich erfüllt. Vieles ist anders gelaufen, vieles müßte anders laufen, weil sich die Zeiten ganz anders entwickelten, als man es glaubte, vorauszusehen. Manches Experiment scheiterte, viele Unternehmungen schienen erfolglos. Und doch, heute, 16 Jahre nach Gründung des Bundes für Volksbildung, darf mit Genugtuung festgestellt werden, daß die Arbeit nicht umsonst gewesen ist. Der Erfolg kann nicht bestritten werden. Der Bund für Volksbildung ist eine Realität im geistigen und kulturellen Leben unserer Stadt. Ja, man darf sagen, ohne in den Verdacht der Unbescheidenheit zu geraten, er ist zum kulturellen Mittelpunkt der

Stadt geworden. Man kann den Bund für Volksbildung einfach nicht mehr wegdenken, den Verlust nur ahnen.

Die Erwachsenenbildung, die die Arbeit des Bundes für Volksbildung im Kern ausmacht, hat sich freilich in den 16 Jahren seines Bestehens gewandelt, und sie ist dauernd im Fluß. Es ist das Wesen der heutigen Erwachsenenbildung, daß sie sich „an der jeweiligen konkreten Situation des Menschen, an der gesellschaftlich-politischen Wirklichkeit zu orientieren hat“. Sie hat eine wichtige gesellschaftspolitische Aufgabe, sie will den Menschen unserer Zeit zur bewußten Mitverantwortung am Aufbau unserer jungen Demokratie führen, sie will ihn zu einer bewußten Teilnahme am gesellschaftspolitischen Geschehen gewinnen. Wer daraufhin die Programme unseres Bundes für Volksbildung der verflossenen Jahre durchsieht, wird immer wieder genügend Ansätze dafür finden. Natürlich ist es nicht die einzige Aufgabe der Erwachsenenbildung. Sie hat neben der „mitbürgerlichen Erziehung“, wie der frühere „staatsbürgerliche Unterricht“ nach dem zweiten Weltkrieg zunächst benannt wurde, auch eine allgemein bildende Aufgabe. Sie erweitert den Gesichtskreis, indem sie über Wissenschaft und Forschung unserer Tage unterrichtet, sie vertieft das Wissen, wenn sie sich mit den klassischen Wissensgebieten beschäftigt, sie weckt das Interesse auch für künstlerische Fragen, und sie führt durch die verschiedensten Arten ihrer Unternehmung zu einer aktiven, mitleidenden und mithandelnden Teilnahme ihrer Hörer.

Nun wird der oberflächlich Urteilende immer leicht geneigt sein festzustellen, daß alle diese Bemühungen und der Aufwand an persönlichem Einsatz, an Kraft, Zeit und auch an Geld, in einem Mißverhältnis zur Zahl der



Das moderne Oberursel / Springbrunnen am Kumeliusplatz

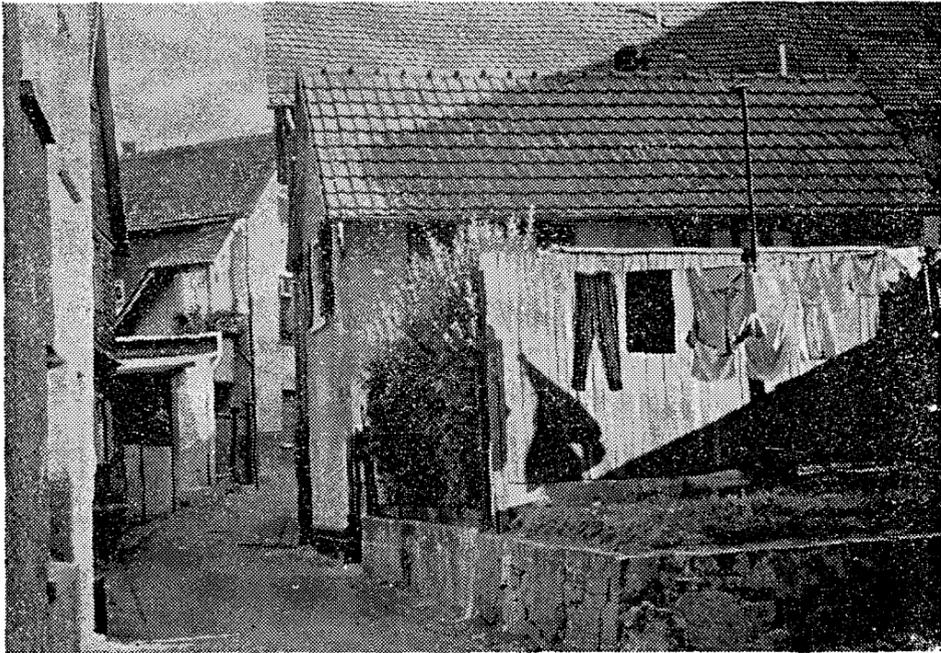
Beteiligten zu stehen scheint. Nun, den wahren Gehalt der Erwachsenenbildungsarbeit kann man nicht in Zahlen allein zum Ausdruck bringen, auch liegt der Sinn der Arbeit nicht in der Erfassung der Massen. Es kommt in erster Linie auf die Intensität der Arbeit und ihre Wirkung auf den Einzelnen an. Der Gang zur Erwachsenenbildung oder, wie es heute allgemein heißt, zur Volkshochschule, muß freiwillig getan werden, und der Erfolg der Teilnahme an den verschiedenen Seminaren und Arbeitsgemeinschaften, Kursen, Vorträgen usw. findet zunächst keinen anderen Niederschlag als den der Befriedigung des Teilnehmers in sich selbst, in dem Bewußtsein, etwas für sich erarbeitet zu haben, und in der Gewißheit, daß sein Bemühen ihn befähigen wird, zu einem aktiven Mitglied der Gesellschaft zu werden. Damit lassen sich keine Erfolgskurven der Volkshochschularbeit aufzeichnen.

Trotzdem ist es nicht uninteressant, zu erfahren, wie viele unserer Mitbürger sich an den verschiedensten Veranstaltungen beteiligt haben. Eine genaue Statistik darüber wird erst seit 1950 geführt. Von da bis zum Jahre 1962, also in 12 Jahren, wurden 487 Arbeitsgemeinschaften mit den verschiedensten Themen, Vortragsreihen, die in Einzelvorträgen um ein gleiches Thema kreisen, Sprachkurse u. a. durchgeführt. Dafür konnte eine Teilnehmerzahl von rund 10 100 festgehalten werden. Dazu kommen 14 000 Teilnehmer an 890 Einzelvorträgen über die verschiedensten Themen. Nicht erfaßt sind Sonderveranstaltungen, die bei freiem Eintritt stattfanden, deren Teilnehmer zahlenmäßig nicht festgehalten wurden.

Nun hat sich der Oberurseler Bund für Volksbildung aber auch der Pflege des

Theaters, musikalischer Veranstaltungen, wie Symphoniekonzerte, Kammermusikabende, Liederabende und des guten Films, angenommen. Auch hierfür liegen beträchtliche Besucherzahlen vor. An Filmkunstabenden, Filmmatinee und Filmsonderveranstaltungen, für die die Teilnehmer seit 1950 festgehalten sind, nahmen bis heute rund 38 000 Besucher teil. Theaterveranstaltungen, seit Eröffnung des Lichtspieltheaters „Capitol“ im Jahre 1957, wurden von 36 000 Teilnehmern besucht, und für den gleichen Zeitraum konnten für musikalische Veranstaltungen 10 550 Besucher registriert werden.

Wer also, von diesen Zahlen ausgehend, die Arbeit des Bundes für Volksbildung bewerten will, wird nicht sagen können, daß diese Arbeit für unsere Stadt bedeutungslos sei. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese Feststellungen dem Bund für Volksbildung immer wieder Mut geben, seine Bemühungen nicht nur fortzusetzen, sondern auch zu vertiefen. Er darf sich dabei durch gelegentliche, nie zu vermeidende Rückschläge nicht entmutigen lassen. Er bleibt sich immer der Verpflichtung bewußt, als notwendiger und bedeutungsvoller Teil des öffentlichen Bildungssystems, seine ganze Kraft zur Verwirklichung seiner Ziele einzusetzen. Er darf dabei dankbar anerkennen, daß er zur Erfüllung dieser Aufgaben jede Förderung und Unterstützung durch Magistrat und Stadtverordnetenversammlung genießt. Das ist nicht überall selbstverständlich. Wer aber weiß, daß die Volkshochschule mit ihrer Existenz und Aufgabe dem demokratischen Staat zugeordnet ist und mit verbunden bleiben muß, wird auch in unserer Stadt eine Einrichtung wie die des Bundes für Volksbildung begrüßen und fördern helfen.



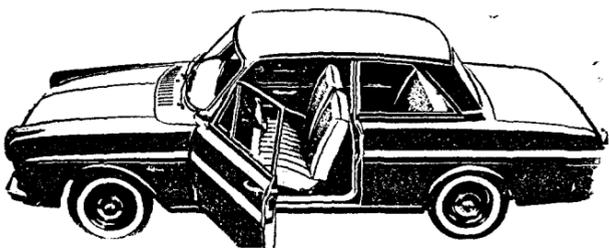
Das alte Oberursel / Kleinstadtidyll in der Altstadt

Er spart für Sie nach DIN, 1,2-Festkosten, nur Inspektion, 40 PS, Getriebe, Front-

DER NEUE TAUNUS 12M nur 7,5 l/100 Kilometer, Liter-Motor, geringe alle 10000 km zur V4-Motor, 4-Gang-Antrieb



...vor allem wirtschaftlich



GLAS S 1204



Der spurtstarke GLAS S 1204 als Roadster mit wassergekühltem 4-Zylinder-53-PS-Motor - Spitze 145 km/h - Beschleunigt von 0-100 in 17 Sek. - Skai-flor-Polsterung - Jetzt auch mit Hard-top lieferbar. 1 Jahr Motorgarantie ohne Kilometer-Begrenzung. Eine Probefahrt wird Sie begeistern!

Verkauf, Kundendienst, Reparatur:

FRANZ BÜCKER

Oberursel/Ts., Hohemarkstraße 67, Telefon 25 49

Theater in Oberursel

Die Bühne „vor der Haustür“ — Theater und Konzerte auch in der Kleinstadt

Von Wilhelm Wollenberg

In acht Jahren einer neuen Theatertradition ist das Lichtspieltheater „Capitol“ für die Theaterfreunde das Oberurseler Theater geworden. Nicht ein Theater in Plüsch und Stuck wie ein altes Stadttheater, auch nicht in Chrom und Lack wie ein hochmodernes Bühnenhaus. Immerhin ein Raum, in dem es sich spielen und musizieren läßt, in dem durchaus die Atmosphäre eines gepflegten Theaterabends liegen kann. Wir wissen es von den Bühnen, die bei uns gastieren, vornehmlich von jenen, die im hessischen Raum landauf, landab in kleinen und größeren Städten und Gemeinden spielen müssen, daß wir um dieses, unser Haus beneidet werden. Der Raum ist groß und weit, einfach zwar, aber durchaus geschmackvoll. Den Besucher erwarten bequeme Sessel. Die Akustik ist, was immer wieder von den spielenden Gästen bestätigt wird, vorzüglich. Das ist für einen Kinoraum durchaus nicht alltäglich. Es fehlt zwar das festliche Foyer mit einem Buffet, aber der Raum ist groß genug, um sich in der Pause die Füße zu vertreten, um die üblichen Pausengespräche zu führen und um zu sehen und sich sehen zu lassen. Man kann sich sogar seine Zigarette dazu anzünden. Die Garderoben sind durchaus nicht schlechter als in manchem anderen kleinen Theater, wenn auch immer wieder einmal darüber kritisiert wird. Und die sonst noch notwendigen Nebenräume dürften heute auch keinen Grund mehr zur Beanstandung geben. Kurzum, wer die notwendige Bereitschaft mitbringt, einen schönen Theaterabend zu erleben, wer einen Theaterbesuch nicht mit einem alltäglichen Kinobesuch verwechselt, der mancherlei Nachlässigkeit zuläßt, der wird nicht enttäuscht werden.

Freilich gehört zu einem erlebnisreichen Theaterabend mehr. Das Mehr liegt hinter dem Vorhang. Was erwartet von dort aus den Besucher? Von dorthin könnte einem alten Theaterhasen die Angelegenheit problematisch erscheinen. Was wird ihm angeboten und wie wird es ihm serviert? Es geht um den Spielplan. Vom Programm her gesehen ist unser Theater kein großstädtisches Theater, es kann und soll das auch nicht sein. Dazu fehlen gewisse technische Einrichtungen und



Vom Stadtturm gesehen / Blick nach Osten

auch finanzielle Voraussetzungen. Da wir aber sehr genau unsere Grenzen kennen, bleiben wir von falschem Ehrgeiz bewahrt. Wir müssen versuchen, das Beste daraus zu machen. Vor allen Dingen müssen wir versuchen, unserem Theater einen eigenen Charakter zu geben. Wir müssen und wollen bescheiden sein und nicht mehr scheinen, als wir sein können. Unser Grundsatz wird nicht immer recht verstanden und auch nicht von allen anerkannt. Besonders nicht von allen Theaterkundigen, die sich im Reiche Thalias auskennen und schon vieles gesehen und gehört haben, wobei sie sich bei einer Kritik aber immer nur auf das Außergewöhnliche berufen. Dabei ist das Außergewöhnliche auf einem richtigen großen Theater durchaus nicht

die Regel. Wir sind nun einfach nicht in der Lage, unseren Aufführungen durch sogenannte Stargastspiele jenen Glanz zu geben, der für viele verlockend erscheint. Dabei ist hierbei nicht immer echter Glanz, was blendet. Oft ist der Magnet Star von so großer Anziehungskraft, daß alles um ihn herum verblaßt. Was bleibt, ist die einmalige künstlerische Leistung, oft auf Kosten der Dichtung oder der Darstellung. Etwas grob gesagt, Shakespeares „Hamlet“ z. B. in einer Aufführung mit einem alle Spieler überragenden Hamlet, der, wie man zu sagen pflegt, seine Mitspieler an die Wand spielt, ist kein echter Shakespeare mehr. Eine gute, selbst durchschnittliche Ensembleleistung wird der Dichtung gerechter.

Wir wissen, daß nach dem Stargastspiel immer wieder gerufen wird. Selbst wenn wir es finanziell ermöglichen könnten, hielten wir es für falsch, während einer ganzen Spielzeit nur eine Kette von Stars strahlen zu lassen. Auf die Dauer würden so ganz falsche Maßstäbe gesetzt. Eines Tages träte so oder so eine Uebersättigung ein. Machen wir diese Beobachtungen nicht auch auf vielen anderen Gebieten unseres Lebens? Alles muß immer größer, schöner, mächtiger, sensationeller, überragender sein als das Vorausgegangene. Man mißt nur noch nach Zahlen und nach Sensationen. Das verleitet auf die Dauer dazu, den großen Glanz für den inneren Wert zu halten.

Nun mag man sagen, weil wir das große Theater aus oben angeführten Gründen überhaupt nicht oder nur ganz wenig bieten können, man wolle aus der Not eine Tugend machen. Warum eigentlich nicht? Wir sind aber nicht nur gezwungen, die Rolle des Bescheidenen zu spielen, sondern wir tun das mit Ueberlegung. Wir wollen vor allen Dingen durch unsere Bemühungen dem Theater neue Freunde, dauerhafte Freunde gewinnen. Das erreicht man nicht nur von außen her. Wir legen Wert darauf, der Kundige wird das spüren, dem Anfänger die Möglichkeit einer Neubegegnung mit der alten und neuen Theaterliteratur zu geben und dem Theater-

kundigen die Möglichkeit einer Wiederbegegnung. Das wurde durchaus von alten Theaterbesuchern gut geheißt und anerkannt.

Aehnlich liegen die Dinge bei unseren musikalischen Veranstaltungen. Hier ist die Situation noch schwieriger. Durch Funk, Fernsehen und Schallplatte, die das Beste vom Besten zu bieten in der Lage sind, sind viele Musikfreunde verwöhnt. Was sie hier von großen und größten Dirigenten gehört haben, wird für sie das Maß aller Dinge. Es gibt aber erfreulicherweise auch Musikkennner, die sich auch in einer bescheidenen Aufführung vom unverlierbaren Gehalt eines großen Werkes beeindruckt lassen. Auch hier gilt das für das Theater Gesagte, wenn es um den „Anfänger“ geht, daß man ihm Gelegenheit geben soll, sich einzufügen. Das ist in jedem Falle bei unseren Konzertprogrammen möglich.

Und noch etwas anderes glauben wir zur Rechtfertigung unserer Bemühungen anführen zu dürfen. Wir sind der Meinung, daß wir den Bürgern einer Stadt, auch wenn diese im kulturellen Ausstrahlungsfeld der nahen Großstadt liegt, Möglichkeiten bieten sollen, sich am kulturellen Leben am Ort zu beteiligen. Dazu gehört neben den vielfältigen Veranstaltungen der Volkshochschule, neben kulturellen Bemühungen vieler anderer Organisationen auch der Besuch einer Theateraufführung oder eines Konzertes. Nicht immer findet der gehetzte Mensch unserer Zeit die notwendige Muße, in den Abendstunden noch einmal den Weg zu einer großstädtischen kulturellen Veranstaltung zu nehmen. Warum sollte man ihm eigentlich nicht ein Theater oder ein Konzert sozusagen vor seiner Haustür anbieten? Ganz davon abgesehen, daß hier auch materielle Gesichtspunkte mitspielen können. Ein Besuch in unserem Theater ist in jedem Falle billiger. Wie leicht wird es auch der Jugend gemacht, eine Theateraufführung oder ein Konzert hier am Platz zu besuchen. Die steigenden Besucherzahlen der Jugendlichen sprechen für den Erfolg. Und noch ein letztes darf nicht vergessen werden, Altbürger, die in den Abendstunden keinen weiten Weg mehr machen wollen und Rentner, die mit ihren Pfennigen rechnen müssen, sind uns dankbar dafür, daß sie zu uns kommen können. Auch hier sprechen Erfahrungen für unsere Bemühungen. Das „Theater vor der Haustür“ hat also durchaus seine Berechtigung, auch wenn es nicht so im strahlenden Glanz steht wie die großen Theater der großen Städte.



Vom Stadtturm gesehen / Blick nach Norden



Hodhaus in der Hilpert-Siedlung



ADRIAN & BUSCH KG

OBERURSEL (TS)

MASCHINENFABRIK FÜR DIE SCHUHINDUSTRIE

Älteste Zeitung Deutschlands

Keiner kannte den Druckort — Hannover hütet den Aviso

An der Tatsache des Druckortes der wahrscheinlich ältesten Zeitung Deutschlands zweifelt heute niemand mehr. Ehe man beweisen konnte, daß sie in Wolfenbüttel erschien, vergingen Jahre und Jahrzehnte.

Mit einem geradezu kriminalistischen Scharfsinn haben die Wissenschaftler gearbeitet; Gutachten wurden gemacht, kunstgeschichtliche, chemische und technische Untersuchungen angestellt, ehe man zum Ziel kam. Man mußte sich auch erst über den uns heute so selbstverständlichen Begriff „Zeitung“ klarwerden. Geschriebene Zeitungen hat es immer gegeben, gedruckte Blätter mit Neuigkeiten, die man auch Zeitungen nannte, gab es seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, aber der erste, uns erhaltene Jahrgang einer gedruckten Wochenzeitung erschien erst 1609 unter dem Titel: „Aviso, Relation oder Zeitung / Was sich begeben und zugetragen hat / in Deutsch- und Welschland / Spanien / Niederlandt / Frankreich / Ungarn / Oesterreich / Schweden / Polen und in allen Provintzen in Ost- und Westindien etc.“ Statt einer Ortsbezeichnung liest man „So alhie den 15. Januarij angelange“ Darunter steht eine kunstvolle Barockvignette mit einem gehörnten Männerkopf und die nüchterne Mitteilung: „Gedruckt im Jahre 1609“

Diese Vignette wurde zum Verräter der Herkunft der Zeitung, die 1903 der Postrat Grimme in der Landesbibliothek Hannover entdeckt hatte. Julius Adolph von Söhne, Wolfenbüttel, wurde als Drucker entdeckt.

Es war eine Zeitung ohne Journalisten. Der Drucker war die Hauptperson. Er empfing vorwiegend schriftliche Nachrichten von Korrespondenten, die politische Persönlichkeiten oder Geschäftsleute waren. Aber auch die Postmeister und Postreiter brachten mündlich Informationen mit. Es hat den Anschein, als sei der Aviso nicht für die Öffentlichkeit gedruckt, sondern nur für einen kleinen Kreis interessierter Personen. Manche Nachrichten scheinen nach ihrem Stil, der besser zu einem Diplomatenbericht paßt, überhaupt nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesen zu sein. Wenn der Korrespondent aus der Kaiserburg zu Prag meldet: „Heute früh ist ein Kurier von Wien alhie mit Schreiben ankommen, darauf die Ueberschrift gelautet: Zu der Römisch Kaiserlichen Majestät eigenen Händen, die türkische Botschaft betreffend“, dann sieht man förmlich den diplomatischen Bericht-

erstatter in der Nähe des Kaisers stehen, wie er sich die Augen ausguckt, etwas zu erfahren, aber nur die Anschrift lesen kann.

Schon in der ältesten Zeitung der Welt steht, was noch heute die Spalten der Zeitungen und Illustrierten füllt: Fürstlichkeiten! So köstlich wie absonderlich ist die Meldung: „Der Herzog von Urbino hat seinen Sohn, 4 Jahre alt, mit des verstorbenen Großherzogs von Florenz Töchterlein, so von sechs Jahren, mit 400 000 Cronen Heurathsgut verheiratet.“

Drei Häuschen verschenkt Nachahmenswertes Beispiel in Oberhöchstadt

Zugegeben, diese verschenkten Häuschen, von denen hier die Rede ist, sind nicht gerade Wohnhäuser; es handelt sich vielmehr um drei Wartehäuschen — aber das mit dem Verschenken, das stimmt schon.

Alle Oberhöchstädter kennen das Wartehäuschen an der Bushaltestelle „Kirche“ in Oberhöchstadt. Es steht dort nun bald zwei Jahre und bietet den auf ihre Busse wartenden Einwohnern der Gemeinde einen willkommenen Schutz gegen eisige Kälte im Winter und gegen sengende Hitze im Sommer, was gerade in diesem Jahr als besonders wohlthuend empfunden wurde.

Nur wenigen ist es jedoch bekannt, daß dieses Wartehaus von der vor zwei Jahren nach Oberhöchstadt neu hinzugezogenen Firma UNIWERBAU gebaut und der Gemeinde sozusagen „als Einstand“ geschenkt worden ist. Als das Wartehaus aufgestellt wurde, da hat es sich Bürgermeister Menz nicht nehmen lassen, sogar selbst kräftig mit Hand anzulegen. Und als es fertig dastand, bedankte er sich bei dem anwesenden Geschäftsführer der Firma UNIWERBAU, Dobrunz, mit den Worten: „Mit diesem Geschenk Ihrer Firma haben Sie der Gemeinde Oberhöchstadt und mir persönlich eine große Freude bereitet.“

Seit einiger Zeit hängen in dem Wartehaus an der Kirche zwei Schaukästen. In dem einen kommen amtliche Bekanntmachungen der Gemeinde zum Aushang, während in dem anderen, vorwiegend mit Fotos, Informationen aus den vielseitigen Tätigkeitsbereichen der UNIWERBAU und ihrer Schwestergesellschaft INTERSTUDIOS gegeben werden. Geschäftsführer Dobrunz meinte hierzu: Mit diesen Informationen wollen wir die Einwohner unserer Gemeinde mit unserer Arbeit vertraut machen. Und darüber hinaus ist es sicherlich für jeden interessant, zu erfahren, daß in das „Weiße Haus“ im neuerstandenen Industriegebiet von Oberhöchstadt maßgebliche Persönlichkeiten großer Industrieunternehmen und bedeutender Institutionen aus vielen Ländern der Erde zu geschäftlichen Unterredungen und vielfach zu einem privaten Plauderstündchen kommen. Wenn Oberhöchstadt vor ein paar Jahren noch ein „verträumtes Dörfchen im Vordertaunus“ war, so ist dieser Name bereits heute in den verschiedensten Winkeln der Welt zu einem feststehenden Begriff geworden.

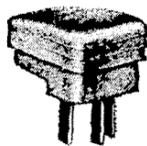
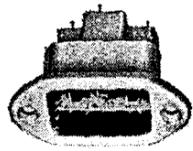
Wie zu erfahren war, haben die beiden Firmen vor, der Gemeinde Oberhöchstadt noch zwei weitere Wartehäuschen zu schenken. Fürwahr, ein gutes Beispiel echter Öffentlichkeitsarbeit.



Ein Juwel ganz besonderer Art — und nicht nur für Journalisten — befindet sich im Besitz der Stadt Hannover. Die wahrscheinlich älteste Zeitung Deutschlands, der Aviso, später Aviso, von der die Gelehrten erst nach langen intensiven Studien in unserem Jahrhundert erfuhren, daß sie in Wolfenbüttel im Jahre 1609 gedruckt wurde.

KLEINST-STECKVERBINDUNGEN

für Kaltgeräte mit und ohne Schutzkontakt nach Din 49493/49494



für Diktiergeräte

Additionsmaschinen

elektrische Nähmaschinen

elektro-medizinische Apparate und Geräte

Staubsauger

elektrische Haushaltmaschinen

Vervielfältigungsmaschinen

Tonbandgeräte

elektrische Schreib- und

Buchungsmaschinen

Fernschreiber

elektrische Prüfeinrichtungen

Elektronische Geräte und Apparate

Automations-Elemente

Maschinen-Leuchten aller Art

Projektoren aller Art

OTTO HEIL OHG

Elektrotechnische Fabrik

OBERURSEL (TAUNUS) Telefon: 2309 Berliner Straße

Solange der Vorrat „riecht“

Legende und Tatsachen um die Jünger Gutenbergs

Von Alfred Blaschko



Hören wir vorerst die nicht allzu bekannte Legende von der Entstehung des Druckfehlers. Meister Gutenberg und seine beiden Gehilfen Fust und Schöffer waren in der historischen Werkstatt in Mainz emsig am Werke, die Typen zu Wörtern und Sätzen zusammenzustellen. Sollte doch das unvorstellbare Wunder des Erstdrucks der Bibel den damaligen Zeitgenossen — es war um 1400 — offenbart werden. Aber wo im Leben vollzieht sich ein denkwürdiges Ereignis ohne den berühmten Zwischenfall. Und so geschah es auch in diesem denkwürdigen Augenblick. Ein ohrenbetäubendes Spektakulum im Kamin der besagten Werkstatt kündete das kommende Unheil an. Satan, der Höllenfürst, hatte es den braven Schwarzkünstlern angetan.

In leibhaftiger Gestalt entsprang er dem Kaminloch, wutschnaubend und schrecklich lärmend versuchte er den bereits fertiggestellten Bibeltext zu zerstören. Was Wunder, war ihm doch die Heilige Schrift ein Dorn im Auge und die Vorbereitung der Gotteslehre als Druckwerk paßte ihm ganz und gar nicht. So war er entschlossen, Gutenbergs Großtat im rechten Augenblick zu vernichten. Aber da hatte der Teufel die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nach dem ersten Schrecken packten der Meister und die beiden handfesten Jünger der schwarzen Kunst den tobenden Satan an Schopf und Hinterteil und tauchten ihn in den bereitstehenden Wassertrog; einige Kübel ätzender Lauge kippten sie noch hinterher, so daß dem Bösen fast der Atem ausblieb. Mit vereinten Kräften beförderten sie ihn dann dorthin, woher er gekommen — durch den Rauchfang zur Hölle. Die erschöpften Teufelsbezwinger beeilten sich nun, den zum Teil zerstörten Satz wieder in Ord-

nung zu bringen, aber ach, der Satan hatte seine Visitenkarte hinterlassen. den Druckfehlerteufel!

Diese grausige Begebenheit wird von der heutigen Generation wohl schmunzelnd zur Kenntnis genommen, aber kaum geglaubt. Vielmehr interessiert es den Leser, wie so ein oftmals recht peinlicher Fehler möglich ist. Da wird aus einem passionierten ein pensionierter Sammler. Wenn wir davon absehen, daß die Mehrzahl der Leser diese Wortverwechslung kaum beachtet, so darf mit Sicherheit angenommen werden, daß die unleserliche Handschrift des Schreibers, also das schlechte Manuskript, diesen Fehler verursacht hat. In fast allen Fällen aber liegt es an der übertriebenen Eile, in der Drucksachen hergestellt werden müssen, die oftmals Zeit zum Ueberlegen, zum Nachdenken erfordern. Ein Druckfehler in der Zeitung wird achselzuckend hingenommen; bei dem unvorstellbaren Arbeitstempo, in dem diese Eintagsfliege hergestellt wird, ist es eigentlich verwunderlich, daß nicht noch viel mehr Unsinn fabriziert wird. Die Verantwortlichen, das sind in erster Linie die Schriftleiter und die Journalisten, schütteln ihre „letzten Berichte“ buchstäblich aus dem Handgelenk, und es kommen dann Sätze zustande, die, als Zeitungsdeutsch gekennzeichnet, keinem Abc-Schüler zur Nachahmung empfohlen werden können. Daß sich der Druckfehlerteufel in diesem Milieu besonders heimisch fühlt, ist leicht verständlich. In einer Zeitungsanzeige wird ein Posten Rauchfleisch angeboten, solange der Vorrat riecht, oder eine Weinfirma zeigt an, daß sie 500 Flaschen Moselwein sofort preisgünstig zu versaufen hat.

Eine kurze Erläuterung scheint mir zum Verständnis des Lesers hier angebracht. Wenn der verantwortliche Korrektor beim Prüfen des ersten Andrucks einen Fehler entdeckt, so muß, um diesen Fehler zu beseitigen, die ganze Zeile neu gesetzt werden, denn die Setzmaschine kann nicht einzelne Buchstaben korrigieren, sie muß die Zeilenreihe, die aus einem Gußstück besteht, neu gießen. Da aber entsteht die zweite Kalamität, denn in dieser neugegossenen Zeile erscheint ein weiteres Unikum, das nicht mehr beachtet wird. Eine Wohnung mit Gattenbenutzung ist zu vermieten! Nun, da wird sich sehr schnell ein Mieter finden. Wenn aber im Schoß der Königin ein glanzvoller Empfang stattgefunden hat, so

darf man wohl fragen, wer da geladen war. Kürzlich meldete ein Bericht, daß die Begeisterung in der Familiengruft stattfindet. Anlässlich einer Beisetzung sollte man die Würde wahren — von Pietät kann da keine Rede mehr sein. Zum peinlichen Druckfehler kann es kommen, wenn Buchstaben, ähnlich wie bei der Schreibmaschine, in falscher Reihenfolge erscheinen. So heißt es in dem Aufsatz einer wissenschaftlichen Gesellschaft, der Gelehrte war vom Geiste seiner Idee durch und durch beeselt. Wenn aber der Metteur, das ist der wichtige Mann, der die einzelnen Berichte zu Seiten zusammenstellt, einmal eine unglückliche Hand hat und zwei Satzteile durcheinanderbringt, die sich nie und nimmer vereinen lassen, so lesen wir kopfschüttelnd folgenden Erguß.

Mit zu Herzen gehenden Worten verabschiedete sich der hochgeachtete Mann von seinen Anhängern, und als er beide Hände erhob, banden ihm die Gassenjungen einen alten Kochtopf an den Schwanz und johlten hinter der armen, gehetzten Kreatur her. Sie prügelten ihn.

Ueber so ein ruchloses Geschehen raufen sich natürlich sogar die Verleger die Haare, aber es war nicht mehr zu ändern.

Ganz kurz sei noch gesagt, die Bezeichnung Druckfehlerteufel trifft nicht recht zu, richtiger müßte man vom Satz- oder Satzfehler sprechen, denn er schleicht sich bereits beim Setzen und nicht erst beim Drucken ein.



Von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf den heutigen Tag begleitet der Druckfehlerteufel die Jünger Gutenbergs, und es ist trotz allen Fortschreitens der Technik auch im Buchdruck mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß selbst der vollkommenste Roboter den Druckfehler nicht ausschalten wird.

Irren ist menschlich! Und nirgends erliegt der Mensch dem Irrtum so leicht wie bei dem Bemühen, das Wort zu Papier zu bringen. Die kleinen menschlichen Schwächen, die maschinelle Unvollkommenheit — und „der Teufel lacht dazu“

Druckfehler sind von Natur aus friedlich; richten kaum großen Schaden an, darum sollten auch wir lächeln, falls wir ihnen begegnen.

FAUDI liefert

zur Filterung von galvanischen und Phosphatierungsbadlösungen, chemischen Lösungen, Trichloräthylen, Perchloräthylen, Leicht- und Schwerbenzin, Methanol, Betriebswasser

rückspülbare Anschwemmfilter

von Kraftstoffen, Schmierölen, Hydraulikölen, Heizölen, Turbinenölen, Kühlmitteln, Lacken, Härteölen, Druckluft, Betriebswasser

Scheiben- und Kerzen-Feinfilter

von Kühlmitteln, Schmierölen, Härteölen, Honölen und anderen Flüssigkeiten

Magnet-Durchlaufilter, Magnet-Siebkorbfiter, Magnet-Kerzenfilter und automatische Magnetabscheider

von Kühlemlösungen und sonstigen Flüssigkeiten, u. a. auch Phosphatierungsbadlösungen

automatische Bandfilter

von Flugkraftstoffen

Mikro-Kerzenfilter und Filter/Wasserabscheider für den Einbau in ortsfeste und bewegliche Betankungseinrichtungen

FAUDI FEINBAU GMBH

637 Oberursel (Taunus), Im Diezen 4

Tel.: 31 31 - Fernschreiber: 04 15192 - Telegr.: Faudifeinbau



**Frankfurter
Transformatoren-Fabrik
M. Topp & Co.**

Oberursel (Taunus), Lessingstraße 3-9



**Leistungs- und Spezial-Transformatoren
für die öffentliche und industrielle
Stromversorgung seit fast 40 Jahren**

ALTHISTORISCHE GASTSTÄTTE

**Zum
deutschen Haus**

OBERURSEL/T., ACKERGASSE 13

Gemütliche Räume · Gepflegte Getränke · Vorzügliche Speisen

Telefon 2370

Seit über 125 Jahren
in Familienbesitz

Sehenswürdiges Patrizierhaus

Besitzer KARL JAMIN

Als ich noch Bürgermeister war ...

Eine Handvoll Erinnerungen an bewegte Oberurseler Tage

Von Werner Jaspert

Es begann eigentlich damit, daß ich im Oktober 1945 bei der Fahrprüfung durchfiel. Wie sollte ich das meinen Kindern beibringen? Die saßen erwartungsvoll zu Hause und würden gewiß gar nicht begreifen, daß der Vater solch ein Versager war. Darüber dachte ich angestrengt nach, als ich etwas beklommen heimkehrte.

Da sah ich die beiden den Feldweg hinunter mir entgegengien, lachend, schreiend, gestikulierend. Und dann hörte ich sie von weitem rufen. „Papa, Papa, du bist Bürgermeister!“ Tatsächlich, auf meinem Schreibtisch lag eine Aufforderung von Captain Campbell, dem Chef der Militär-Regierung, in Oberursel das Amt des Bürgermeisters zu übernehmen. Von dem verpatzten Führerschein war nun kaum die Rede, das ging in der Würde des neuen Amtes unter. Und das väterliche Ansehen bei den Kindern war durch einen glücklichen Zufall gerettet.

Zwei Tage zuvor war als Vertreter der Militär-Regierung ein Mr. Heimann bei mir gewesen — ich war gerade beim Mistfahnen im Garten, verdreckt und unrasiert — und hatte mich gefragt, ob mich solch ein Amt wohl interessiere. Vielleicht schon, war meine Antwort, ein Journalist interessiert sich für alles. Aber dann nannte ich meine Bedenken, vor allem erklärte ich, die ganze Fragebogen-Aktion der Amerikaner erscheine mir sehr fragwürdig, und ich sei mit den Methoden, wie sie angewandt würden, durchaus nicht einverstanden. Diese Erklärung sei sehr ehrenwert, hatte Mr. Heimann geantwortet und war gegangen. Nicht im Traume mehr rechnete ich damit, daß die Wahl der Militär-Regierung danach noch auf mich fallen würde.

Um 12 Uhr sollte ich im Rathaus erscheinen und eingeführt werden. Aber die Zeit war längst überschritten. Wer sitzt schon zu Hause herum und wartet darauf, einen Bürgermeisterposten angeboten zu bekommen! Als ich nachmittags durch das schöne Urseltal zum Rathaus ging — die Luft war herbstklar und die Wiesen dufteten —, da überlegte ich, was eigentlich so ein Bürgermeister zu tun habe.

Gewiß, ich war in diesem sonderbaren Jahr 1945 schon ein wenig in die Geheimnisse der kommunalen Verwaltung eingedrungen. Gleich nach der Besetzung Frankfurts durch die amerikanischen Truppen hatten wir, eine Handvoll Journalisten von der alten Frankfurter Zeitung, das Regiment der Stadt übernom-

men. Als alles am Boden lag und die Verantwortlichen geflohen waren, glaubten wir an einen neuen Beginn und sprangen ohne viel zu überlegen gleichsam in die Bresche. „Die erste Garnitur wird immer überrollt“, so warnte man uns. Aber wir wollten ja gar nicht mehr sein als die erste Garnitur. So war ich, ehe ich es mich recht versah, zum Chef der Polizei in Frankfurt geworden.

Im Oberurseler Rathaus empfing mich ein junger Verwaltungsangestellter namens Pohlmann und berichtete, der Vertreter der Militär-Regierung habe lange auf mich gewartet und sei endlich, als ich nicht erschienen sei, ärgerlich abgefahren. Ich setzte mich zögernd in den Sessel, der dem ersten Diener der Stadt vorbehalten ist, und fand zunächst einen Stoß Akten vor mir auf dem Tisch. So begann es.

Zu verwalten gab es wahrhaftig nicht viel in dem ersten Winter nach dem Krieg. Elend, Mangel, Hunger, Kälte und Einsamkeit lassen

sich nicht durch Verwaltung überwinden. Man konnte oft nichts anderes tun als gütlich zureden, ausgleichen, anfeuern, Hoffnung machen. Das beengte Wohnen war eines der großen Probleme.

Da kam eines Tages ein halbes Dutzend Hausfrauen, die alle in der gleichen Wohnung auf dem einen Herd ihr Essen kochen mußten. Mochte jede einzelne noch so gutwillig sein, bei solcher Bedrängnis muß es Aerger geben. Nach langem Hin und Her glaubte eine der Frauen endlich die Lösung gefunden zu haben: der Bürgermeister solle die Herdplatte mit Kreide aufteilen und bestimmen, welche Mietpartei zu welcher Stunde auf dem ihr zugewiesenen Teil kochen dürfe.

Damals gab es kaum Autos und Benzin, die Verkehrsverhältnisse waren weitaus schlechter als heute. Aber wir hatten alle mehr Zeit füreinander. Wie oft kamen die alten Freunde aus Frankfurt und Oberursel zueinander, wir trafen uns im Rathaus und sprachen voll

Hoffnung über den Aufbau und über die politischen Möglichkeiten, man holte sich Rat und suchte gemeinsam nach neuen Wegen. Da kam Heinrich Karl Knappstein, heute deutscher Botschafter in Washington, es kamen Eugen Kogon, der damals in Oberursel eine neue Heimat fand, Marcel Schulte, jetzt Chefredakteur der Frankfurter Neuen Presse, der allzu früh verstorbene Werner Hilpert, Walter Dirks, mit Kogon zusammen Herausgeber der Frankfurter Hefte, und viele andere.

Nach siebenjähriger Abwesenheit kehrte Richard Ullmann nach Oberursel zurück, heute einer der führenden Quäker in England. In Deutschland hatte man ihn als Juden verfolgt, über Buchenwald war er nach England und nach Australien gekommen, und dort wurde er als Deutscher interniert. Er kam ohne jeden Haß gegen seine Verfolger.

Und schließlich kamen, mit tausend täglich neuen Wünschen, die Amerikaner ins Rathaus. Ein junger Hauptmann hatte nur ein einziges Verlangen. Schallplatten von Erna Sack. Wie wir sie bekamen, daran erinnere ich mich nicht mehr, aber wir bekamen sie. Wie die Kinder waren sie oft, die jungen amerikanischen Soldaten, aber zumeist freundlich und hilfsbereit. Gerade mit den ersten Besatzungstruppen, den Soldaten der Army, haben wir die besten Erfahrungen gemacht.

Nur die Fallschirmjäger, mit denen gab es allerlei Aerger. Wenn sie getrunken hatten, randalierten sie abends in der Vorstadt und belästigten die Passanten. Mit Else Hille, unserer Dolmetscherin, suchte ich den Captain van de Voort auf und trug die Beschwerden vor. Ach, das sei ja noch gar nichts, meinte er. Zu Hause in Texas, wenn die Fallschirmjäger ihre Manöver abhielten, ließen die amerikanischen Bürger die eisernen Läden herunter, sobald die Soldaten sich einer Stadt näherten.

Besonders gut war das Verhältnis zu den Angehörigen der amerikanischen Luftwaffe. Für sie alle war Oberursel schon während des Krieges ein fester Begriff; denn man wußte: jeder abgeschossene Flieger kam zunächst in das Durchgangslager nahe der Hohe- mark. Und wenn die Bomberverbände in England zum Flug nach Deutschland starteten, verabschiedete man sich voneinander mit dem Gruß.

„Auf Wiedersehen in Oberursel“

Ein Major, dem es hier gut gefallen hatte und der gerade die sanften Hänge des Vortaunus besonders liebte, besuchte mich eines Tages im Rathaus. Lachend kam er herein und sagte: „Ich wollte nur mal schauen, wie Sie aussehen.“ Und dann erzählte er, oft habe er im Kreis seiner Kameraden darüber gesprochen, wie schön das Land hier sei, und



In der Ackergasse

**HESSEN-
GLASWERKE
GMBH
STIERSTADT**

BLEIKRISTALL

FARBGLAS

STANGENGLAS

*Lehrlinge,
Anlernlinge und
Hilfskräfte*

für die
Glasherstellung und
Verarbeitung werden
bei guten Verdienstmöglichkeiten
eingestellt.
Verbilligtes Mittagessen,
kostenloser Werksomnibus
von Oberursel/Ts. nach
Stierstadt.

BOSTIK IN ALLER WELT

Unser Unternehmen befindet sich seit Jahren im Stadium einer ununterbrochenen Aufwärtsentwicklung, die infolge unseres ausgedehnten, ständig um Neuentwicklungen bereicherten Produktionsprogrammes auch in Zukunft anhalten wird.

Wir können deshalb tüchtigen männlichen und weiblichen

Arbeitern und Angestellten

besondere Chancen für ihr berufliches Fortkommen bieten.

Es ist nicht notwendig, daß Sie eine Spezialausbildung mitbringen. Wichtig ist, daß Sie selbst ein Ziel vor Augen haben und sich durch Fleiß und Können eine gesicherte Position erarbeiten wollen.

Wir legen allerdings nur Wert auf neue Mitarbeiter, die ihren Arbeitsplatz in den letzten Jahren nicht mehrfach kurzfristig gewechselt haben.

Neben überdurchschnittlicher Bezahlung bieten wir unsere bekannten umfangreichen sozialen Einrichtungen. Wir haben die 42,5-Std.-Woche.

Unsere Personalabteilung unterrichtet Sie gerne über weitere Einzelheiten.

Bostik

BOSTIK GmbH • 637 OBERURSEL/TAUNUS
vormals: • Boston Blacking Company • GmbH

Klebstoffe

Industriechemikalien

Dichtungsmassen

im Spaß immer wieder geäußert, wenn er frei einen Beruf wählen könne, dann möchte er Bürgermeister von Oberursel sein.

Da kam im Winter ein Bürger der Stadt — sein Name ist mir leider entfallen — und brachte eine Kiste mit neuen, festen Kinderschuhen, ein wahrhaft kostbares Geschenk. Wenn nun eine Mutter bei mir vorsprach, deren Kind nur Fetzen an den Füßen trug, und das war bei den meisten der Fall, dann griff ich nur in die Kiste und zog ein Paar funkelneue Schuhe hervor. Das Strahlen der Mütter, das Leuchten in den Augen der Kinder ist mir unvergeßlich.

Und dann kamen die Bauern von Bommerheim. Eine Abordnung von ihnen sprach bei mir vor, und mir wurde gar nicht so recht klar, warum sie eigentlich da waren. Erst später hörte ich es auf Umwegen. Sie wollten nur mal den neuen Mann im Amt auf Herz und Nieren prüfen. Ihr Urteil lautete, wie mir berichtet wurde. Der Neue ist ja wohl ein ganz ordentlicher Mann — aber er stellt nichts vor. Nie ist es mir so deutlich gemacht worden, daß der liebe Gott mich halt nicht groß und stattlich geschaffen hat.

Zu Weihnachten lud Captain Urbach uns mit einer kleinen Zahl Oberurseler Kinder zu sich nach Hause. Liebevoll hatten er, seine Frau und einige Kameraden einen Tannenbaum bunt geschmückt und mit Süßigkeiten behängt. Der Tisch war fantastisch gedeckt, die Teller voller Leckereien, dazu Kaffee, Kuchen und Plätzchen. Und jeder mußte eine prall gefüllte Tüte mit nach Hause nehmen. Es war ein Blick in ein verlorenes Paradies. Da war nichts mehr zu spüren von Siegern und Besiegten, von Feind und Gegner, es sprach alles nur von herzlicher Verbundenheit. Allerdings habe ich nie begreifen können, wieso meine Kinder sich damals nicht furchtbar den Magen verdorben haben.

Ende Januar 1946 rief mein alter Kollege Robert Mösinger vom Rundfunk an, ich sollte doch in der Rundschau aus dem Hessenland einmal über Oberursel sprechen. Der Aufnahmewagen kam und nahm die Ansprache auf Band. Ich erzählte von der Taunusstadt und ihren Sorgen, und nur am Rande erwähnte ich, es sei nicht unsere Absicht, nun alle Menschen, die einmal der Partei angehört hätten, als Verfemte und Ausgestoßene zu behandeln. Im Gegenteil, unser Ziel sei, alle Gutwilligen zu gewinnen für den Aufbau des Staates. Nicht Rache, Haß und Vergeltung sei unser Schlagwort, sondern Liebe, Güte und Verstehen.

Das Echo war gewaltig und überraschend. Aus allen Teilen Hessens kamen Zuschriften. Viele wollten gleich nach Oberursel übersie-

deln — dabei war ohnehin schon alles überbelegt. Aber die wenigen freundlichen Worte waren wie ein warmer Regen in viele Herzen gefallen. Später erst erzählte mir Mösinger,

er habe mit den Kontrolloffizieren von Radio Frankfurt großen Ärger wegen der Rede gehabt: sie sei versehentlich unzensuriert über den Äther gegangen.

In dieser Rundfunk-Ansprache war auch die Rede davon, daß Oberursel früher als andere Städte die Tore der Schulen wieder geöffnet habe. Nach langer Pause begann für die Kinder endlich die regelmäßige Arbeit. Nach anfänglichem Zögern hatte das die Militär-Regierung genehmigt, nachdem ich den damaligen Kultusminister Schramm in Wiesbaden besucht und die Einzelheiten ganz unbürokratisch mit ihm abgesprochen hatte.

Das aber war nun dem Landrat in Homburg nicht ganz recht, den meine Nichtachtung der Bürokratie öfters ein wenig erschreckte. So erschien er im Rathaus und mahnte, ich hielte nie den Dienstweg ein. Der Dienstweg hätte vom Rathaus Oberursel übers Homburger Landratsamt zur Regierung in Wiesbaden geführt, wäre bei den verschiedensten Aemtern unterbrochen worden und, soviel ich heute weiß, überhaupt nicht beim Minister geendet. Auf alle Fälle hätte es viele Monate gedauert.

Da ich aber nun mal kein Beamter bin, sondern nur ein Journalist, war meine Antwort an den Landrat ganz einfach. „Ja, wissen Sie, ich kenne Ihren Dienstweg gar nicht. Hauptsache ist doch wohl, daß die Schulen mit der Arbeit begonnen haben.“

Ganz bürokratisch aber ging es mit meinem Führerschein. Mehrmals aufgefordert, die Fahrprüfung zu wiederholen, konnte ich mich als braver Bürger trotz einiger Bedenken dieser Aufforderung nicht entziehen. Und so bekam ich doch im Frühjahr meine Fahrerlaubnis. Als ich zur Feier des Frühlingsanfangs die Tore des Rathauses schließen ließ und allen Angestellten einen freien Tag gab — das

Sprichwörter — ganz modern

Selber hungern macht schlank.
Oft sieht man den Wald vor lauter Butterbrotpapier nicht.
Wer zuerst kommt, interviewt zuerst.
Eine Zeitung abonnieren macht nicht klug, aber lesen.

nun wieder ganz gegen alle bürokratische Ordnung —, konnte ich mit dem neuen Führerschein in der Tasche zur Freude der Kinder mit ihnen über Land fahren.

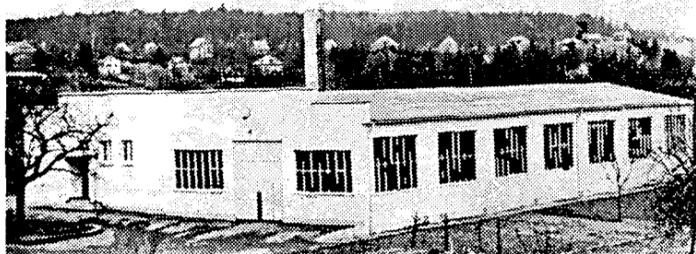
Acht Tage später hängte ich den Bürgermeisterhut wieder an den Nagel und kehrte zu meinem eigentlichen Beruf, zum Journalismus zurück.



Reges Leben auf dem Oberurseler Marktplatz

An den Markttagen mittwochs und samstags entfaltet sich auf dem Oberurseler Marktplatz der ganze kleinstädtische Zauber des Marktlebens, wie er zum Bild der alten Hausfassaden und von dem Hintergrund des mittelalterlichen Rathauses für die deutschen Städte typisch ist.

Seit über 35 Jahren zufriedene Kunden



Betriebsmittel nach Zeichnung
und Angabe für den gesamten
Maschinenbau und Motorenbau

Bernhard Schneider OHG.

Inhaber Bernhard und Karl Schneider

Vorrichtungsbau und Maschinenbau

Oberursel (Taunus), Hohemarkstraße 89/91

Ruf 2344

1888

1963

75
JAHRE



HEINRICH DÖRINGER

OBERURSEL (TS.)

STRACKGASSE 14

DEMNACHT VORSTADT 30

lesen schreiben malen zeichnen schenken
FOTOGRAFIEREN FILMEN PROJIZIEREN

Sparkassen und Banken in Oberursel

Geld, Blutstrom der Wirtschaft

Kreissparkasse des Obertaunuskreises

Am 27. Juni 1906 beschloß der Kreistag des Landkreises Obertaunus die Errichtung der Kreissparkasse des Obertaunuskreises.

Landrat Ritter v. Marx sowie die Herren Bürgermeister Füller und Fabrikant Pirath, beide aus Oberursel, wurden u. a. in den ersten Vorstand gewählt.

Die Gründung der Kreissparkasse ist weit-sichtigen Männern zu verdanken, die im Zeit-alter der Industrialisierung und der Groß-bankenkonzentration überzeugt waren von der sozialen und volkswirtschaftlichen Bedeu-

Oberursel errichtet, unter gleichzeitiger Ueber-nahme der bereits seit 1858 als Privatspar-kasse bestehenden Spar- und Leihkasse Ober-ursel.

Die Entwicklung der Hauptzweigstelle Ober-ursel war so günstig, daß sie bald mit selb-ständiger Buchhaltung ausgestattet und als eigene Girostelle dem Spargironetz der öffent-lichen Sparkassen angeschlossen wurde.

Die Geschäftsräume, die zunächst im seit-herigen Lokal der Spar- und Leihkasse, im Hause Taunusstraße 5, verblieben, waren bald zu klein, so daß schon 1934 in neue Räume in der Vorstadt 28 umgezogen werden mußte. Die neue hervorragende Geschäftslage in der Vorstadt, die Ausstattung mit modernen Buchungsmaschinen und die Uebernahme fast sämtlicher Bankgeschäfte gestattete eine ein-gehende bankmäßige Betreuung aller Wirt-schaftskreise. Das Geschäft weitete sich immer mehr aus. Die Zahl der Spar- und Girokunden stieg entsprechend, und bald wurden auch die Räume in der Vorstadt unzureichend.

Da in der Vorstadt, dem geschäftlichen

Mittelpunkt Oberursels, keine geeigneten Räume zur Verfügung standen, mußte in die unmittelbare Nähe ausgewichen werden. Hier-zu schien der jetzige Standort im Holzweg ge-eignet.

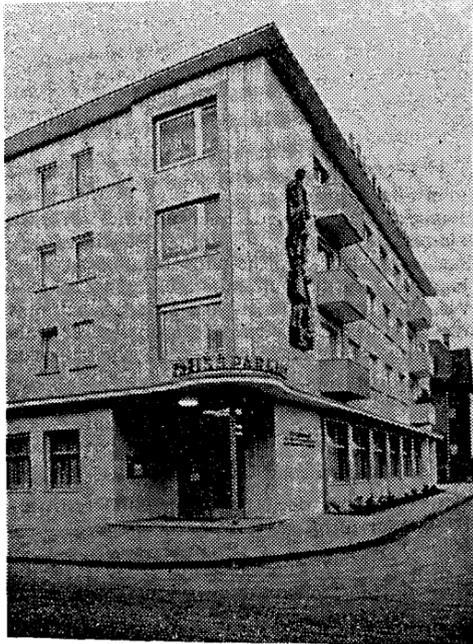
Hier wurde 1959 ein Neubau errichtet. Der Umzug in das neue zentralgelegene Gebäude, der 1960 erfolgte, leitete einen neuen Abschnitt in der Entwicklung der Hauptzweigstelle Oberursel ein. Die erweiterten modernen Ge-schäftsräume ermöglichen es, allen Anfor-derungen zu entsprechen, die an ein neuzeit-liches Kreditinstitut gestellt werden.

Mit einem Einlagenbestand von z. Zt. ca. 80 Millionen DM, die überwiegend in Hypo-tekendarlehen, Kommunaldarlehen, Ge-schäfts- und sonstigen Krediten, und zwar ausschließlich innerhalb des Obertaunuskreises ausgeliehen sind, hat die Kreissparkasse des Obertaunuskreises einen erheblichen Anteil zur wirtschaftlichen Entwicklung unseres Hei-matgebietes beigetragen.

Dieser Beitrag war nur möglich durch das Vertrauen, welches die Kreissparkasse bei der Bevölkerung des Kreises genießt. Ein beson-derer Vertrauensbeweis dürften die inzwi-schen auf rd. 36 000 angewachsenen Spar- und Girokonten sein.



Die erste Kreissparkasse in Oberursel



Die Kreissparkasse heute

Der Sparkassen als Förderer des Spar-sinns der Bevölkerung, als Helfer für die heimische Wirtschaft, insbesondere für den Mittelstand (Handwerk, Gewerbe, kleine und mittlere Industrie und freie Berufe), sowie für die wirtschaftlich schwächeren Bevölkerungs-kreise. Diese Aufgabenstellung ist noch heute in der Satzung der Kreissparkasse des Ober-taunuskreises niedergelegt.

Getragen von dem Vertrauen der Bevölke-rung, entwickelte sich die Kreissparkasse sehr günstig, trotz aller politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen, die unser Land in den Jahren der beiden Weltkriege und in den Nachkriegszeiten erschüttert haben.

In den Jahren nach der Gründung wurden in fast allen Orten des Obertaunuskreises nebenamtlich verwaltete Annahmestellen er-richtet, denen später hauptamtlich besetzte Nebenstellen folgten. Die einzige Haupt-zweigstelle der Kreissparkasse wurde 1933 in

Deutsche Effecten- und Wechselbank

Die Deutsche Effecten- und Wechsel-Bank geht in ihrem Ursprung auf das 1821 in Frankfurt am Main gegründete Bankgeschäft L. A. Hahn zurück. Die Vorfahren des Grün-derers waren schon seit der 16. Jahrhundert in dieser Stadt ansässig.

Der Geschäftsumfang des Bankhauses L. A. Hahn hat sich schnell beträchtlich ausge-dehnt. Mit den bedeutendsten Handels- und Finanzplätzen des In- und Auslandes bestan-den zahlreiche Verbindungen. Die wirtschaft-liche Hochkonjunktur, die unmittelbar nach Beendigung des Deutsch-Französischen Krie-ges einsetzte, veranlaßte die Inhaber des Bankhauses L. A. Hahn, dieses in eine Aktiengesellschaft unter der Firma Deutsche Ef-fecten- und Wechsel-Bank umzuwandeln. Das Aktienkapital betrug 10 Millionen Taler.

Dank des internationalen Ansehens, das sich das Bankgeschäft L. A. Hahn errungen hatte, konnte sich das neue Institut bald in den maß-gebenden Finanzkreisen des In- und Auslan-des zur Geltung bringen. Bereits in den er-sten Jahren ihres Bestehens war die Bank an Emissionen von Aktien und Anleihen in großem Umfang beteiligt. Auch das interna-tionale Devisengeschäft wurde gepflegt.

Im Jahre 1906 bezog die Bank ihren auf der Kaiserstraße errichteten repräsentativen Neubau. Er erlitt während des zweiten Welt-krieges schwere Schäden, deren Beseitigung erst nach 1948 möglich war.

Die Währungsreform stellte auch die Deut-

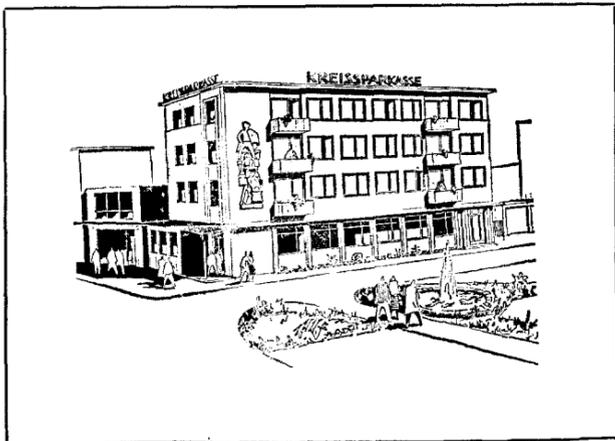
sche Effecten und Wechsel-Bank vor neue, schwierige Aufgaben. Getreu ihrer Tradition, als spezifisch Frankfurter Regionalinstitut der Wirtschaft des engeren Bezirks zu Ver-fügung zu stehen, hat die Bank nach besten Kräften ihren Beitrag zum erfolgreichen W.-e.-deraufbau unserer Heimat geleistet. Darüber hinaus trug sie wesentlich zur Selbsthaft-machung früher in Mitteldeutschland beheimateter Firmen bei.

Das Kapital der Bank, das nach der Wäh-rungsumstellung mit 3 Mill. DM neu festge-setzt wurde, erfuhr durch zwei Erhöhungen um 2 Mill. DM im Jahre 1954 und um weitere 3 Mill. DM 1960 eine Verstärkung auf 8 Mill. DM. Dabei übernahm 1954 anlässlich der Er-höhung des Aktienkapitals die Gründerfami-lie in der Person Prof. Dr. Albert Hahns wie-der einen Aktienposten.

Die günstige Entwicklung der Bank läßt sich außer an der Verstärkung der Eigenmittel (die Rücklagen wurden ebenfalls auf 8 Mill. DM erhöht) auch an der gestiegenen Bilanz-summe ablesen, die von 1953 bis 1961 auf mehr als das Dreißigfache anwuchs. Der Grundbesitz der Bank wurde erweitert und abgerundet. Die Zahl der Depositenkassen im Frankfurter Stadtgebiet wurde auf sechs er-höhrt und neue Filialen in Wiesbaden und am 20. Februar 1961 auch in Oberursel errichtet. Die in den Neubau Kumeliusstraße 7 einge-zogene Oberurseler Filiale hat sich sehr zu-friedenstellend entwickelt.



Die Kreissparkasse in der Vorstadt



KREISSPARKASSE DES OBERTAUNUSKREISES

Hauptzweigstelle Oberursel

Holzweg 1-3 am Parkplatz Kumeliusstraße

Seit über 50 Jahren im Dienste der heimischen Wirtschaft zum Nutzen aller Bevölkerungskreise



DEUTSCHE EFFECTEN- UND WECHSEL-BANK

FILIALE OBERURSEL, Kumeliusstraße 7, Telefon 4374

Wir verkaufen Ihnen Reisedevisen und verwahren Ihre Wertsachen

Beratung in allen Bankangelegenheiten - Führung von Sparkonten

Wir wahren eine 140jährige Tradition

Die Nassauische Sparkasse

Die Nassauische Sparkasse, aus der 1840 gegründeten Herzoglich-Nassauischen Landescreditcassee hervorgegangen, unterhält seit 1912 in Oberursel eine Niederlassung. Zunächst als nebenamtliche Zweigstelle bei der angesehenen Buchhandlung Staudt geführt, hat sich diese Filiale im Laufe der Jahre zu ihrer heutigen Bedeutung entwickelt. Wenn Oberursel in dieser Zeit von einer Gemeinde mit etwas mehr als 7 000 Einwohnern zu einer wirtschaftlich blühenden Stadt mit etwa 25 000 Einwohnern geworden ist, so hat die Nassauische Sparkasse in beachtlichem Maße durch die Förderung der Ersparnisbildung und die Gewährung von Krediten und Darlehen zur Entfaltung des Wirtschaftslebens beigetragen. Der ständig steigende Geschäftsumfang ließ die alten Geschäftsräume dieses

Kreditinstitutes trotz Umbau und Erweiterung im Jahre 1951 bald wieder zu klein werden, so daß zweckentsprechende Räume geschaffen werden müssen. Ein repräsentativer Neubau wird z. Z. fertiggestellt. Er bietet nicht nur der Niederlassung der Nassauischen Sparkasse den erforderlichen modernen Rahmen für die Bedienung der Kundschaft, sondern wird auch diesem Teil Oberursels eine städtebaulich interessante Note geben.

Die Bilanzsumme der Nassauischen Sparkasse hat im ersten Halbjahr 1963 die Milliarden-grenze überschritten. Ein Ereignis, das einen besonderen Abschnitt in der Entwicklung dieses Institutes darstellt und die überragende Stellung innerhalb unserer nassauischen Heimat unterstreicht. Die Sparkasse zählt somit zu den neun größten Sparkassen

in der Bundesrepublik. Die Spareinlagen erreichten zum 30. 6. 1963 699 000 000,— DM. Im ersten Halbjahr 1963 betrug der Spareinlagenzuwachs 42,9 Mill. DM und lag damit höher als in den drei vorhergehenden Jahren. Das Durchschnittsguthaben je Sparkonto beträgt z. Z. fast DM 1500,— Die Sichteinlagen und die befristeten Einlagen belaufen sich auf DM 228,4 Millionen. Sie haben im zweiten Quartal 1963 um 11,6 Millionen DM zugenommen. Seit Jahresbeginn sind fast 11 000 neue Girokonten eröffnet worden.

Seit dem 31. 12. 1962 ist das gesamte Ausleihungsvolumen der Nassauischen Sparkasse von 440 Millionen DM auf 454 Millionen DM angestiegen. Das Schwergewicht der Ausleihungstätigkeit lag hierbei vor allem im langfristigen Geschäft. Daneben haben aber auch das kurzfristige Kreditgeschäft und vor allem die Anschaffungsdarlehen zugenommen. Anschaffungsdarlehen wurden vor allem als Konsumentenkredite an wirtschaftlich Unselbständige, d. h. Arbeiter, Angestellte, Beamte, Rentner, Pensionäre usw., ausgeliehen.

Dresdner Bank AG.

Die Dresdner Bank, seit Jahren auch in Oberursel durch eine Filiale vertreten, zählt zu den drei traditionsreichen deutschen Großbanken. 1872 wurde sie in Dresden gegründet. Schon wenige Jahre später verlegte man den Hauptsitz der Verwaltung nach Berlin als dem wirtschaftlichen und finanziellen Zentrum des Deutschen Reiches. Die folgenden Jahrzehnte brachten der Bank einen raschen Aufstieg. Zahlreiche neue Industrie- und Handelsunternehmen wurden mit Hilfe der Dresdner Bank ins Leben gerufen, das Filialnetz — teilweise unter Uebernahme anderer Bankinstitute — über ganz Deutschland ausgedehnt. Die wichtigste Fusion erfolgte im Jahre 1932 mit der Darmstädter und Nationalbank, einer der größten und angesehensten deutschen Filialbanken jener Zeit; der älteste Zweig dieser Bank war bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtet worden. Als geschichtliche Reminiszenz verdient festgehalten zu werden, daß der Senat der Freien Reichsstadt Frankfurt damals die Konzession verweigert hatte, so daß die Gründung 1853 im benachbarten Darmstadt erfolgte. Heute ist Frankfurt nichtsdestoweniger zum bedeutendsten Bankplatz der Bundesrepublik geworden.

1945 wurden die Berliner Zentrale der Dresdner Bank sowie die in Ost- und Mitteldeutschland gelegenen Filialen durch die russische Besatzungsmacht geschlossen und enteignet. Im Gebiet der heutigen Bundesrepublik führte man die Geschäfte zunächst auf Länderebene weiter, bis im Jahre 1952 der Zusammenschluß zu drei regionalen, eng zusammenarbeitenden Banken, der Rhein-Main Bank AG mit Hauptsitz in Frankfurt, der

Rhein-Ruhr Bank AG in Düsseldorf und der Hamburger Kreditbank AG möglich wurde. 1957 folgte dann die Wiedervereinigung der Nachfolgebanken zur Dresdner Bank AG, die heute in der Bundesrepublik und in West-Berlin — dort durch die Tochtergesellschaft Bank für Handel und Industrie AG — an 213 Plätzen mit etwa 425 Geschäftsstellen vertreten ist.

Zum Kundenkreis der Bank zählen neben Unternehmen jeder Größe aus Industrie, Handel und Gewerbe mehr und mehr auch Privatpersonen. Neben dem Einlagen- und Kreditgeschäft hat die Dresdner Bank seit je dem Effekengeschäft besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie wirkt bei der Ausgabe von Anleihen der öffentlichen Hand, Industrieobligationen und Aktien mit und vermittelt den An- und Verkauf in- und ausländischer Wertpapiere. 1956 gründete sie den Deutschen Investment-Trust, Gesellschaft für Wertpapieranlagen m. b. H., und verhalf damit dem in anderen Ländern bewährten Investmentsparen auch in der Bundesrepublik zum Durchbruch. In der Finanzierung des Außenhandels und der Abwicklung des Zahlungsverkehrs mit dem Ausland liegt ein weiterer geschäftlicher Schwerpunkt der Bank. Sie kann sich dabei auf ein Netz von rd. 3 400 Korrespondenzbanken in allen bedeutenden Ländern stützen. Eigene Repräsentanzen bestehen in Paris, Madrid, Istanbul und Kairo. Daneben unterhält die Bank zusammen mit der ihr nahestehenden Deutsch-Südamerikanischen Bank AG Gemeinschaftsvertretungen in Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Columbien, Mexiko, Paraguay, Uruguay und Venezuela.



Die Dresdner Bank an der Feldbergstraße



Erledigung sämtlicher Bankgeschäfte

Rat und Hilfe in allen Geld- und Kreditangelegenheiten

seit 1840 im Dienste der heimischen Wirtschaft

NASSAUISCHE SPARKASSE



DRESDNER BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

FILIALE OBERURSEL

637 Oberursel, Feldbergstraße 62, Telefon 3727 und 4797



Aus unserem Aufgabengebiet: Führung von Konten aller Art - Ausführung bargeldloser Zahlungen -

Annahme von Spareinlagen - Beratung in allen Wertpapierfragen - Abwicklung des Zahlungsverkehrs mit dem Ausland -

An- und Verkauf von Reisezahlungsmitteln - Verkauf von Goldmünzen, -Barren und Medaillen -

Gewährung von Krediten: Geschäftskredite - Kleinkredite bis DM 2000,- und Anschaffungsdarlehen von DM 2500,- bis DM 6000,-

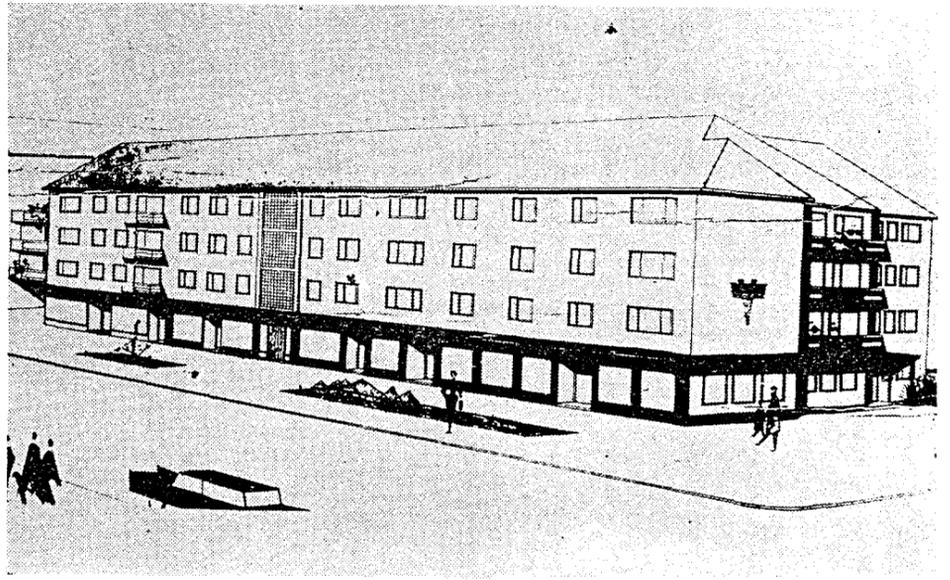
Die Frankfurter Volksbank

Die im Deutschen Genossenschaftsverband (Schulze-Delitzsch) zusammengefaßten 715 Volksbanken, deren Bilanzvolumen zum 31. 3. 1963 auf rd. 10,4 Milliarden DM angestiegen war, sind an etwa 2400 Plätzen des Bundesgebietes vertreten. Die größte hiervon in der Bundesrepublik ist die Frankfurter Volksbank e. G. m. b. H., die im vergangenen Jahr auf ein 100jähriges Bestehen zurückblicken konnte und seit 1926 mit einer ihrer Hauptzweigenstellen auch hier in Oberursel ansässig wurde. Ihr Geschäftslokal in der Liegenschaft Allee 32 ist jedem Oberurseler bekannt und längst zu einem Begriff geworden.

Die Frankfurter Volksbank e. G. m. b. H. nahm seit der Währungsreform einen steten und gesunden Aufschwung. Außer in Frankfurt am Main, wo sie mit ihrer Zentrale und 10 Stadtzweigenstellen vertreten ist, unterhält sie in Bad Homburg v. d. H., Oberursel und Bad Vilbel weitere Hauptzweigenstellen. Sie verfügt heute über eine Bilanzsumme von rd. DM 135 Millionen. Annähernd 9000 Mitglieder mit Anteilguthaben von rd. DM 4,2 Mio. gehören ihr an. An diesen stolzen Zahlen haben

unsere Oberurseler Geschäftswelt und die der näheren Umgebung, aber auch viele Einwohner unserer Stadt erheblichen Anteil. Der rege Zuspruch, dessen sich die längst zu einer modernen Geschäftsbank gewordene Frankfurter Volksbank aus weiten Kreisen der mittelständischen Wirtschaft und der Bevölkerung erfreuen darf, hat deshalb bereits vor geraumer Zeit den Ruf nach weiteren Geschäftsräumen laut werden lassen. Die Bank wird diesem Ruf alsbald folgen. In eigener Liegenschaft an der Ecke Hohemarkstraße/Groenhoffstraße werden weitere, mit allen Einrichtungen eines modernen Bankinstituts ausgestattete Geschäftsräume in den Dienst der Kundschaft gestellt. Die Frankfurter Volksbank wird mithin in absehbarer Zeit in unserer Stadt an zwei Stellen vertreten sein.

Wir haben allen Anlaß, die Frankfurter Volksbank zu ihrem Vorhaben zu beglückwünschen. Ihre von großem Verantwortungsbewußtsein getragene Arbeit wird der heimischen Wirtschaft und weiten Kreisen unserer Bevölkerung von weiterem Nutzen sein.



Der Neubau der Frankfurter Volksbank in Oberursel

An der Ecke Hohemarkstraße Groenhoffstraße entsteht zur Zeit ein Neubau, so daß die Bank unter Beibehaltung der Geschäftsstelle in der Allee künftig über zwei Geschäftsstellen im Stadtgebiet verfügen wird.

GEORG LIEHN

*Meister für Mode nach Maß
empfiehlt sich für modische
Damen- und Herrenbekleidung*

GEORG LIEHN

OBERURSEL, SCHÜTZENHOF 1. STCK., RUF 4885

GEORG LIEHN

Farben und Lacke

für jeden Verwendungszweck
für Handwerk und Industrie



Pinsel und Malerwerkzeuge Künstlerfarben

für jede Technik,
Malleinen, Zeichenpapiere, Keilrahmen

Siebdruckfarben

kauft man von

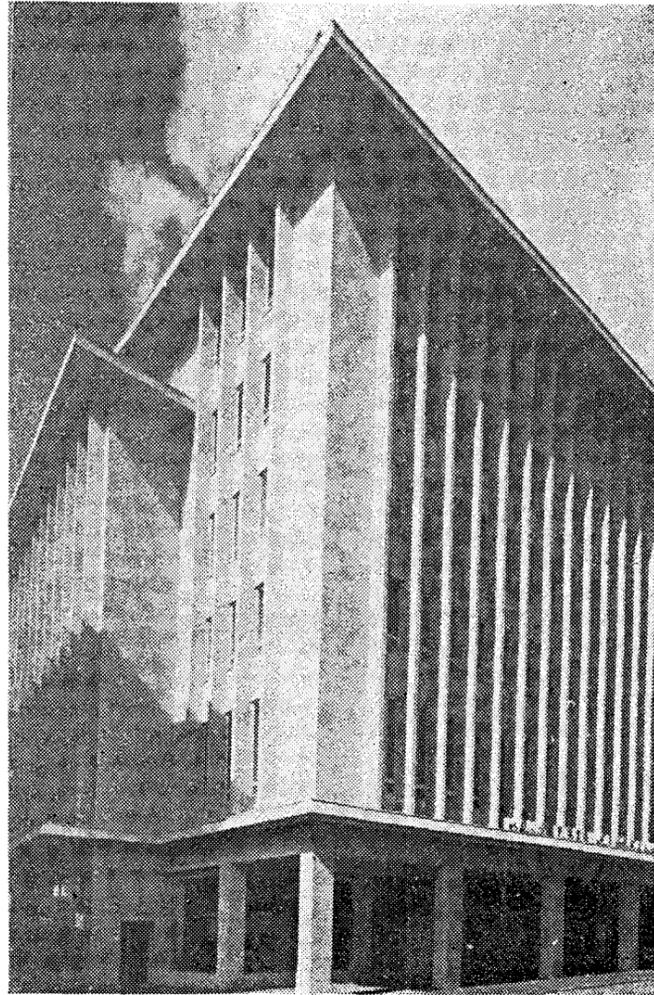
FARBEN-JENISCH

Frankfurts ältestem Farbenfachgeschäft
gegr. 1904
Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 15
Ffm.-Rödelheim, Alexanderstraße 35
Königstein/Ts., Kirchstraße 5



Ihr Fachgeschäft

für in- und ausländische
Spirituosen, Weine, Südweine,
Wermutweine, Liköre,
Schaumweine,
Qualitätsbiere,
Fruchtsäfte und alkoholfreie Getränke.



ÜBER

100 JAHRE

IM DIENSTE

DER

MITTEL-

STÄNDISCHEN

WIRTSCHAFT



FRANKFURTER VOLKSBANK

e. G. m. b. H.

Hauptstelle und Direktion: Börsenstraße 1

mit 3 Hauptzweigenstellen in OBERURSEL, BAD HOMBURG V. D. H., BAD VILBEL
und 10 Zweigenstellen in Frankfurt am Main

Salon Ruppel

seit 1871

Das Fachgeschäft für Frisur und Kosmetik

Oberursel (Ts.), Marktplatz 11, Tel.: 4144

Jean A. Kügel

30 Jahre Fahrschule

für alle Klassen sowie Omnibus und Taxi

VW - Mercedes 220 S - LKW MAN - Heinkel Roller

Oberursel/Taunus, Vorstadt 10 - Telefon 2576

Als noch der Postillion blies...

Das Postwesen in Oberursel, von seinen Anfängen bis in die Gegenwart

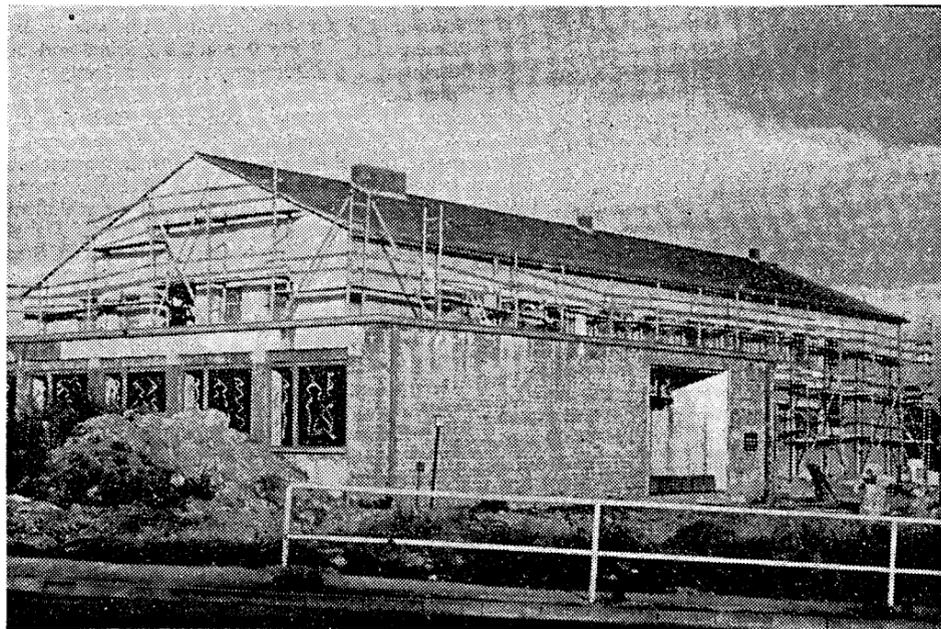
Im Jahre 1858 wurde in der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Homburg die erste Postanstalt durch Thurn und Taxis eingerichtet, die dem Oberpostamt in Frankfurt (Main) unterstellt war. Am 1. 7. 1867 übernahm die preußische Postverwaltung auf Grund des Vertrages vom 28. 1. 1867 den Postdienst im gesamten Obertaunuskreis. An die Stelle des



Oberpostamts trat die neu errichtete Oberpostdirektion in Frankfurt (Main). Der Postdienst ging am 1. 1. 1868 auf die Postverwaltung des Norddeutschen Bundes und am 1. 1. 1872 auf die Reichspostverwaltung über.

Bis zum Jahre 1855 wurde die Postverbindung von Oberursel nach Frankfurt durch einen von der Einwohnerschaft unterhaltenen Boten nach Bedarf durchgeführt. Nach Errichtung der Postanstalt in Oberursel ging ein bespannter Postwagen von Bad Homburg über Oberursel einmal täglich nach Frankfurt (M.). Seit dem Jahre 1860 wird die Postversorgung durch die Eisenbahn vermittelt. Das Postamt war zuerst in der Ackergasse 13 und dann in der Unteren Hainstraße 3 untergebracht. Seit dem 1. 1. 1895 befand sich die Post in dem Haus Ecke Oberhöchstädter Straße/Lindenstraße. Am 15. 8. 1912 übersiedelte das Postamt in die Oberhöchstädter Straße 5. Dieses Gebäude, das der Stadt gehörte, wurde 1957 von der Deutschen Bundespost käuflich erworben.

Durch die beiden Weltkriege wurde die organische Weiterentwicklung des gesamten Post- und Fernmeldewesens stark gehemmt. Nach der Währungsreform 1948 haben das Geschäftsleben und die Industrialisierung in Oberursel einen erheblichen Aufschwung genommen. Viele Firmen haben ihre Betriebe nach hier verlegt. Das führte zwangsläufig zur Ansiedlung von Arbeitskräften mit deren Familien und, dadurch bedingt, zum Bau von



Fast fertig, das neue Postgebäude an der Berliner Straße

ganzen Wohnsiedlungen. Gegenüber der Bevölkerungszahl vor dem Kriege hat sich diese mehr als verdoppelt, die Aufwärtsentwicklung hält weiter an.

Das Anwachsen der Stadt stellte auch an die Deutsche Bundespost und ihre Einrichtungen erhöhte Anforderungen. So mußte z. B. die Ortsvermittlungsstelle von bisher 600 Anschlüssen auf etwa 3000 erweitert werden, die aber heute auch nicht mehr ausreichen. Weitere Anschlüsse sind geplant, um dem allgemein anwachsenden Verkehr nachkommen zu können. Inzwischen wurde auch für den Fernmeldedienst ein Neubau anschließend an das alte Postdienstgebäude erstellt. Hier

wurde bereits eine Außenstelle des Fernmeldeamtes 2 Frankfurt (Main) eingerichtet. Das Postamt mußte deshalb für die notwendige Erweiterung des Fernmeldedienstes Räume freimachen und den Betriebsdienst in eine Baracke auslagern. Auch im Postdienst war in allen Dienstzweigen eine außerordentliche Verkehrszunahme zu verzeichnen. Der Briefverkehr hat in der Zeit von 1948 bis heute um 100% und der Paketverkehr um rund 200% zugenommen. Für diesen starken Betriebsanfall reichten die vorhandenen Räume nicht mehr aus. Am 1. 12. 1961 wurde Ecke Berliner Straße/Ebertstraße der Bau eines neuen Postdienstgebäudes in Angriff genommen. Die Deutsche Bundespost ist bemüht, ein modernes und zweckentsprechendes Gebäude zu erstellen, das allen neuzeitlichen Erfordernissen entspricht und vor allem den Postkunden größere Annehmlichkeiten bieten wird. Darüber hinaus soll es auch für die Postbediensteten bessere Arbeitsbedingungen schaffen.

Im Jahre 1959 wurde in Oberursel eine Hausbriefkastenwerbung durchgeführt, die einen sehr guten Erfolg hatte, so daß allgemein die Hausbriefkastenzustellung eingeführt werden konnte. Hierdurch wurde eine erhebliche Beschleunigung in der Briefzustellung ermöglicht. Im Dezember 1959 wurde durch den Herrn Bundespostminister Stücklen der „Erste Spatenstich“ für eine Wohnsiedlung in Oberursel — die Dr. Werner-Hilpert-Siedlung — vorgenommen. Bereits Ende 1960 waren hier 460 Wohnungen für Postbedienstete bezugsfertig. Weiter wurde in dieser Siedlung ein Postwohnheim mit 213 Betten für alleinstehende und auswärtige Bedienstete erstellt.

Zu dem Amtsbereich des Postamtes Oberursel gehören die Gemeinden Steinbach, Stierstadt, Weißkirchen und ab 1. Oktober 1960 auch Oberhöchstädt und Oberstedten.

Das ständige Anwachsen der Stadt hat sich auch auf die personelle Entwicklung stark ausgewirkt. Im Postdienst macht sich ebenso

wie in der freien Wirtschaft der starke Personalmangel sehr bemerkbar, so daß das Postamt Oberursel in erster Linie auf auswärtige Arbeitskräfte angewiesen ist. Trotzdem ist das Postamt ständig bemüht, seine Dienstleistungen zu verbessern.

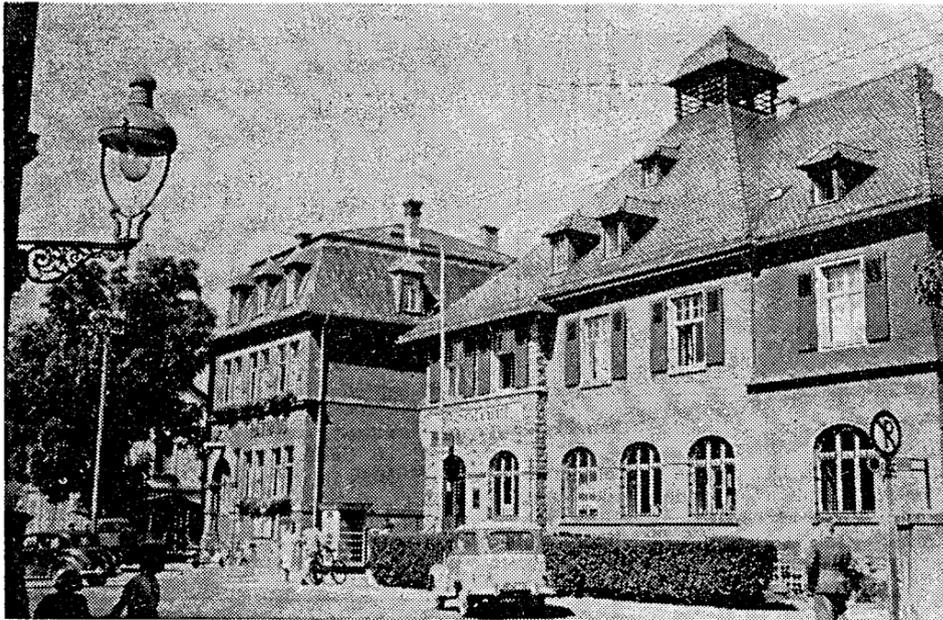
Eine wertvolle Hilfe in der Leitung und Beförderung der Postsendungen sind die eingeführten Postleitzahlen. Die Post hat die neuen Leitzahlen eingeführt, weil sie auf Rationalisierung angewiesen ist. Der akute Mangel an Arbeitskräften und die Erkenntnis, daß technische Einrichtungen viele Aufgaben schneller, präziser und wirtschaftlicher bewältigen können als der Mensch, haben ja der Automation nicht nur in der Produktion, sondern in steigendem Maße auch in der Verwaltung den Weg bereitet. Um eine einfache Verteilung der Postsendungen zu ermöglichen, erwies sich am zweckmäßigsten die Verwendung eines nach verkehrsgeographischen Gesichtspunkten streng aufgegliederten Zahlensystems. Durch die Einführung der neuen Postleitzahlen fallen nahezu alle Zusätze zum Bestimmungsort weg. Die Anschriften von 19 000 kleinen Orten werden dadurch erheblich verkürzt. Die neuen Leitzahlen werden sich am schnellsten dann einführen, wenn in Zukunft jeder die Leitzahl seines Heimatortes im Briefkopf und Absendervermerk angibt. Alle Postleitzahlen auswendig zu lernen, ist unmöglich, aber eine Leitzahl sollte jeder im Kopf haben, seine eigene! Die Post, soll sie im Interesse der Allgemeinheit ihre Aufgaben so gut und so wirtschaftlich wie möglich erfüllen, ist immer auf die Mithilfe der Kunden angewiesen. Es kann mit Befriedigung festgestellt werden, daß diese Maßnahmen das vollste Verständnis der Öffentlichkeit gefunden haben und daß heute



Der bespannte Postwagen verkehrte täglich zwischen Bad Homburg, Frankfurt und Oberursel bis im Jahre 1860. Die Eisenbahn ihn ablöste.

über 90% der Postsendungen mit den neuen Leitzahlen versehen sind.

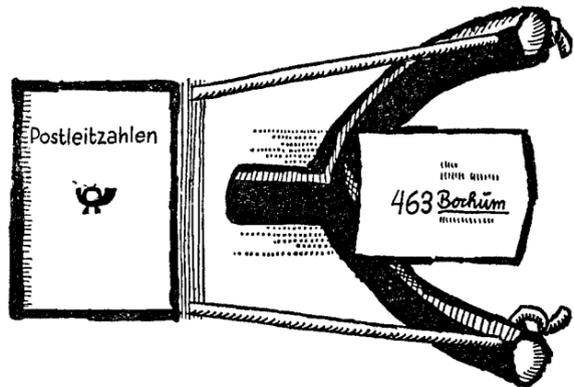
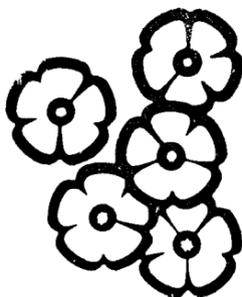
Mit Hilfe der neuen Postleitzahlen wird es der Deutschen Bundespost durch Einsatz modernster technischer Hilfsmittel möglich sein, trotz gesteigertem Verkehrsanfall ihren Dienst an der Öffentlichkeit weiterhin schnell, zuverlässig und wirtschaftlich zu erfüllen.



Das alte Postamt jetzt Fernmeldeamt und Postaußenstelle, neben dem Rathaus

Schnelle Post

Ihre Post (Briefe, Karten, Päckchen und Pakete) kommt schnell und sicher an, wenn Sie die richtige Postleitzahl verwenden.



VERGISS MEIN NICHT: DIE POSTLEITZAHL

Munition für die „Artillerie des Denkens“

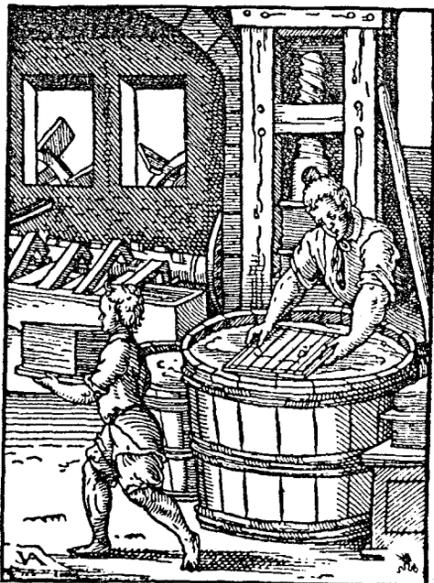
Der weite Weg des Papiers – Samarkand, Bagdad, Kairo, Sizilien und Xativa waren die Stationen

Nicht weniger als 300 Schafe oder 170 Kälber mußten ihre Häute für jedes auf Pergament gedruckte Exemplar der sogenannten 42zeiligen Bibel lassen, deren Druck Johannes Gutenberg mit seiner ersten Druckpresse mit beweglichen Lettern selbst begann. Als ihm 1455 das Geld ausging, kam sein Mainzer Geldgeber Johannes Fust in den Besitz der Druckerei und führte den Bibeldruck zu Ende. Gutenbergs finanzieller Zusammenbruch rührte nicht zuletzt von den hohen Kosten her, die das Pergament verursachte: Nimmt man nur eine Auflage von 80 auf Papier und 30 auf Pergament gedruckten Bibeln an, dann benötigte er für den Druck der Auflage allein so viel Pergament, wie ein „Pergament“ aus den Fellen von 9000 Schafen oder 5400 Kälbern herstellen konnte.

Aehnliche bittere Erfahrungen wie Gutenberg mußten auch andere Drucker machen, die umfangreiche Werke in größeren Auflagen herausbringen wollten. Aber trotz dieser Fehlschläge war die Lawine des Gedruckten, die von Mainz ausging, nicht aufzuhalten: Drei Jahre später wurde schon in Bamberg und Straßburg gedruckt. Als Gutenberg 1468 starb, druckte man bereits in Köln, Sutiaco und Rom, Eltville, Augsburg und Basel, Barcelona und Pilsen, und bis zur Jahrhundertwende arbeiteten rund 1120 Druckereien in 260 Städten Europas, die nahezu 40 000 Werke in einer Gesamtauflage von über 10 Millionen Exemplaren herausbrachten.

Mit dem noch weithin dem Papier vorgezogenen Pergament aus den Häuten von Schafen, Kälbern und Eseln ließ sich der neue gewaltige Bedarf an Druckträgern nur noch zu einem kleinen Bruchteil decken, und man begann, sich mehr und mehr auf Papier umzustellen. Wie stand es aber um die Mitte des 15. Jahrhunderts um die Papiermacherei im Abendland und wie war die im Jahre 105 in China erfundene Kunst des Papiermachens nach Europa gelangt?

Die Araber kannten das Geheimnis der Papierherstellung aus Hadern und pflanzlichen Grundstoffen seit dem Jahre 752, als ihnen



Der Papiermacher

bei einem Kriegszug gegen chinesische Streitkräfte chinesische Papiermacher in die Hände gefallen waren. Von Samarkand über Bagdad verbreitete sich das Handwerk der Papiermacherei über das seinerzeit riesige islamische Weltreich, das von den Grenzen Chinas bis zu den Pyrenäen reichte. Die Fabrikation des neuen Beschreibstoffes, der schnell den aus Aegypten kommenden Papyrus und das kostspielige Pergament aus den Kanzleien verdrängte, war Staatsmonopol und wurde in sogenannten Papierhäusern betrieben.

Schon im 9. Jahrhundert stellten die Araber die verschiedensten Papiersorten her: gewöhnliches Papier war weiß, d. h. aus gebleichten Hadern hergestellt; feine, leichte Sorten dienten als „Depeschenpapier“ und „Luftpostpapier“ für Briefftaubenbotschaften. Ebenso verstand man schon Papier in verschiedenen Farben einzufärben. Blau war die Farbe der Trauer; Todesurteile wurden auf mit Indigo oder Kobalt blau gefärbtem Papier ausgefertigt. Rot bedeutete Glück; rotes Papier war ein Vorrecht und eine Auszeichnung hohen Ranges. Gelb war die Farbe des Reichtums und der Pracht; mit Safran gelb gefärbtes Papier genoß hohes Ansehen. Bunt gesprenkeltes Papier diente für allerlei Zierat.

Während das christliche Abendland vielfach noch voll Mißtrauen gegen den Beschreibstoff der „Ungläubigen“ vorwiegend Pergament benutzte, bestanden bereits die ersten Papiermühlen auf europäischem Boden. Im Jahre 1100 entstand eine Papiermühle auf Sizilien, 1150 eine in Xativa in Spanien. Die erste Papiermühle auf der Appenin-Halbinsel nahm ihre Tätigkeit im Jahre 1286 auf. Im 14. Jahrhundert finden sich die ersten Spuren der Papiermacherei in Deutschland. Papiermacher soll es schon sehr früh in Kaufbeuren, Nürnberg, Augsburg, in Au bei München und bei verschiedenen Klosterschulen und in der Nähe der Universitätsstädte gegeben haben. Die erste vollständige Papiermühle errichtete jedoch 1390 der Nürnberger Kaufmann Ulman Stromer. Auf seinen Handelsfahrten hatte er in Italien Papier und Papierfabrikation ken-

nengelernt und brachte Francisco und Marco de Marchia, zwei Papiermacher aus Italien, mit. In einer früheren Kornmühle, der Gleismühle an der Pegnitz, eröffnete er mit ihnen seine eigene Papierfabrikation und lieferte am Johannistag das erste gefertigte Papier aus.

In seinem „Püchl von mein Geslecht und Abenteurer“ berichtet Stromer von seinen Schwierigkeiten, die Kunst des Papiermachens geheimzuhalten. Die beiden Italiener waren „gar ungehorsam“, und Stromer verschloß die beiden Brüder „in ein kemmerlein“. Als sie versprachen, sich zu bessern, nahm ihnen Stromer den Eid ab, das Geheimnis der Papiermacherei zu wahren. Alle seine Vorsichtsmaßnahmen konnten jedoch nicht verhindern, daß die Geheimnisse auf anderen Wegen in Deutschland bekannt wurden. Schon nach kurzer Zeit erhielten weitere Unternehmen das Privileg, Papier zu machen: in Ravensburg, Chemnitz, Straßburg, Liegnitz, Lübeck, am Niederrhein, bei Lüneburg und in Metz. Um 1600 sollen bereits 218 Papiermühlen in Deutschland gearbeitet haben, die alle das Geheimnis kannten, aus Leinenlumpen Papier zu machen.

In den Stampfwerken der Mühlen wurden Leinenlumpen zerkleinert, der gewonnene Brei, „Ganzzeug“ genannt, wurde vom „Bütt-gesell“ mit Hilfe von Siebformen in Bogengröße geschöpft: Unter schüttelnder Bewegung holte er jeweils so viel Stoff aus der Bütte, als zur Bildung des Papierblattes notwendig war. Nachdem das Wasser nach unten abgelaufen war, nahm ihm der Gautscher die Form ab, drehte sie um und legte sie auf einen Filz, an dem das Blatt haften blieb, wenn er das



Buchbinder am Hefrahmen

lungsschwierigkeiten überwunden, und Albrecht Dürer berichtete 1506 aus Venedig, er kenne kein feineres Papier als das, was er zu Hause gekauft habe, es sei das „subtilste“ Papier

Mit der Erfindung des Buchdrucks begann — über ein Jahrtausend nach der Erfindung des Papiers — die große Zeit dieses Werkstoffes. Die Technik der Papiererzeugung hielt mit dem stürmischen Fortschritt der Drucktechnik Schritt, indem sie die Aufbereitung der Rohstoffe mechanisierte, die Rohstoffgrundlage erweiterte und schließlich auch die Herstellung des Papierbogens durch Maschinen möglich machte. Die Schwarze Kunst, die „Artillerie des Denkens“ und die Weiße Kunst des Papiermachens trieben sich gegenseitig unentwegt voran.

Wie weit der Träger des Gedankens, das Papier, dieses dünne, von Kinderhänden zerreißbare, schnell vergängliche Material das Bild unserer Welt bestimmt, bei aller Schwäche Wissen und Empfindungen von Generation zu Generation weiterreicht, welches Machtmittel es darstellt — alle diese Fragen haben die verschiedenartigsten Geister seit eh und je beschäftigt. Ihre Meinungen über das Papier beleuchten gleichzeitig auch schlaglichtartig Antriebskräfte ihres Wirkens und Ziele ihres Strebens.

Wie könnte Friedrich Nietzsche sich besser charakterisiert haben, als durch seine kühne Behauptung: „Ich brauche nichts als ein Stück Papier und ein Schreibwerkzeug, und ich werde die Welt aus den Angeln heben.“ Kein so „übermenschliches“ Selbstvertrauen, aber feste Zuversicht legt August von Platen in einem Brief an einen Freund an den Tag: „Kann es mir schlecht gehen, solange ich noch Papier habe, um meine Gedanken und Empfindungen niederzuschreiben?“

Uneingeschränktes Lob zollt Friedrich Hebel dem Papier: Er nennt das Papier die bedeutendste Erfindung aller Jahrhunderte: „Nur mit Hilfe des Papiers konnten sich Bildung und Fortschritt über Kontinente und Meere hinweg ausbreiten.“ Emanuel Geibel teilt die gute Meinung: „Wir stünden heute noch dort, wo wir vor tausend Jahren standen, wenn wir auf Tontafeln schreiben müßten.“ Auch der englische Philosoph David Hume lobt: „Es gäbe nichts von dem, was wir Kultur, Wissenschaft und Literatur nennen, wenn nicht vor langer Zeit einem Genie eine großartige Erfindung gelungen wäre, die Erfindung des Papiers.“



Der Pergamentmacher (Holzschnitt von 1508)



Drucker an einer mittelalterlichen Presse

Sieb entfernte. Der fertige Stapel der Büttenbogen, „Pautsch“ genannt, wurde dann gepreßt und getrocknet.

Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit hatten die Papiermühlen die ersten Herstel-

Das muß doch einen Grund haben

daß die Leserschaft des Taunus-Anzeigers in den letzten Jahren um mehrere Tausend angewachsen ist. Daß die Zeitung, die nicht im größten Ort des Kreisgebietes erscheint, zur größten Zeitung des Taunusgebietes aufgestiegen ist, muß wohl einen Grund haben.

Daß der Taunus-Anzeiger schon seit hundert Jahren besteht, kann es allein nicht ausmachen. Nur das Gute kann sich auf die Dauer durchsetzen.

Meinen Sie nicht auch?

Wirtschaftszentrum im Obertaunus

Oberursel und seine Industrie — Ihre Entwicklung vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Oberursel leitet sich wie wohl überall aus dem Handwerk her. Der älteste Handwerkszweig, der urkundlich in Oberursel belegt ist, war die Leinweberei, die schon 1279 in einer lateinischen Urkunde erwähnt wird. Schon im Mittelalter hatten sich Bäcker, Schmiede, Schuhmacher, Wollweber und Gerber zu Zünften und Zunftbruderschaften zusammengeschlossen. Die bedeutendste Zunft in der Stadt, sowohl an Mitgliederzahl wie auch an Wohlhabenheit, war die der Wollweber und Walker. Im Jahre 1490 gab es nicht weniger als 129 Walkmeister in Oberursel. Das sogenannte Rahmtor in der oberen Stadt oder der Platz „Vor der Rahm“ bezeichnete die Stelle, wo damals die Walker ihre Rahmen aufstellten, um die aufgespannten nassen Tücher zu trocknen. Innerhalb der Stadtmauer waren fünf Walkmühlen für hiesige und auswärtige Walker in dauerndem Betrieb. Die Oberurseler Tuche waren im Mittelalter weit hin bekannt und auf den Frankfurter Märkten und Messen ein begehrter Handelsartikel. Noch 1552 stellte ein Chronist fest, daß die Hälfte der ganzen Einwohnerschaft aus Tuchwalkern bestand. Auch in verschiedenen Orten der Umgebung wurden Tuche gewebt, die als „Urseler Tuch“ verkauft wurden.

Lebensader Urselbach

Die eigentliche industrielle Entwicklung führte jedoch trotz dieser Tradition keineswegs zu einer ausgedehnten Textilindustrie, sondern wurde maßgebend beeinflusst durch den damals noch sehr wasserreichen Urselbach, der für jede Art über das Handwerkliche hinausgehende industrielle Betätigung eine ideale Kraftquelle darstellte. Schon im 12. und 13. Jahrhundert werden Schleifmühlen und Waffenschmieden in Oberursel nachgewiesen, die Beile, Messer, Spieße und Waffen aller Art lieferten und weit über die Grenzen der Stadt hinaus in hohem Ansehen standen.

Mühlen am Bach

Als im 17. Jahrhundert die Leinweberei und Walkerei immer mehr zurückging, setzte neben den Schleifmühlen und Waffenschmieden die Kupferverarbeitung ein. Noch heute erinnert die Haltestelle „Kupferhammer“ an der oberen Hohemarkstraße an einen dieser Kleinbetriebe, die dem Bachlauf folgten und das Stadtgebiet immer weiter nach Norden ausdehnten. Zu dieser Metall-Kleinindustrie gesellte sich neben den Getreide-, Loh- und Walkmühlen im 17. Jahrhundert noch eine Papiermühle, die ihre Erzeugnisse hauptsächlich an Frankfurter Verlage lieferte.

Alle diese Mühlenbetriebe aber hatten noch durchaus handwerklichen Charakter. Von einer Industrie kann erst von der Mitte des 19. Jahrhunderts an gesprochen werden. Der erste größere Fabrikbetrieb, der als Industrie gelten kann, war eine Neugründung und lag zufällig auf dem gleichen Gewerbegebiet, das Jahrhunderte lang in Oberursel heimisch gewesen und inzwischen erloschen war. Es war die Spinnerei und Weberei an der Hohen Mark, die 1858 als Aktiengesellschaft gegründet wurde und durchschnittlich 400 Arbeitskräfte beschäftigte. Drei andere kleinere Textilbetriebe waren schon kurz vorher gegründet worden.

Beginnende Industrialisierung

Es folgten 1891 (eigentlich 1882) die Anfänge der späteren Motorenfabrik (jetzt Klöckner-Humboldt-Deutz) als erster Großbetrieb der Metallindustrie und um die gleiche Zeit ähnliche Unternehmungen wie das Sensenwerk (dessen Reste in diesem Jahr abgerissen wurden), die Maschinenfabrik Gross & Co. und andere. Um die Jahrhundertwende etablierten sich mehrere Betriebe, die Schuhmaschinen konstruierten und herstellten, und 1906 entstand als amerikanische Tochtergründung die Maschinenfabrik Turner, die Gerbereimaschinen herstellt, als einer der größten Industriebetriebe der Stadt.

Stundenlohn 20 Pfennig

Hier darf ein kleines Streiflicht über die Lohnverhältnisse der damaligen Zeit eingeschaltet werden. Im Jahre 1883 beschäftigte die Baumwollspinnerei Hohemark als damals größter Betrieb 426 Arbeitskräfte. Der durchschnittliche Tageslohn eines erwachsenen männlichen Arbeiters betrug damals 2,07 Mark. Das entspricht bei einer täglichen Arbeitszeit von zehn Stunden einem Stundenlohn von rund 20 Pfg. Frauen und Jugendliche verdienten noch weniger. Natürlich waren auch die Preise für die Lebenshaltung niedriger, aber die Lohnverhältnisse waren doch ganz wesentlich bescheidener als heute.

Ende der Textilindustrie

Die immer stärker aufkommende Metall- und Maschinenindustrie, die höhere Löhne zahlte, entzog den Textilfabriken immer mehr Arbeitskräfte. Obwohl die Aktienspinnerei

Hohemark die noch heute oberhalb der Hohemark stehende Arbeitersiedlung anlegte, wanderten immer mehr, vor allem jugendliche Arbeitskräfte, in die Metallindustrie ab, die sich ständig vergrößerte, während die Textilbetriebe kurz nach der Jahrhundertwende eingingen. 1902 schloß die Spinnerei Hohemark endgültig ihre Pforten. Die Gebäude wurden zum größten Teil niedergelegt.

Neben der Metallindustrie hatten sich um die Jahrhundertwende auch andere Industriezweige in Oberursel selbst gemacht. In der oberen Hohemarkstraße etablierte sich die Lederfabrik Stadermann, unterhalb der Stadt entstand ein chemisches Werk, die Boston Blacking Company (heute Bostik GmbH) und 1906 die Lederwarenfabrik Rowold. In den Jahren vor und nach dem ersten Weltkrieg wurde das Bild der Oberurseler Industrie immer vielseitiger. Immer neue Unternehmungen

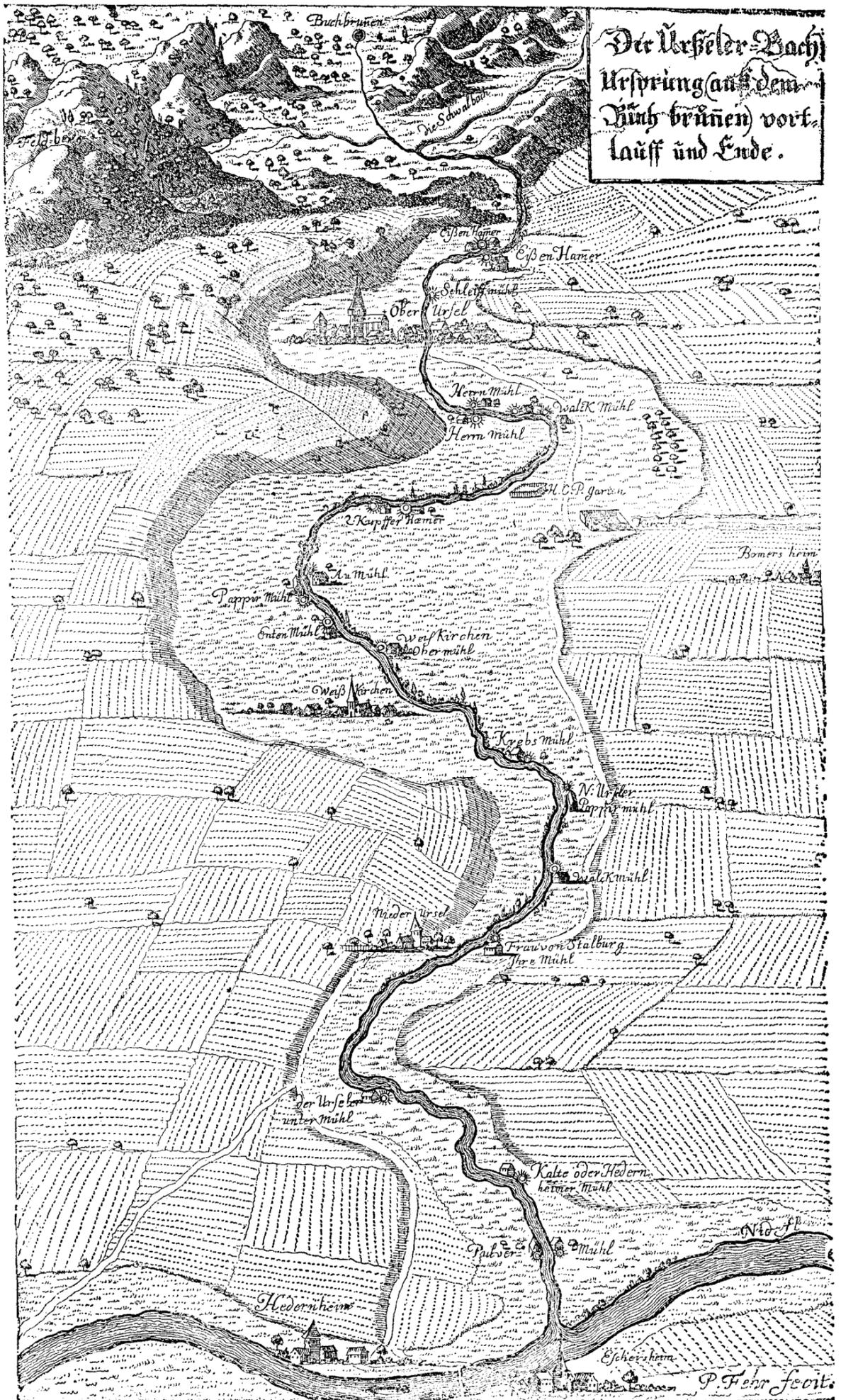
für Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau, Elektrotechnik, Feinmechanik und Papierverarbeitung siedelten sich an.

Neuer Zuzug

Auch in der jüngsten Zeit hielt der industrielle Zuzug nach Oberursel unvermindert an und verstärkte sich noch erheblich nach dem zweiten Weltkrieg. Schon während des Krieges hatten mehrere Frankfurter Betriebe ihre Produktion nach Oberursel verlagert, unter ihnen die Transformatorenfabrik May & Christe (1943), die sich inzwischen zu einem der größten Industriebetriebe der Stadt entwickelt hat. Zahlreiche Neugründungen folgten nach dem Kriege, darunter auch wieder zwei Textilbetriebe, und vor allem mehrere Betriebe der ursprünglich im Gablonzer Raum (Sudetenland) beheimateten Glasindustrie, die wiederum einen neuen Zweig

in das bunte Bild der einheimischen Betriebe einfügte. Zu der im nahen Stierstadt eingerichteten Glashütte, die den Rohstoff für diese Betriebe liefert, kam 1954 noch eine Maschinenfabrik, die Maschinen für die glaserzeugende und glaserarbeitende Industrie herstellt.

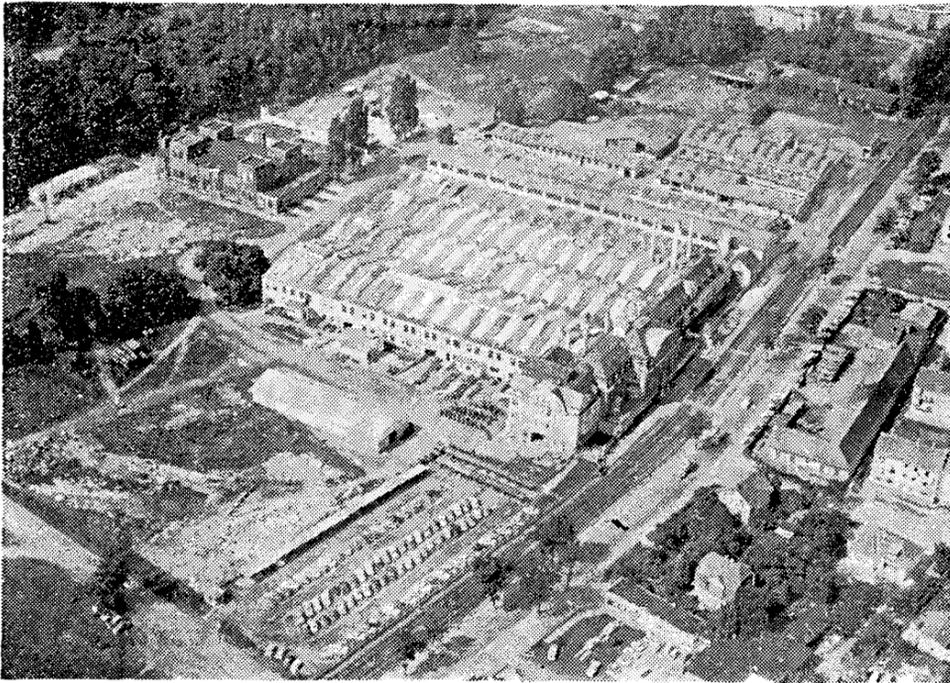
Heute bildet die Oberurseler Industrie, die umfangmäßig erst in den letzten Jahren von der Kreisstadt Bad Homburg überrundet wurde, ein bedeutendes Wirtschaftszentrum. Das wirtschaftliche Wachstum der Stadt ist allerdings seit einer Reihe von Jahren durch eine kurzsichtige städtische Steuerpolitik, die von den Betrieben den höchsten Gewerbesteuerersatz Hessens und eine zusätzliche Lohnsummensteuer fordert, unterbunden worden. Es ist zu befürchten, daß die Versäumnisse auf diesem Gebiet nach dem Abebben der Nachkriegs-Gründerzeit nicht mehr aufzuholen sind.



Wasser, Lebensader einer Stadt
Der Urselbach von seinem Ursprung im Taunus bis zur Mündung nach einem alten Stuch

Oberurseler Betriebe mit Weltgeltung

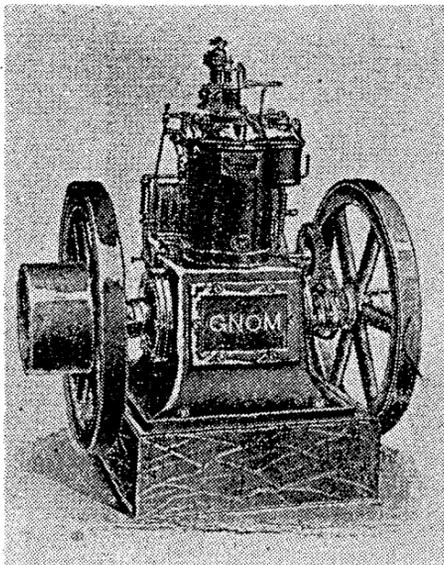
Klöckner-Humboldt-Deutz-AG



Das Werk Oberursel der Klöckner-Humboldt-Deutz AG

Im Jahre 1890 begann der Ingenieur Wilhelm Seck auf dem väterlichen Grundstück in Oberursel Petroleummotoren eigener Konstruktion zu bauen. Aus dieser Werkstatt entstand 1892 die Motorenfabrik W. Seck. Vor allem wurde ein robuster Einzylindermotor für Benzin- und Petroleumbetrieb gebaut, der auch als Gasmotor geliefert wurde. Diesen Motor nannte Seck „Gnom“. Eine Eigentümlichkeit dieses Motors war, daß er keine Nockenwehre besaß. Das Auslaßventil wurde

Bei der Gründung der Aktiengesellschaft war das Bankhaus Strauß in Karlsruhe beteiligt, das bis zum Zusammenschluß mit „Klöckner-Humboldt-Deutz AG“ die Führung des Unternehmens behielt. Es wurden vor allem Rohölmotoren kleinerer und mittlerer Leistungen hergestellt, daneben fertigte das Werk mit gutem Erfolg Feldbahn- und Grubenlokomotiven. Auch Motor-Lokomotiven für landwirtschaftliche Zwecke nahmen einen Aufschwung. Durch Verbindungen, die sich durch die Lizenzvergabe des kleinen Oberurseler Motors „Gnom“ nach Frankreich ergeben hatten, übernahm das Werk 1910 die Lizenz auf den Flugmotor Gnome-Rhone. Dieser Sternlaufmotor mit 8 Zylindern wurde 1914 bis 1918 in großen Stückzahlen für Jagdflugzeuge gefertigt. Die Arbeiterzahl stieg im ersten Weltkrieg auf rund 1400 Köpfe, 1914 hatte sie noch 700—800 betragen.



Gnom, der erste Oberurseler Motor

durch eine eigenartige Steuerung von der Pleuellwelle aus betätigt, das Einlaßventil arbeitete automatisch. Solche Konstruktionen wurden damals von mehreren Firmen ausgeführt. Als das Werk 1898 in die „Motorenfabrik Oberursel AG“ umgewandelt wurde, schied Seck aus.

Nach dem verlorenen Krieg kam das Werk 1919 durch die erzwungene Aufgabe des Flugmotorenbaues in Schwierigkeiten. Es gelang jedoch, durch Fahrradmotoren und Automotoren das Werk in Beschäftigung zu halten. Doch verschlechterte sich die finanzielle Lage des Unternehmens. „Klöckner-Humboldt-Deutz AG“ und „Motorenfabrik Oberursel AG“ standen mit ungefähr gleicher Produktion in erstem Wettbewerb, eine Verständigung war daher wünschenswert. Nach längeren Verhandlungen kam 1921 eine Interessengemeinschaft zustande. „Klöckner-Humboldt-Deutz AG“ verlagerte den Bau seiner kleinen Zweitakt-Dieselmotoren nach Oberursel und begann dort die Entwicklung eines Fahrzeugdieselmotors. Bei der Fusion mit der „Klöckner-Humboldt-Deutz AG“ im Jahre 1930 wurde die „Motorenfabrik Oberursel AG“ mit der „Klöckner-Humboldt-Deutz AG“ verschmolzen. Die wirtschaftliche Krise machte jedoch bald die völlige Stilllegung des Werkes Oberursel notwendig. Der Wiederanstieg der Industrie Mitte der 30er Jahre erlaubte es, das Werk Oberursel wieder in Betrieb zu setzen, hier wurden bis zum zweiten Weltkriege



Das Klöckner-Verwaltungsgebäude an der Hohemarkstraße

Schleppermotoren gefertigt. Im zweiten Weltkriege betrieb „Klöckner-Humboldt-Deutz AG“ eine auf Veranlassung der Behörden begonnene Entwicklung von Flugmotoren in Oberursel.

Im zweiten Weltkriege blieb das Werk unzerstört, jedoch mußten alle Maschinen am Ende des Krieges abgeliefert werden, und die amerikanische Wehrmacht beschlagnahmte die Hallen. Lediglich eine kleine Werkstatt blieb als Zulieferer für „Klöckner-Humboldt-Deutz AG“ in Betrieb.

Im Jahre 1957 wurden die Hallen für

„Klöckner-Humboldt-Deutz AG“ wieder freigegeben, so daß hier zunächst die Fabrikation der Abgasturbolader und Gasturbinen eingerichtet und ab 1961 mit der Reparatur und ab 1962 mit der Lizenzfertigung von Strahltriebwerken begonnen werden konnte. Für die heute über 1100 Belegschaftsmitglieder wurden in den vergangenen Jahren 110 moderne Werkwohnungen gebaut, weitere 130 Wohnungen sind in Kürze bezugsfertig.

Inzwischen hat das Werk Oberursel bei der einschlägigen Industrie mit seinen Erzeugnissen wieder Weltgeltung erreicht.

Maschinenfabrik Turner AG

Einer der größten Betriebe unserer Stadt ist die Maschinenfabrik Turner, die als führendes Unternehmen auf ihrem Sondergebiet, dem Bau von Gerbereimaschinen, bekannt ist. Die Geschichte des 1906 in Oberursel entstandenen Unternehmens geht auf eine amerikanische Gründung zurück. Vor der Jahrhundertwende hatte William B. Turner in Boston USA eine kleine Maschinenfabrik gegründet und für die damals in den Vereinigten Staaten aufblühende Gerbereiindustrie mehrere Maschinen konstruiert. 1904 verlegte diese Firma ihre europäische Generalvertretung nach Frankfurt am Main. Ihre Leitung übernahm Ernst L. C. Schulz, der damals in Oberursel wohnte. Seiner unermüdlichen Tatkraft ist es zu verdanken, daß im Jahre 1906 der Entschluß gefaßt wurde, eine eigene Fabrik in Europa zu errichten, von der aus man den europäischen Markt schneller und bequemer beliefern konnte. In Oberursel fand sich nicht nur ein geeignetes Gelände mit Gleisanschluß, sondern auch eine bereits ansässige Facharbeiterschaft, so daß mit der Errichtung des ersten Betriebsgebäudes noch im gleichen Jahr begonnen werden konnte. Schon am 2. Januar 1907 nahm das Unternehmen mit einer Belegschaft von 60 Köpfen die Fabrikation auf. Sein damaliger Leiter war der Betriebsingenieur und spätere Direktor Heinrich Zähler.

Die Maschinen, die in Oberursel hergestellt und unabhängig von der amerikanischen Stammfirma entwickelt wurden, erlangten Weltruf. Tochterunternehmen wurden in England, Frankreich und Oesterreich gegründet. 1910 wurde die Gesellschaftsform der

GmbH in die einer Aktiengesellschaft umgewandelt, wobei deutsches Kapital beteiligt wurde. Sitz der Gesellschaft und die kaufmännische Leitung waren damals noch in Frankfurt am Main und wurden erst nach dem zweiten Weltkrieg endgültig nach Oberursel verlegt.

Schon vor dem ersten Weltkrieg hatte sich das Unternehmen kräftig entwickelt und durch den Erwerb der jenseits des Gattenhöferweges gelegenen Schreiberschen Fabrik weiter ausgedehnt. Später kam noch die am Bahnhof Oberursel gelegene Fahrradfabrik von Schaeffner und Taggesell hinzu, die ebenfalls dem Betrieb eingegliedert wurde. 1935 wurde ein Sozialbau errichtet. Das Unternehmen beschäftigte damals rund 250 Arbeitskräfte.

Auch nach dem zweiten Weltkrieg hielt das Wachstum der Gesellschaft unvermindert an. Das Frankfurter Büro und mit ihm der offizielle Sitz der Gesellschaft wurden nach Oberursel verlegt und ein modernes Bürogebäude errichtet. Von hier aus spinnen sich nun die Fäden des Güterausbaus über die ganze Welt, denn die Maschinenfabrik Turner, die heute rund 400 Arbeitskräfte beschäftigt, gehört zu den Unternehmungen, die sich die Treue ihrer in- und ausländischen Abnehmer trotz Krieg und Depression zu bewahren gewußt hat. Noch immer wird ein großer Teil ihrer Erzeugnisse ins Ausland verschickt, kommen Besuche von nah und fern, die in Oberursel die neuesten Schöpfungen auf dem Gebiet der Gerbereimaschinen kennenlernen wollen und die den Namen Oberursel in die Welt hinaustragen.

„Ubro“-Fabrik Dr. Neubronner

Der Gründer des Papierverarbeitungswerkes „Fabrik trocken- und feuchtklebender Papiere Dr. J. Neubronner“, der 1932 verstorbene Hofapotheker Dr. Julius Neubronner aus Kronberg hat sich im Jahre 1905 als begeisterter Amateurfotograph mit der Herstellung von Einfaß-Streifen befaßt, die dazu bestimmt waren, die Glasdias an ihren Rändern einzurahmen. Da dieses Einfassungsverfahren mit einer wärmelöschlichen Klebemasse, der sogenannten Trockenklebung sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, entschloß sich der Erfinder dieser Streifen, diese nicht nur für sich, sondern auch für die Fotobranche herzustellen.

Die wirtschaftlich günstige Zeit von 1905—1914 brachte dem kleinen Unternehmen eine befriedigende Entwicklung und hinreichende Absatzmöglichkeiten für dieses Spezialerzeugnis im In- und Ausland. Erst die Kriegsjahre 1914 bis 1918 beschränkten die Entfaltung des Absatzes sehr beachtlich und verhinderten vor allen Dingen die Einfuhr der Guttaperchamasse, die für die Herstellung des heißklebenden Verfahrens unbedingt erforderlich war. Infolgedessen wurden in den Kriegsjahren die Klebestreifen aus heimischen feuchtklebenden Stoffen hergestellt, um den Markt nicht ganz zu verlieren.

Als im Jahre 1915 zum ersten Mal sich die Knappheit an Hanferzeugnissen bemerkbar machte, stellte die Fabrik bereits Klebestreifen her, die für Verpackungszwecke bestimmt waren. Mit dieser Wendung, die ein neues Absatzgebiet erschloß, hat das Unternehmen seinen eigentlichen Markt gefunden. Diese Umstellung erfolgte in einem Augenblick, in dem der Umsatz für die photographischen Artikel sich stark verringerte, da an die Stelle der Lichtbildervorträge die Filmvorführungen traten. Es ergab sich also aus dem Fabrikationsprogramm die Tatsache, daß ein neues Erzeugnis in den Vordergrund der Produktion gestellt wurde, welches schon in den Kriegsjahren 1914—18 mehr und mehr Verwendung fand.

Für dieses Erzeugnis wählte man die Schutzmarke „Ubro“, das Mittelstück aus dem Namen „Neubronner“ und brachte es so als „Ubro“-Kleberolle im In- und Ausland auf den Markt. In den Jahren 1919 und 1920 war die Herstellung sehr erschwert, da das Fabrikgebäude in Kronberg von Franzosen besetzt war und die Maschinenanlagen zum großen

Teil von diesen mutwillig zerstört wurden. Erst als die Schäden wieder behoben waren, konnte die Fabrikation wieder aufgenommen werden. 1924 aber traten die durch Sanktionen der Rheinlandkommissionen eingeführten Zollgrenzen hemmend in Erscheinung. Das kleine Unternehmen lag im besetzten Gebiet; seine Rohstoffversorgung aus dem unbesetzten Deutschland war einer Zollkontrolle und



Dr. Julius Neubronner

Zollbelastung unterworfen und die „Ausfuhr“ von dem besetzten Gebiet in das unbesetzte Deutschland wurde ebenfalls mit Zollabgaben belastet.

Nachdem die Franzosenherrschaft beendet war und durch die weitere Entfaltung des Unternehmens das Heim in Kronberg als Produktionsstätte sich für zu klein erwiesen hatte, stand die Betriebsleitung vor der Entscheidung, in Kronberg zu bauen. Günstigere Voraussetzungen in Oberursel gegenüber Kronberg beeinflussten die Entscheidung, die Anlage nach Oberursel zu verlegen, was im Jahre 1933 erfolgte. Mit diesem Umzug hat die Firma nicht nur in der Hohemarkstraße

ein schön gelegenes Anwesen erworben und insgesamt 13 115 qm Baufläche erschlossen und 2 131 qm Baufläche ausgenutzt, sondern vor allen Dingen in der neuen Heimat Oberursel bei der kommunalen Behörde großes Verständnis für die Belange industrieller Entfaltung vorgefunden, so daß sich dieser Entschluß sehr bald zum Segen des Unternehmens und der Stadt Oberursel auswirkte.

Nach dem zweiten Weltkrieg hatte das Unternehmen sehr unter dem Mangel an Rohstoffen zu leiden. Erst Anfang der fünfziger Jahre konnte infolge des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwunges die Produktion im vollen Umfange wieder aufgenommen und später beachtlich ausgeweitet werden. Während der Betrieb seinerzeit mit 29 Arbeitern und Angestellten von Kronberg nach Oberursel kam, sind heute in beiden Werken über 320 Mitarbeiter tätig.

Neben dem Ausbau der Kleberollenfertigung, deren Erzeugnisse als Verpackungs-

mittel hauptsächlich zum Verschluß von Wellpappkartonagen Verwendung finden und als Fugenleimpapiere in der Holzverarbeitenden Industrie zur Möbelherstellung eingesetzt werden, widmete sich Herr Carl Neubronner, der heutige Inhaber und Hauptgesellschafter des Unternehmens, der Aufgabe, weitere Anwendungsgebiete für gummierte Rollenpapiere zu erschließen sowie Anfeucht- und Verarbeitungsgeräte für Kleberollen zu entwickeln, die allen Anforderungen der Praxis gerecht werden. So gehen Fälzrollen und Fälzgeräten in das graphische Gewerbe in Europa und nach Uebersee, wo sie den Buchbindern die Arbeit erleichtern. Und mit dem Ausbau des Werkes Kronberg zur Maschinenfabrik hat eine Entwicklung eingesetzt, die dem Unternehmen weitere neue Impulse gibt.

Die Stadt Oberursel brachte ihre Anerkennung zum Ausdruck, indem sie der Zufahrt zum Werksgelände die Bezeichnung Neubronnerstraße gegeben hat.

May & Christe GmbH

Im Jahre 1930, als sich die Wirtschaft Deutschlands in einer schweren Krise befand, faßte der Alleininhaber der Firma May & Christe, Franz May, den Entschluß, sich selbstständig zu machen. Er war bis dahin als Betriebsleiter in einer Radiogeräte-Fabrik tätig gewesen und hatte seine überdurchschnittlichen Kenntnisse und Fähigkeiten laufend bewiesen.

Die von ihm gegründete Transformatorenfabrik Franz May in Frankfurt-Rödelheim fertigte zunächst Transformatoren und Spulen für die Radio-Industrie. Bereits nach einem Jahr erweiterte man das Produktionsprogramm erheblich um sonstige Bauteile für die Rundfunk-Industrie und fertigte Radio-Baukästen.

1935 wurde Gustav Christe als Teilhaber in die Firma aufgenommen. Der Firmenname wurde in „May & Christe, Transformatorenfabrik“ umgewandelt. Nach dem Tode von Gustav Christe und dem Ausscheiden seiner Familie aus dem Unternehmen behielt man die seinerzeit gewählte Firmierung bei, die in Fachkreisen zu einem Begriff geworden war.

Während des 2. Weltkrieges verlagerte der Firmeninhaber in weiser Voraussicht die Produktion nach Oberursel im Taunus, und zwar zu einem Zeitpunkt, als der Betrieb in Frankfurt-Rödelheim noch nicht den Bomben zum Opfer gefallen war.

Franz May hatte frühzeitig erkannt, daß die Gas-Entladungslampen das Licht der Zukunft sein würden. Mit Umsicht und Energie trieb er Konstruktion und Fertigung der erforderlichen Vorschaltgeräte für diese Lampen voran und hatte sich schnell auch auf diesem Gebiet einen Namen gemacht.

Als die Oelfeuerung auch in Deutschland ihren Siegeszug antrat, wurden die für den Betrieb von Oelbrennern erforderlichen elektrischen Ausrüstungen entwickelt, deren Herstellung zu einem wichtigen Produktionszweig des Unternehmens geworden ist.

Die steigenden Anforderungen der Kunden machten eine Vergrößerung der Werksanlagen erforderlich, und so wurde 1956 das Werk Aschaffenburg-Mainaschaff erworben. In dem Bestreben, Produktionseinrichtungen und Erzeugnisse auf dem neuesten Stand der Technik zu halten, wurden in Oberursel mit dem Neubau des Verwaltungsgebäudes moderne Forschungslabors geschaffen.

Franz May, der alleinige Firmeninhaber, ist aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage, die täglichen Geschäfte selbst zu führen. Natürlich verfolgt er die Entwicklung seiner Firma mit lebhaftem Interesse und steht ihr mit seinen reichen Erfahrungen ständig beratend zur Seite. Die kaufmännische Leitung hat er Dr. Klaus Pöppinghaus übertragen, der zuvor als Anwalt am Oberlandesgericht Hamm i. W. mehrere Jahre tätig war.

Die technische Leitung liegt in den Händen von Direktor Heinz Bolling, der die Entwicklung des Unternehmens nach dem 2. Weltkrieg maßgeblich mitgestaltet und dazu beigetragen hat, den Erzeugnissen des Hauses Weltgeltung zu verschaffen. Für die Konstruktion, Forschung und Entwicklung zeichnet Prokurist Dipl.-Ing. Friedrich Decher verantwortlich.

Ein Hauptproduktionszweig sind Vorschaltgeräte für Entladungslampen. Derartige Geräte sind zur Zündung und Strombegrenzung bei allen Leuchtstofflampen sowie bei den Quecksilber- und Natriumdampflampen erforderlich. Während Leuchtstofflampen zur modernen Beleuchtung von öffentlichen Gebäuden, Schulen, Büros, Fabrikhallen, Wohnhäusern etc. dienen, haben die Quecksilber- und Natriumdampflampen ihren Siegeszug zur verkehrstechnisch fortschrittlichen Ausleuchtung von Straßen und Plätzen angetreten.

Hauptabnehmer der Vorschaltgeräte sind Leuchtenhersteller nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt. Die Firma zählt auf diesem Sektor zu den bedeutendsten Produzenten auf dem Kontinent.

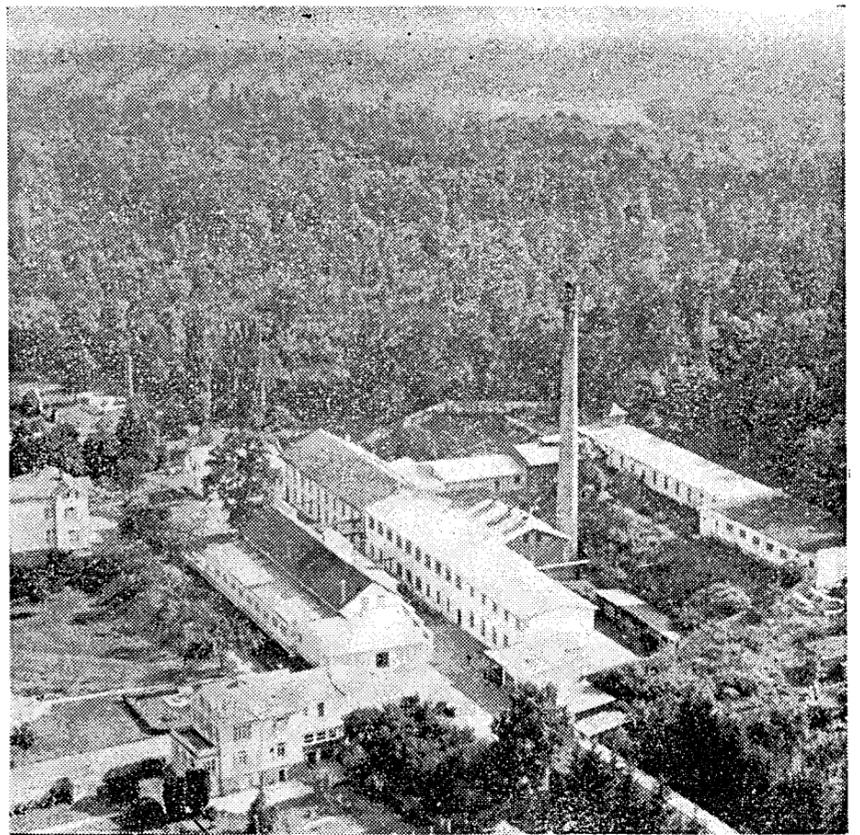
Als Hersteller elektrischer Zubehörs für Oelbrenner genießt die Firma internationale Anerkennung. Die Fertigung in Zündtransformatoren ist die größte in Europa. Zahlreiche Qualitätsbrenner im In- und Ausland sind außerdem mit den Steuergeräten und Motoren von May & Christe ausgerüstet.

Weiter werden Einphasen- und Drehstrom-Transformatoren in luftgekühlter Ausführung angefertigt. Die Einsatzgebiete sind sehr vielseitig. Sie reichen vom Klein-Transformator für Dia-Projektoren über Steuer- und Anlaßtransformatoren für Werkzeugmaschinen bis zum Ofen-Transformator zur Erzeugung eines Stromes von mehreren 1000 Amp. für die Beheizung von Silit-Stäben.

In der Abteilung „Elektrogerätebau“ fertigt May & Christe Bauteile der elektronischen Regel- und Steuertechnik, wie sie in der Automation unentbehrlich sind, z. B. Netzanschlußgeräte mit und ohne Stabilisierung, Röhrenverstärker, Lichtschrankensteuerungen u. a. m.

Bei der stürmischen Entwicklung in der Elektrotechnik ist Forschung Garant der Zukunft. In den Entwicklungsabteilungen der Oberurseler Firma ist ein Stab hervorragender Wissenschaftler und Spezialisten damit beschäftigt, Neukonstruktionen zu erarbeiten. Ihnen stehen die modernsten Präzisions-Meßgeräte und Laboreinrichtungen für ihre verantwortungsvolle Tätigkeit zur Verfügung. Zahlreiche Patente im In- und Ausland zeugen von den Erfolgen der Mitarbeiter. Vertretungen im In- und Ausland stellen die Verbindung zu den Kunden her und sorgen für eine schnelle und fachgerechte technische Beratung.

100 Jahre Pappenfabrik Kriesler



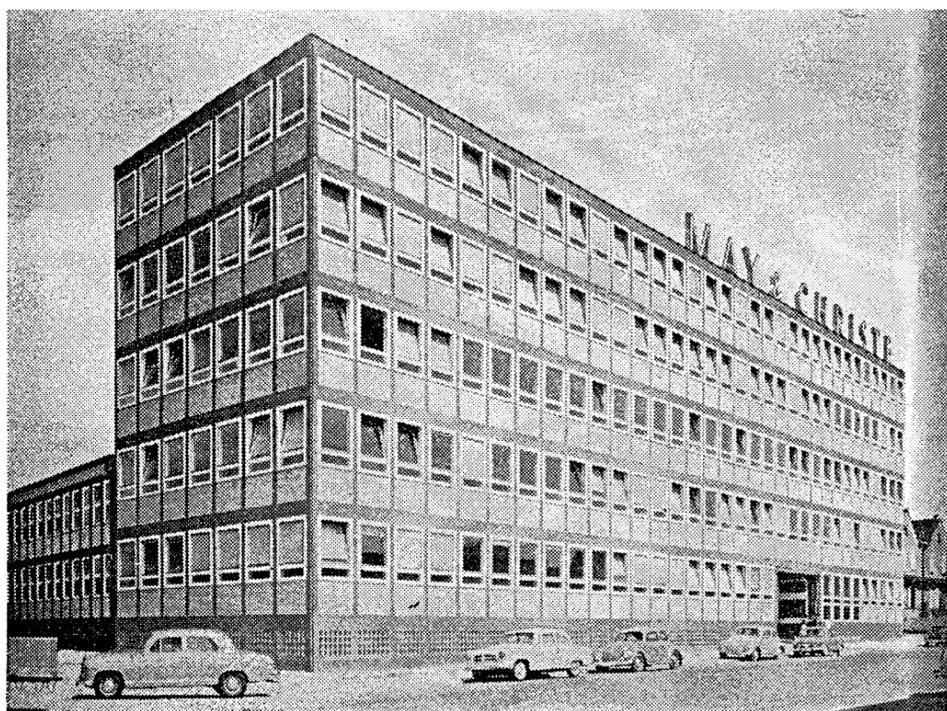
Die Pappenfabrik Kriesler

Am 5. Oktober 1963 werden es 100 Jahre, seit 1863 Johannes Kriesler in Oberstedten eine Pappenfabrikation ins Leben rief. Die damalige Herstellung war schwieriger als heute. Das Altpapier als Rohstoff wurde zu jener Zeit nicht gemahlen, sondern gestampft. Es kam in eine Schöpfbütte und wurde unter Zusatz von Wasser zu richtigem Brei gerührt. Mit Schöpfrahmen wurde dieser Brei zu Pappe geformt. Unter diesen primitiven Verhältnissen wurde eine Tagesproduktion von 125 kg erreicht.

Diese schwierige Fabrikation blieb unverändert, bis 1893 Philipp Kriesler, der Sohn des Gründers, die Mühle übernahm und den ersten Holländer und auch die erste Pappmaschine aufstellte. Es folgten schwere Jahre. 1895 wurde die Mühle durch Feuer vollständig vernichtet. Nach dem Aufbau wurde 1902 ein Kollergang und eine Kraftanlage angeschafft. Dadurch konnte die Jahresproduktion auf ca. 150 to gebracht werden. 1920 wurde der Betrieb von Friedrich Kriesler, dem heutigen Senior, übernommen und die Produktion allmählich auf 700 to pro Jahr gesteigert. 1937 wurde die alte Heimat (die Kriesler-Mühle) verlassen, da durch die Wasserverhältnisse ein weiterer Ausbau nicht mehr rentabel erschien. Nach dem käuflichen Erwerb der Papierfabrik Pirath, Oberursel, wurde die Fabrikation am 1. 10. 1937 in Oberursel fortgesetzt. Durch den zweiten Weltkrieg und die Zwangswirtschaft war ein weiterer Ausbau des Werkes zunächst nicht möglich.

Nach dem Krieg und der Rückkehr der beiden Söhne Friedrich Kriesler jr. und Helmut Kriesler wurde der Betrieb weiter ausgebaut, modernisiert und die Fabrikation gesteigert. Eine neue Dampf-Kraftanlage mit Hochdruckkessel von 32 Atü, und ein Generator mit einer Leistung von 400 PS schufen die Voraussetzung für weitere Vergrößerungen der Produktionsanlagen. In diesen Tagen wird eine neue vollautomatische Pappenstraße in Betrieb genommen. Es handelt sich um eine der modernsten Anlagen der Welt. Für die Herstellung von Graupappen sind in dieser Kombination in Deutschland erst 2 Anlagen in Betrieb. Für das Hessenland ist es die erste Anlage, die geliefert wurde. Bei einem jährlichen Einsatz von 3300 Tonnen Altpapier, 1000 Tonnen Heizöl und der Mitarbeit von 50 Betriebsangehörigen wird in diesem Jahr eine Erzeugung von 3000 Tonnen Pappe erreicht. Ein Teil dieser Ware wird in einem angeschlossenen Verarbeitungsbetrieb zu Karton-Zuschnitten weiterverarbeitet. Dieses Oberurseler Erzeugnis wird, um nur einige zu nennen, in folgenden Zweigen der Wirtschaft eingesetzt. Buchbindereien, Automobilindustrie, Lederverwarendindustrie, Briefordnerfabrikation, Plakat- und Kalenderfabrikation, Verpackungsindustrie, Radioindustrie und in vielen anderen.

Zwei werkseigene Lastzüge transportieren „Kriesler-Pappen“ in alle Teile der Bundesrepublik Deutschland.



FRANZ MÜLLER

MÖBELWERKSTÄTTE UND INNENAUSBAU

VERKAUF VON FERTIGEN MÖBELN ALLER ART

OBERURSEL (TAUNUS), HAUFFSTRASSE 12, TELEFON 26 40

ABC-Glas

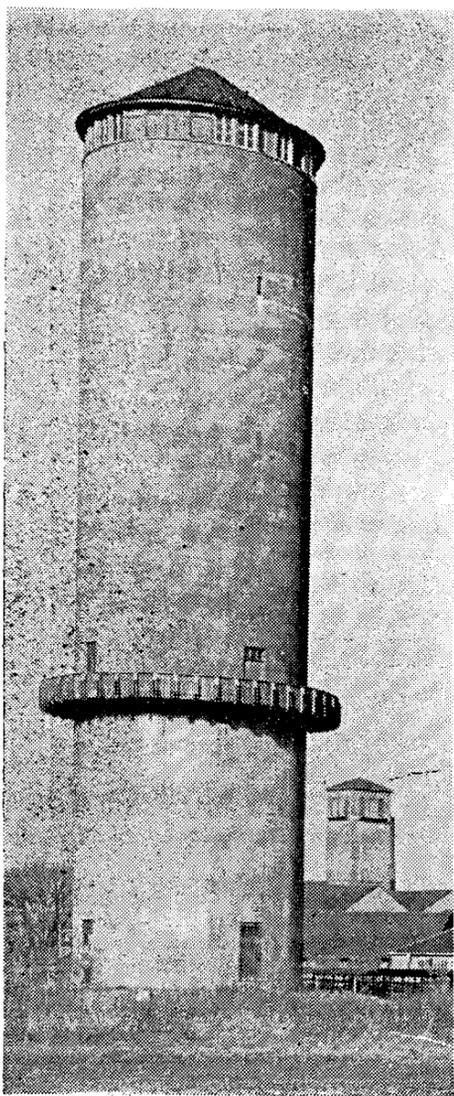
BABEL & SCHANDER OHG

OBERHÖCHSTADT/TAUNUS
WALDSIEDLUNG

FABRIKATION: GLAS- UND KUNSTSTOFF-WAREN

SPEZIALITÄT: RÜCKSTRAHLERGLÄSER

Erste süddeutsche Ceresinfabrik



Kühlturm der Ceresinfabrik Schütz

Herstellung von Kunststoffen, weil in beiden Fällen die wichtigsten Rohstoffe entweder der Kohle oder dem Erdöl entstammen.

Rohes Erdwachs, also ein sekundäres, fossiles Erdölprodukt, war der erste Rohstoff der „Ceresinfabriken“, die in Deutschland etwa um 1890 mit ihrer Tätigkeit begannen. Vor nunmehr 50 Jahren, kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges, verlegte Herr Georg Schütz seine 1891 in Frankfurt gegründete Ceresinfabrik nach Weißkirchen am Taunus, wo entsprechende Ausdehnungsmöglichkeiten gegeben waren. Diese Ausdehnung der Anlagen und des Geschäftsumfanges war dann das Werk seines Sohnes und jetzigen Alleininhabers, des Herrn Heinz Schütz, Oberursel, der seit 1920, nach dem frühen Tod seines Vaters, das Unternehmen in ständigem, persönlichem Einsatz leitet. Ihm gelang es, aus der zweitkleinsten Ceresinfabrik Deutschlands das größte Werk seiner Art in Deutschland und Europa zu machen, dessen Spezialerzeugnisse in allen Ländern und Kontinenten Ruf und Ansehen genießen.

Bereits 1938 war der technische Stand des Werkes so hoch, daß es in der Zeit der Wirtschaftslenkung die Forderung nach „deutschen Wachsen aus deutschen Rohstoffen“ ausgezeichnet erfüllen konnte. Harte und plastische Wachsorten wurden damals geschaffen, die sich nach 1948 als durchaus exportfähig erwiesen. „GS-Ozokerit“ auf Basis von Erdölrohstoffen und „GS Hartwachs“ aus Stein-

kohleprodukten der Fischer-Tropsch-Synthese bildeten das Rückgrat der neuen Export-Produktion nach dem 2. Weltkrieg, die insbesondere in den letzten Jahren eine besonders expansive Entwicklung genommen hat, als neben den Wachsen aus Erdöl und Steinkohle auch noch Braunkohlenprodukte wie Montanwachs und Paraffin den Herstellungsbereich erweiterten. Hartglanzwachs und „Selbstglanzwachs“ auf Montanwachsbasis sind seither wichtige und weltbekannte Spezialerzeugnisse der Firma Georg Schütz geworden.

In der jüngsten Zeit bahnen sich durch die Vereinigung von Wachsrohstoffen mit Kunstharzen und thermoplastischen Kunststoffen neue Entwicklungswege an, die vor allem auf dem Gebiet der Spezialwachs für Verpackungsmittel zu bedeutenden Erfolgen geführt haben.

Weltoffenheit kennzeichnet das Geschäft der Firma Georg Schütz nicht nur durch eine enge und lebendige Verbindung zu allen wichtigen Exportmärkten, sie kommt auch auf der Importseite durch die immer stärker zunehmende Hereinnahme hochwertiger ausländischer Wachsrohstoffe zum Ausdruck, unter denen die amerikanischen „Mikrowachse“, das sind ölfrei gemachte Wachsprodukte aus hochsiedenden Fraktionen oder Rückständen amerikanischer Erdöle, an erster Stelle zu nennen sind, neben tropischen Pflanzenwachsen und ausländischem Bienenwachs. Chemische Bearbeitungen und Umwandlungen all dieser Grundstoffe weisen heute bereits den Weg zu neuen Fortschritten und Erfolgen auf dem immer größer werdenden Gebiet der technischen Wachs für alle denkbaren Anwendungsgebiete.

„Messko“-Hauser

Der Gründer Albert Hauser, geboren am 10. Oktober 1884 in Ebingen (Württ.) kann heute auf eine langjährige und entwicklungsreiche Tätigkeit zurückblicken.

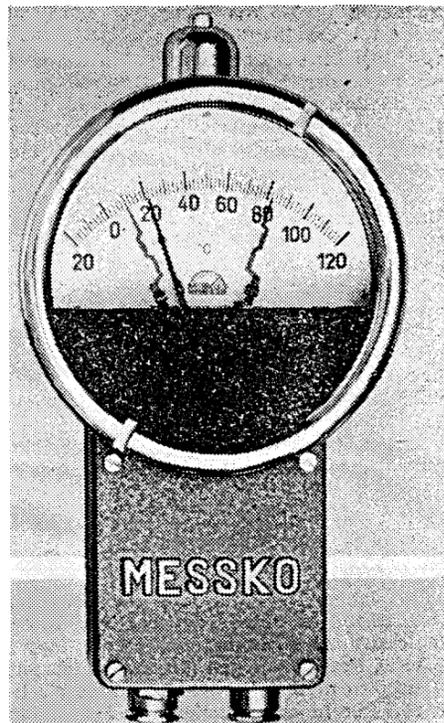
Am 1. November 1911 gründete er in ganz kleinem Umfang seinen eigenen Betrieb. In einem Raum seiner Wohnung in Frankfurt (Main) baute Albert Hauser zunächst physikalische Apparate und Instrumente. Seine unermüdliche Schaffenskraft brachte ihm zu dieser Zeit bereits die ersten Erfolge. Nachdem er das Feinmechaniker-Handwerk erlernt hatte und in verschiedenen, schon damals maßgebenden Firmen tätig war, gründete er einen eigenen feinmechanischen Betrieb. So fing er 1911 an, auf einer Drehbank die ersten Aufträge, die ihm von Universitäten, Gymnasien, Oberrealschulen usw. erteilt wurden, auszuführen. Bereits 1912 bestand er seine Meisterprüfung und beschäftigte kurze Zeit darauf die ersten Lehrlinge.

Bis zum Jahre 1922 wurden verschiedene feinmechanische Artikel hergestellt, als Albert Hauser die Bedeutung der Kraftfahrzeuginstrumente und ihre Zukunft erkannte. Sein Ziel war von nun an die Herstellung von Meßgeräten für Kraftfahrzeuge. Zunächst wurden Kühlwasserthermometer gefertigt, die einen guten Absatz fanden. Die Arbeiterzahl, die bis dahin schon auf über 20 gestiegen war, konnte ständig vermehrt werden.

Auch die Räume, die schon im Jahre 1912 in Frankfurt (Main) gemietet werden mußten, zeigten sich mit der Zeit als zu klein, und es wurde im Jahre 1925 ein eigenes Grundstück in Frankfurt (Main) gekauft.

Besonders die Zeit nach dem ersten Weltkrieg und die Inflation brachten dem jungen Unternehmen manchen Rückschlag, doch gelang es durch die Ausdauer und Zähigkeit des Gründers, auch diese Situation zu meistern und die Weiterentwicklung voranzutreiben. 1925 wurden die ersten Reifendruckprüfer hergestellt. 1928 wurde die Fabrikation von Kraftfahrzeug-Fernthermometern und im Jahre 1930 die Herstellung von Industriefernthermometern aufgenommen, wofür besondere Fertigungsabteilungen eingerichtet wurden.

Da auf dem Grundstück in Frankfurt (Main) keine Ausdehnungsmöglichkeiten vorhanden waren, jedoch die Anforderungen an das Unternehmen weiter stiegen, wurde im Jahre 1938 das jetzige Grundstück in Oberursel (Taunus), Zimmersmühlenweg 21, mit einer Gesamtgrundfläche von ca. 15 000 qm gekauft. Die vorhandenen Gebäude wurden zum größten Teil abgerissen und den Anforderungen der modernen Technik entsprechend neu aufgebaut. Am 1. Mai 1939 konnte die Uebersiedlung in die neuen Räume vorgenommen werden. Das Produktionsprogramm wurde ständig durch neue Produkte erweitert, und zahlreiche, noch heute bestehende Patente geben ein Zeugnis vom nie stillstehenden Entwicklungsdrang des Gründers.

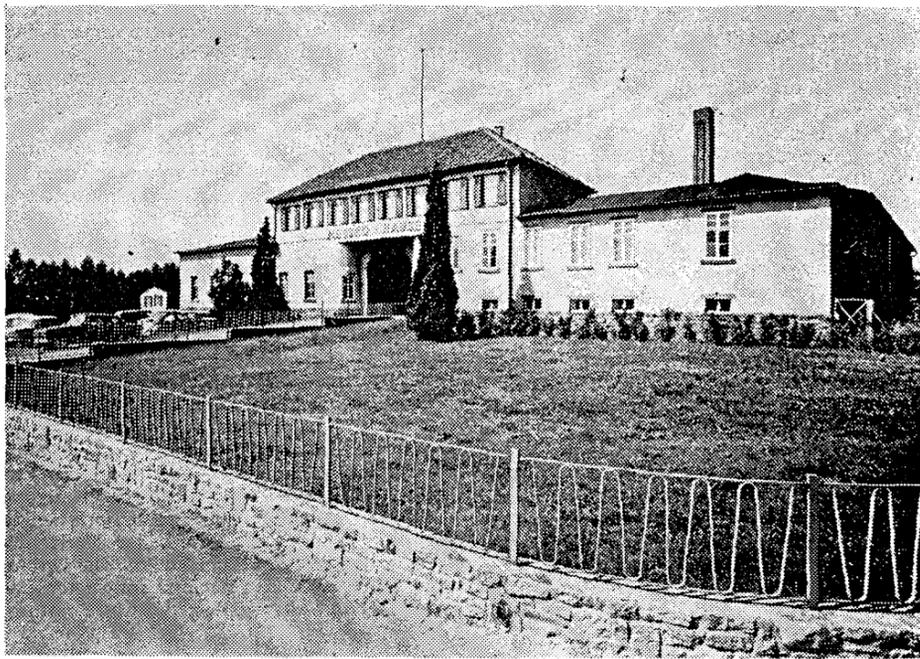


Ein Fernthermometer der Firma Hauser

Nachdem nun in den letzten Jahren das Produktionsprogramm der Firma gänzlich auf Meß- und Kontrollinstrumente ausgerichtet worden war, wurde diese Umstellung auch nach außen hin kenntlich gemacht, indem die Firma in „MESSKO“ Albert Hauser umbenannt und so in das Handelsregister eingetragen wurde. „MESSKO“ ist heute nicht nur eine Firmenbezeichnung, sondern zugleich ein Begriff für Qualitätsarbeit geworden. Der Grundsatz „Qualität ist die beste Reklame“ wurde zum Gesetz des Betriebes und bestimmte nicht zuletzt damit den Erfolg des Unternehmens.

Brachte auch der zweite Weltkrieg durch seine Rationalisierungsmaßnahmen gewisse Einschränkungen für das Fabrikationsprogramm, so wurde während dieser Zeit doch die Fabrikation von Fernthermometern für Kraftfahrzeuge und industrielle Zwecke, Kühlwasserthermometer und Reifendruckprüfer durchgeführt.

Die zweite Generation hat ebenfalls schon einen Anteil am Aufschwung des Unternehmens geleistet. Im August 1939 nahm der



Die Fabrik Messko-Hauser

MESSKO Albert Hauser OHG.



Fabrik für Präzisions-, Meß- und Kontrollinstrumente

Oberursel (Taunus), Zimmersmühlenweg 21 — Telefon 20 70, 27 49 und 27 84

Wir stellen her: Temperatur-Meß- und -Regelgeräte
Reifen-Füll- und -Meßgeräte
Kompressionsdruck-Prüf- und -Schreibgeräte

Wir stellen ein: Mechaniker und Feinmechaniker, Werkzeugmacher, Elektromechaniker, Dreher, Schlosser, Automaten-einrichter, Arbeiter und Arbeiterinnen für leichte Maschinen- und Montagearbeiten

älteste Sohn des Unternehmers, Dr. Georg Hauser, welcher an der Universität in Frankfurt (Main) zum Dr. rer. nat. promovierte, seine Tätigkeit im Betrieb auf. Er konnte sich im Laufe der Jahre immer mehr dem technischen Gebiet des Werkes widmen. Seiner Initiative ist insbesondere die Weiterentwicklung der Fertigungsabteilung „Industriefernthermometer“ zu verdanken, ein Gebiet, auf welchem „MESSKO“ insbesondere während der letzten Jahre ebenfalls weltweite Anerkennung fand.

Im April 1957 trat dann der zweite Sohn des Gründers, Dr. Helmut Hauser, nach seinem betriebs- und volkswirtschaftlichen Studium und seiner daran anschließenden 4jährigen Praxis bei namhaften Industrieunterneh-

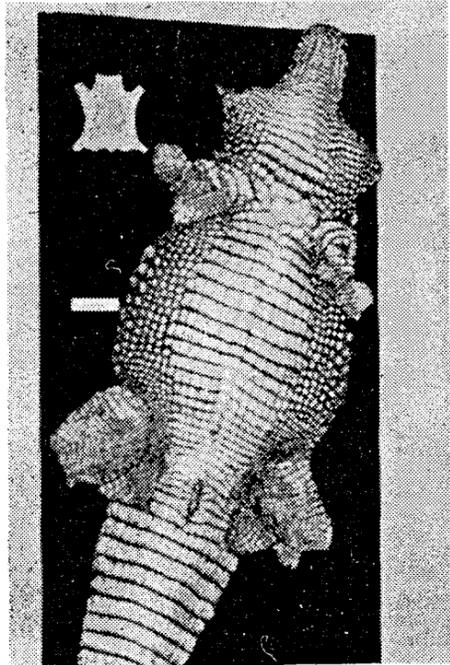
men in die Firma ein, um der kaufmännischen Sparte des Unternehmens vorzustehen.

Die Belegschaftszahl stieg inzwischen auf über 200 Beschäftigte an. Der Maschinenpark konnte so erweitert werden, daß modernste und rationellste Fertigungsmethoden auch bis in die Zukunft hinein gewährleistet sind. Bis auf wenige Ausnahmen werden sämtliche Teile der einzelnen Geräte im Werk selbst hergestellt, ein Vorteil, welcher wiederum unseren Kunden zugute kommt. Der Export aller Artikel findet seinen Weg in die gesamte Welt.

Am 1. Januar 1961 wurde die Firma „MESSKO“ Albert Hauser durch die Beteiligung der beiden Söhne in eine OHG umgeändert.

Lederfabrik Stadermann KG

Die heutige Lederfabrik Friedrich Stadermann KG hat sich aus einer Lederhandlung entwickelt, die Ernst Wilhelm Stadermann



Krokodilleder, eine Stadermann-Spezialität

im Jahre 1853 in Frankfurt a. M. gründete. Im Jahre 1874 trat der jüngere Bruder des Gründers, Friedrich Eduard Stadermann, in das Geschäft ein, das er von 1876 an allein weiterführte. Die Firma betrieb den Handel aller farbigen Buchbinder- und Portefeuilleleder sowie von Ober- und Unterleder. 1884 trat der Neffe des Inhabers, Ludwig Zimmermann, als Teilhaber in die Firma ein. Schon 1895 wurde mit Fabrikationsversuchen begonnen, die mit der Zeit zu dem Entschluß führten, eine eigene Gerberei und Lederfabrik neben der Lederhandlung zu errichten. Zu diesem Zweck wurde im Oktober 1896 die in Oberursel gelegene Schudt'sche Mühle übernommen und dort eine Gerberei errichtet. Zuerst wurden Schaf- und Kalbfelle gegerbt, später wurde die Gerbung von Reptilien, besonders die Herstellung von echtem Krokodil- und Eidechsenleder in größerem Maßstab aufgenommen.

In der ersten Zeit war die technische Einrichtung noch sehr einfach. Der Antrieb erfolgte nur durch die aus dem Urselbach gewonnene Wasserkraft, doch zeigte sich bald die Notwendigkeit, weitere Maschinen aufzustellen und zum Dampfantrieb überzugehen. Nach dem Einbau einer neuen Kesselmaschinenanlage wurde um die Jahrhundertwende die Fabrikation von echtem Ecrasé-Kapsafian und der damit verwandten Artikel aufgenommen. Mit der Ausdehnung der Fabrikation zeigte sich bald, daß die zur Verfügung stehenden Räume nicht mehr genügend. Aus

diesem Grunde wurde ein umfangreicher Neubau aufgeführt, der die Aufstellung größerer Gerbfässer ermöglichte und in seinen oberen Räumen eine Zurichterlei aufnehmen konnte. Fast gleichzeitig folgte eine weitere Vergrößerung durch Errichtung eines Gerbereigebäudes.

Der erste Weltkrieg brachte naturgemäß einen starken Rückschlag, da durch die völlige Abschnürung Deutschlands von den Weltmärkten die Häute exotischer Tiere nicht mehr zu beschaffen waren. Auch zwischen den beiden Weltkriegen ging es nur langsam aufwärts, da mit der Machtergreifung des Nationalsozialismus ein neuer Rückschlag durch Hitlers Autarkiepolitik einsetzte. Der Export, der zeitweise bis zu 75 Prozent der gesamten Produktion betragen hatte, ging stark zurück. Der zweite Weltkrieg rüttelte erneut an den wirtschaftlichen Grundlagen des Betriebes. Während der Kriegsjahre wurde ausschließlich für den Zivilsektor gearbeitet, d. h. es wurden Leder gefertigt zur Versorgung der Zivilbevölkerung mit Schuhwerk und den damals gebräuchlichsten Lederwaren.

Wenn der Betrieb auch keinen direkten Kriegsschaden durch Bombeneinwirkung oder Demontage erlitten hat, so sind doch beachtliche Verluste und Schäden während des Krieges entstanden, denn Erneuerungen, die bei einem normalen Wirtschaftsgang immer durchgeführt werden, waren während der Kriegsjahre nicht möglich. So stand der Betrieb nach Kriegsende mit stark strapazierten und veralteten Maschinen da und mußte einen regelrechten Wiederaufbau vollziehen, der sich bis in die heutige Zeit erstreckt. Hierzu kommen heute die Bestrebungen zur Rationalisierung im Arbeitsablauf und zur Verbesserung der Produkte.

Der Betrieb steht heute, im hundertzehnten Jahr seines Bestehens unter der Leitung von Friedrich Zimmermann und dessen Sohn Ludwig Zimmermann. Es werden in großem Umfang Feinleder für feinste Lederwaren gefertigt, insbesondere Reptilleder, also Eidechsen-, Schlangen- und Krokodilleder. Daneben



Blick in die Gerberei

werden noch Kalb-, Ziegen- und Schafleder für verschiedene Verarbeitungsgebiete, insbesondere für die Buchbinderei, hergestellt.

Heute ist es gelungen, die durch die Kriegereignisse verloren gegangenen Beziehungen zu Lieferanten in Uebersee und zu der Kundschaft durch persönliche Kontakte wieder aufzubauen. Diese Beziehungen sind die Grundlage für den Aufschwung gewesen, den das Unternehmen in den letzten Jahren wieder genommen hat. Der heutige Mangel an Arbeitskräften steht oftmals einer weiteren Ausdehnung des Geschäftsumfanges im Wege.

Faudi Feinbau

Der durch die Erfindungen — Kugelgelenk, Kardangelenk, Flugzeugfederbein usw. — in Fachkreisen der internationalen Automobil- und Flugzeugindustrie bekannte Ingenieur und Fabrikant Fritz Faudi gründete vor nahezu 25 Jahren in Oberursel, im Diezen 4, die Firma „Faudi Feinbau GmbH“. In diesem Werk sollten die Erzeugnisse gefertigt und erprobt werden, die von Ingenieur Fritz Faudi mit einem Stab qualifizierter Mitarbeiter in seinem seit 1934 in Kronberg im Taunus und seit 1936 in Falkenstein im Taunus ansässigen „Faudi-Ingenieurbüro“ bis zur Fabrikationsreife entwickelt worden waren.

Von der Firma wurden anfangs Stoßdämpfer für Segelflugzeuge, Filter für Kraftstoffe und Schmieröle hergestellt. Zur Erhöhung der Sicherheit des rasch anwachsenden Luftverkehrs wurden Spezial-Kraftstoff-Filter für Flugzeugbetankungsanlagen, für Flugzeugfeld-tankwagen und Kraftstoffumschlagplätze entwickelt und in großem Umfang geliefert. Im Auto- und Motorenbau stiegen die Ansprüche an die Oberflächengüte der Einbauteile, und es wurden Filter für die Reinigung von Kühlmitteln und anderen Flüssigkeiten, wie Lacken, Betriebswasser usw. benötigt; hierfür wurden Faudi-Rellumit-Konstruktionen weiter entwickelt.

Das Kriegsende bedeutete auch für Faudi Feinbau GmbH. zunächst eine Stilllegung des Werkes, das zudem noch von den damaligen Besatzungsmächten beschlagnahmt wurde.

Obwohl die Folgen der Nachkriegszeit schwer auf dem Inhaber und seinem Unternehmen lasteten, wurde von ihm mit einem Kreise früherer Mitarbeiter in provisorischen

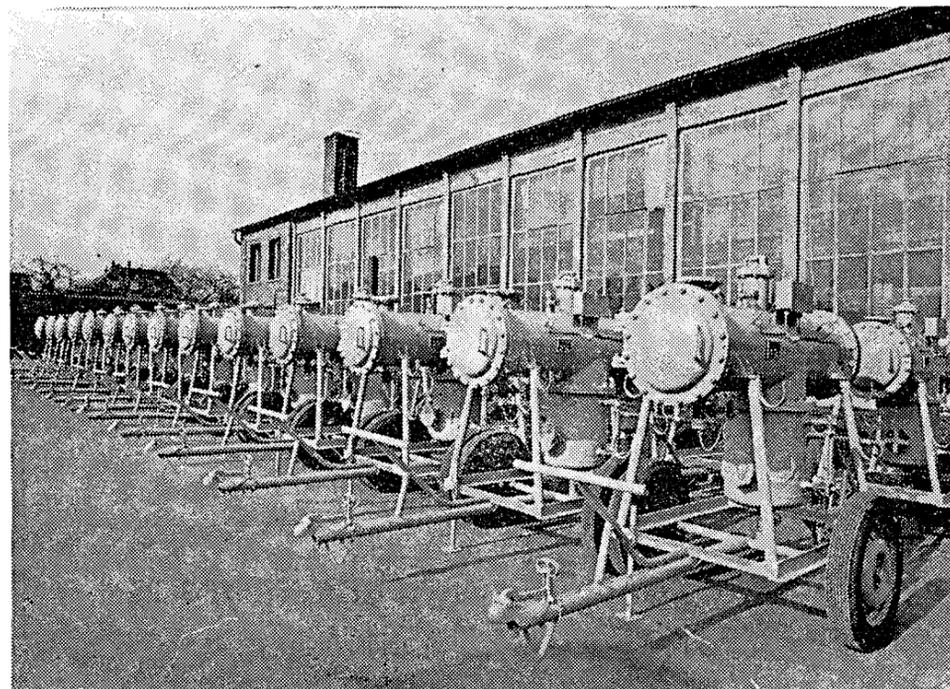
Räumen außerhalb des Werksgeländes der Betrieb in beschränktem Maße wieder aufgenommen, neue Abnehmer mußten für die Produktion gesucht werden.

Erst Ende 1950 wurde das beschlagnahmte Werk freigegeben und die früheren Betriebs- und Verwaltungsräume wieder bezogen, kurz danach trat Herr Richard Petermichel als Geschäftsführer in das Unternehmen ein, in dem ihn zahlreiche und schwierige Führungsaufgaben erwarteten. In dieser Zeit wurde das Fabrikationsprogramm bedeutend erweitert. Es wurden automatisch arbeitende Magnetseparatoren, Anschwemmfilter-Anlagen, Filter-Wasserabscheider zur Betankung von Flugzeugen und Filter für die galvanische Industrie entwickelt.

Nach dem Tode des Gründers, Ingenieur Fritz Faudi, im Jahre 1955, entschloß sich Frau Margot Faudi, das Werk im Sinne ihres verstorbenen Gatten weiterführen zu lassen.

Das aufstrebende Unternehmen beschäftigt heute ca. 250 Personen, die meist in Oberursel oder der näheren Umgebung wohnen und von denen viele auf eine sehr lange Tätigkeit im Unternehmen zurückblicken können. Faudi Feinbau GmbH. unterhält nicht nur in Deutschland, sondern fast in allen europäischen Ländern, in die es seine weltbekanntesten Qualitätserzeugnisse verkauft, Fachvertretungen.

Die soziale Einstellung des heutigen Geschäftsführers des Unternehmens findet in den vielen entsprechenden Einrichtungen, wie zusätzliche Altersversorgung, Jahresabschlussvergütung, Werksküche usw. ihren Niederschlag.



22 Faudi Filter/Wasserabscheider auf Fahrgestell, Leistung je Gerät 650 U/min Düsenkraftstoff, aufgenommen auf dem Faudi Werksgelände. Bestimmungsländ Jugoslawien

FRIEDRICH STADERMANN KG.

FABRIK FARBIGER LEDER



OBERURSEL (TAUNUS), HOHEMARKSTRASSE 104

Gegr. 1853

WIR STELLEN HER: FEINLEDER ALLER ART

insbesondere:

Reptilleder

Eidechsenleder

Schlangenleder

Krokodilleder

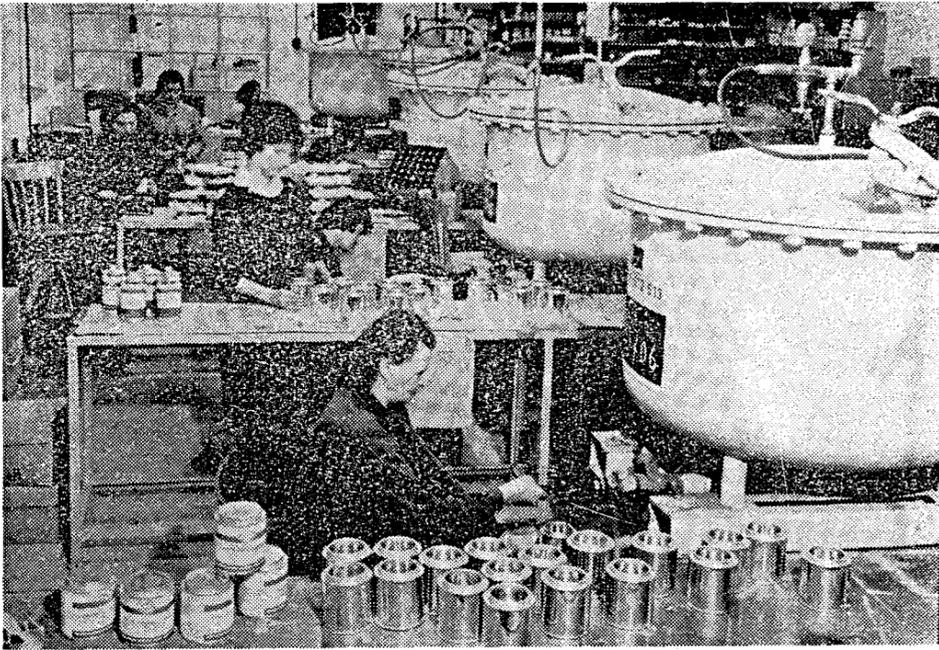
Straußenleder

Seehundleder

Buchbinderleder aus

Kalb-, Ziegen- und Schaf-Fellen

Bostik GmbH



Ein Blick in die Bostik Werkräume

Zu den Industriebetrieben des Main-Taunus-Kreises, deren Bedeutung weit über die regionalen Verhältnisse hinausreicht, zählt die „Bostik GmbH“ in Oberursel.

Die Gesellschaft firmierte bis zum Herbst des vergangenen Jahres unter „Boston Blanking Company GmbH“. Die Aenderung des Firmennamens war weder mit einer Veränderung der Besitz- noch anderer rechtlicher Verhältnisse verbunden. Sie diente vielmehr dem Zweck, den in der ganzen Welt bekannten Begriff „Bostik“ auch im Firmennamen besser zur Geltung zu bringen.

Als die Gesellschaft im Jahre 1903 gegründet wurde — sie blickt also in diesem Jahr auf ihr 60jähriges Bestehen zurück — war ihr Produktionsprogramm, welches damals nur Schuhchemikalien umfaßte, noch sehr einfach. Durch die Entwicklung und Produktion hochwertiger Spezialprodukte konnte das Unternehmen bald eine führende Marktposition einnehmen. Noch vor dem 1. Weltkrieg wurde die Erzeugung von Schuhklebstoffen aufgenommen. Nach dem 1. Weltkrieg wurden Spezial-

kleber entwickelt, welche erstmals die Verklebung nicht homogener Elemente ermöglichten. Dadurch wurde die Gesellschaft Zulieferer der Autoindustrie und des Kfz-Reparatur-Gewerbes.

Nach dem 2. Weltkrieg ergab die Entwicklung vieler neuartiger Kunststoffe neue Probleme, deren Lösung sich sowohl auf dem Gebiete der Entwicklung weiterer Spezialklebstoffe als auch -dichtungsmassen niederschlug. Damit wurden neue Märkte erschlossen, so daß es heute kaum einen Industriezweig gibt, in dem „Bostik“-Präparate nicht in irgendeiner Form Verwendung fänden. Gerade auf dem Gebiete der Kleb- und Dichtstoffe hat die Firma eine bedeutende Pionierarbeit geleistet, die, neben der hohen Qualität der Erzeugnisse, heute den Ruf des Hauses begründet. Sie nimmt heute unter den „Spezialisten“ einen hervorragenden Platz ein.

Im Zusammenhang mit der oben aufgezeigten Entwicklung erfolgte naturgemäß eine Ausweitung der Geschäftstätigkeit auf ein

Vielfaches. Auch heute noch wird eine besondere Arbeit auf dem Gebiete der Forschung und Entwicklung geleistet. Dem Unternehmen stehen dabei weltweite Informationen aus einer über die ganze Welt verbreiteten Organisation befreundeter Firmen zur Verfügung. Das Vertrauen von Geschäftsfreunden und Mitarbeitern ist durch die solide und gesunde Basis des Unternehmens gerechtfertigt.

Die Geschäftsleitung hat der sozialen Betreuung der Mitarbeiter von jeher ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In den letzten Jahren wurden die Anstrengungen auf diesem Gebiete noch verstärkt, so daß die Firma heute neben der Ausgabe von verbilligten Mittagessen, Erstattung von Fahrtkosten,

beachtlichen Jubiläumsgewandungen an langjährige Mitarbeiter u. a. besonders auf ihre als vorbildlich anerkannte Ruhegeld- und Invalidenversorgung hinweisen kann.

Besonders hohe Mittel wurden investiert, um die Arbeitsplätze nach den modernsten gesundheitstechnischen Gesichtspunkten zu gestalten und so die Erfordernisse einer rationalen Fertigung mit den Prinzipien der modernen Arbeitshygiene in Einklang zu bringen. Ein bereits angelaufenes umfangreiches Bauprogramm bietet die Grundlage für eine weitere Steigerung der Leistungsfähigkeit. So besteht für Geschäftsfreunde und Mitarbeiter des Hauses aller Grund, der weiteren Entwicklung mit Zuversicht entgegenzusehen.

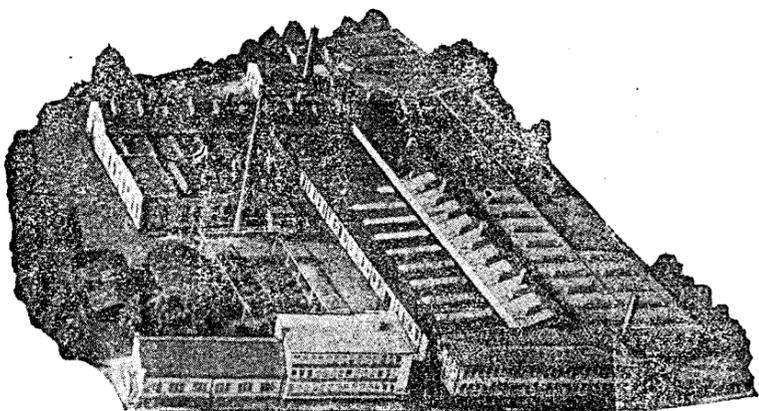
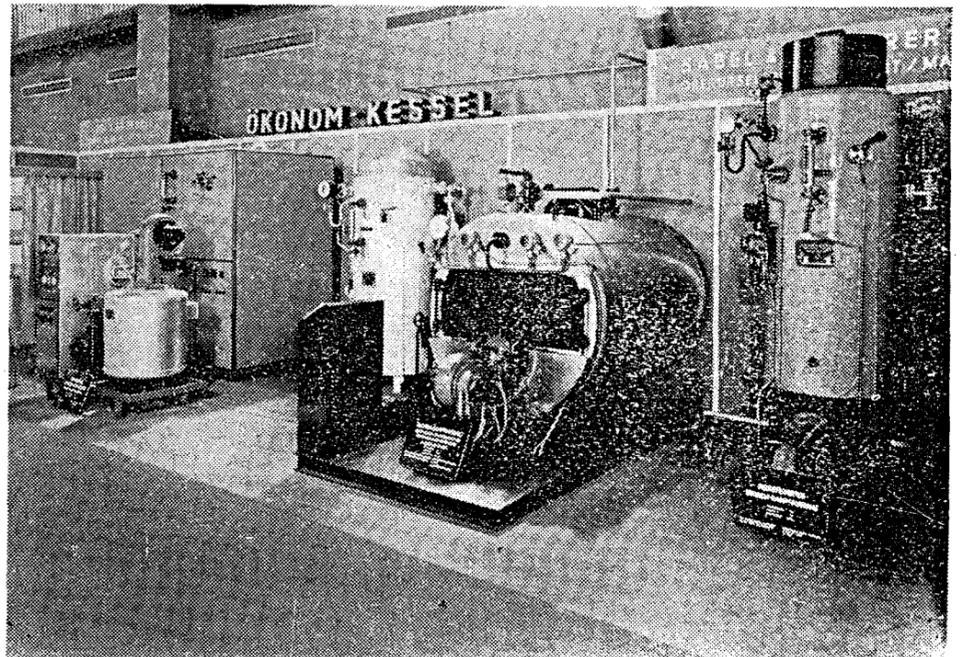
Sabel & Scheurer GmbH

Die Firma wurde 1874 von den Herren Jean Sabel und Fritz Scheurer gegründet und ursprünglich als Bauschlosserei und bis zum ersten Weltkrieg als Schulbankfabrik betrieben. Aus der Herstellung kleinerer Eisenkonstruktionen wurde gegen Ende des ersten Weltkrieges zum Apparatebau übergegangen, insbesondere zur Anfertigung von stehenden Niederdruckdampfkesseln und Heizungskesseln für die Industrie und das Gewerbe.

In den dreißiger Jahren wurden im großen Umfange fahrbare und stationäre Dampfanlagen und Dämpfkolonnen gebaut. Im Zuge ständiger technischer Weiterentwicklung wurde insbesondere unter der Leitung des heutigen Chefs, Dipl.-Ing. Rolf Sabel, seit 1949 der Bau von Hochdruckkesseln betrieben, die einer besonderen Ueberwachung durch die Technischen Ueberwachungsämter bedürfen. Ursprünglich für Kohlefeuerung gebaut, wurden diese Kesselanlagen im Laufe der Jahre

fast ausschließlich für die Verfeuerung von Oel oder Gas eingerichtet. Es handelt sich dabei vorzugsweise um vollautomatisch arbeitende Anlagen, die fertig installiert abgeliefert werden. Die Kesselanlagen haben Stückgewichte bis zu 25 to.

Neben den schweren Kesselanlagen in liegender Ausführung werden noch stehende Flammrohr-Rauchrohrkessel gebaut und Schnelldampferzeuger die etwa nur 1/3 bis 1/4 des Raumbedarfs eines Großwasserraumkessels benötigen. Die zum Teil patentierten Erzeugnisse der Firma werden unter dem Markennamen „Ökonom“ vertrieben. Ökonom-Kessel arbeiten in 48 Ländern der Erde. Man findet sie in Textilfabriken in Hongkong, in Zementwerken Koreas und in Spanien, in Krankenhäusern Persiens, in Instituten und Industrien in Thailand, in Nyassaland, Bolivien oder auf den Faroer-Inseln, auf jugoslawischen Schiffen, in Hotels auf Madeira oder in Lederfabriken Südamerikas.



MASCHINENFABRIK TURNER A.G.

Gerbereimaschinen
Schleif- und Spaltmaschinen
für Gummi und Kunststoffe

OBERURSEL/TAUNUS · GATTENHÖFERWEG 25

1913



1963

Bäckerei, Konditorei

ANTON MEREIEN

Café

Marktplatz 9

Telefon 2720

SCHÜTZENHOF-APOTHEKE

DIETER SCHULZ-ISENBECK LIEBFRAUENSTRASSE 3
FERNRUF 27 46

*
Allopathie - Homöopathie - Biochemie
Kindernährmittel - Kinderpflegeartikel
Krankenpflegeartikel - Kosmetik

Harnuntersuchungen

HOHEMARK-APOTHEKE

HORST SCHULZ-ISENBECK FISCHBACHSTRASSE 1
FERNRUF 47 11

Femso-Werk

Die Gründung der Firma erfolgte im Jahre 1893 durch Franz Müller, der lange in England tätig war und die industrielle Herstellung von Lederschuhriemen von dort nach Deutschland gebracht hatte. In seiner Heimatstadt gründete er die Firma „Greaves Lederschuhriemenfabrik, Franz Müller“, um zusammen mit seiner äußerst rührigen Ehefrau und einem Stamm treuer Helfer die Arbeit zu beginnen.

Die geschäftsfreundlichen Beziehungen zu englischen Firmen ließen gleichzeitig der Fabrikation eine Großhandelsabteilung angliedern, die vorwiegend Gummiabsätze und Nähgarne englischer Produktion vertrieb.

Die Firma entwickelte sich aus den kleinen Anfängen heraus günstig und konnte bereits 1904 aus den in der Innenstadt gemieteten Räumen in die damals erworbene „Aumühle“ verlegt werden, die auch heute noch, von modernen Anbauten umschlossen, das Kernstück des Betriebes bildet. Dabei waren auch die damals noch sehr günstigen Wasserverhältnisse des Urselbachs, der eine eigne Kraft- und Lichtanlage speiste, für die Entwicklung des Betriebes von großem Vorteil.

Vielseitige Verbindungen zu Spezial-Industrien ließen bald auch eine Ausweitung der Eigenfertigung auf andere Artikel zu, die auf dem In- und Auslands-Markt guten Absatz fanden. Das Haupterzeugnis blieb aber noch für Jahrzehnte der Lederschuhriemen.

In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg wurden Einfaßbänder, Lederrahmen und Zierbänder verschiedener Art sowie Gürtel, Schnallriemen usw. in das Programm aufge-

nommen. Im zweiten Weltkrieg war die gesamte Produktion wiederum auf Lederschuhriemen und Schnallriemen verschiedener Art konzentriert.

Lederschuhriemen und einige Sattlerwaren waren die ersten Erzeugnisse, die nach 1945

Matratzen-Fabrik Scheele & Co.

Die Firma Scheele & Co., Polsterwarenfabrik, Oberursel (Taunus), Philipp-Reis-Straße 2-4, kam 1946 aus Frankfurt (Main), nachdem der Betrieb dort durch Fliegerangriffe mehrfach beschädigt, 1944 aber total vernichtet wurde. Es war nicht leicht, ein passendes Gelände zu bekommen, noch schwieriger aber war es zu der Zeit, die nötigen Gebäude zu erstellen. Die unermüdliche Schaffenskraft der Geschäftsführung ermöglichte es jedoch, daß im gleichen Jahr mit den wenigen, aus den Trümmern in Frankfurt geretteten Maschinen die Produktion wieder aufgenommen werden konnte. Eingearbeitete Arbeitskräfte waren nicht zu finden, so daß zuerst — nach Anlernen von geeigneten Mitarbeitern — die Produktion nur in kleinem Umfang anlief. Da der größte Teil der langjährigen Kunden, die sich durch den monatelangen Ausfall andere Lieferanten gesucht hatten, in kurzer Zeit wiedergewonnen werden konnte, mußte versucht werden, die Pro-

duktion in aller Kürze zu erhöhen. Dies war aber erst einige Jahre nach Kriegsende möglich, weil dann erst neue moderne Maschinen angeschafft werden konnten. Hierdurch ist die Firma mit den für die Polsterwarenindustrie auf den Markt gekommenen neuesten Maschinen ausgerüstet, so daß sie heute mit den auf eigenem 8000 qm großen Gelände errichteten Gebäuden zu den modernsten und neuzeitlichsten Betrieben in der Polsterwarenbranche gehört und durch ihre Leistungsfähigkeit zu den bekanntesten Firmen — nicht nur in Hessen, sondern auch darüber hinaus — zählt.

Die Währungsreform und der danach einsetzende Aufschwung unserer Wirtschaft verlangten jedoch gebieterisch nach anderen Er-

zeugnissen als Lederschuhriemen und biederen Einkaufstaschen. In dem Maß wie der Landwirt auf dem Traktor und die Sonntagsausflügler von Schusters Rappen auf Kraftfahrzeuge umstiegen, ging die Nachfrage nach Lederschuhriemen stark zurück, während andererseits die Bedarfsgüterindustrie in steigendem Maße nach vorgefertigten Halbzeugen für ihre hochrationalisierten Produktionen verlangte.

So wurde in wenigen Jahren aus dem „Schnürriemen-Müller“ das „Femso-Werk, Spezialbetrieb für Profile, Bänder, Riemen, Schnüre, Schläuche usw. aus Kunststoffen, Kunstleder, Leder und Textilien“. Innerhalb weniger Jahre konnte sich Femso in den verschiedensten Branchen der deutschen und ausländischen Industrie einen guten Namen als leistungsfähiger und wendiger Sonderanfertigungsbetrieb für die genannten Artikelgruppen schaffen. „In allen Lagen, Femso fragen“ lautet der vielen Industrieekäufern geläufige Werbeslogan, und es werden im Femso-Werk fast täglich vielfältige und interessante Sonderanfertigungs- und Entwicklungsprobleme auf dem Gebiete der Kunststoffhalbzeuge gelöst.

Nur wenige derer, die an dem in der stillen Aumühlenstraße, inmitten von Villen und Gärten gelegenen Betrieb vorbeikommen, ahnen, daß hier Artikel gefertigt werden, denen im täglichen Leben nicht zu begegnen schwierig ist.

Am Hausschuh, an der Handtasche, dem modernen Beleuchtungskörper, dem Fernsehapparat, am Elektronen-Blitzgerät, in einer Kunststoffsprühflasche, im Straßenbahnwagen, an der Baustellenabspernung, am Hals von Klein-Mäxchens Teddybär, am Verkaufständer eines Markenartikels, an Ihrem Heizöltank, am Wasserball, am Gartensessel, im Ozeanriesen, am Treppengeländer eines Neubaus, überall da und an noch vielen anderen Stellen mehr kann man irgend ein unscheinbares Kunststoffprofil, eine Schnur, ein Band, einen Keder oder ähnliches feststellen. Die Wahrscheinlichkeit, daß es aus der Produktion des Femso-Werkes in Oberursel stammt, ist nicht gering.

Inzwischen sind es die zweite und die dritte Generation (Hugo Müller als kaufmännischer Leiter, Dipl.-Chem. Franz H. Müller jr. als Leiter des Produktionsbetriebs, der Entwicklung und der technischen Kundenberatung), unterstützt von einem treuen Stamm langjähriger Mitarbeiter, die heute ihre Arbeitskraft in den Dienst dieses auf Tradition und technischen Fortschritt gegründeten Familienunternehmens stellen.

Die Hessen-Glaswerke

Im Jahre 1946 trafen sich einige wenige Heimatvertriebene aus dem Gablonzer Bezirk (CSR) im Frankfurter Raum, die hier den Gedanken faßten, die heimatische Glasindustrie neu aufzubauen. Dazu gehörte vor allem anderen eine Glashütte. Das Gelände hierzu wurde in den Ruinen der ehemaligen Frankfurter Bronze- und Aluminiumpulverfabrik in Stierstadt bei Oberursel gefunden. Auf dem durch eine Explosion zerstörten Gelände dieses Werkes entstand nun die Glashütte, in der Mitte Februar 1948 das erste Glas in einem 6-Hafen-Ofen geschmolzen wurde; inzwischen wurden drei weitere Glasschmelzöfen mit insgesamt 20 Hafnen und einem täglichen Ausstoß von ungefähr 6 to, errichtet.

Zur Durchführung der gestellten Aufgaben, eine leistungsfähige Glashütte mit dem heimatischen vielseitigen Produktionsprogramm aufzubauen, war die Heranziehung von Glasfacharbeitern notwendig, zumal zu dieser Zeit die Glasindustrie im Frankfurter Raum nicht bekannt war. Die damit verbundenen Schwierigkeiten lagen auf dem Gebiet der Unterbringung und der Beschaffung von Wohnraum. Der größte Teil der herangeführten Arbeitskräfte kam aus den Aussiedlungslagern der Ostzone. Es waren vor allem ehemalige Beschäftigte der bekannten sudetendeutschen Glasfabrik Karl Riedel, Josefthal-Maxdorf, zu denen auch später Glasmacher der Firma Josef Riedel, Polaun, und Kelch-

glasmacher aus Schlesien hinzukamen. Derzeit werden insgesamt 316 Fach- und Hilfskräfte beschäftigt.

Das Erzeugungsprogramm umfaßt Stangenglas für die Gablonzer Schmuckwarenindustrie, festgeblasene sogenannte Kamnitztaler Artikel, die nur als Rohglas für Raffineure und Verarbeiter hergestellt werden, ebenso Rohglas für die Haida-Steinschönauer Beleuchtungsglasfabriken und nicht zuletzt Rohglas für die Kelchglas-Raffineure. Neben genannten Rohgläsern werden als Fertigprodukte halbautomatisch gefertigte Gläser und Artikel in echtem Bleikristall und den verschiedensten Farben hergestellt. Das Farbsortiment umfaßt als Spezialität auch die aus seltenen Erden geschmolzenen Gläser (alexandrit, heliolith und royalith).

Zur Belieferung der Hersteller für Gablonzer Glaskurzwaren werden in Kaufbeuren-Neugablonz, Schwab.-Gmünd und Bayreuth Auslieferungslager, die mit einem reichhaltigen Sortiment von Stangenglas verschiedenster Art ausgestattet sind, unterhalten.

Der größte Teil der Erzeugnisse wird direkt oder indirekt über Raffineure und Verarbeiter exportiert. Als wichtigste Auslandsabnehmer stehen nach wie vor die Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada an der Spitze, dicht gefolgt von den immer mehr an Bedeutung gewinnenden Ländern der EWG.

Die Geschäftsleitung hat ihren Maschinenpark in den letzten Jahren stets auf dem neuesten Stand der Technik gehalten, wodurch eine rationelle Arbeitsweise, aber auch eine wesentlich leichtere Arbeit für die Gefolgschafter erreicht wurde. Trotz größter Rationalisierung und Technisierung hat das Unternehmen ein umfangreiches Lieferprogramm, um den heutigen gestiegenen Ansprüchen der Verbraucher gerecht zu werden.

Das hauptsächlichste Lieferprogramm der Firma Scheele & Co. erstreckt sich auf: ROTBAND-Matratzen sowie sämtliche anderen Arten von Matratzen mit und ohne Federinlagen, Kapokmatratzen usw. — in ein-, zwei- oder dreiteiliger Ausführung —, 15 Sorten Schonerdecken, 12 Sorten Kinderbetten und Kinderwagenmatratzen, ein Polstermöbelprogramm (Couch und Sessel), welches sich aus Wettbewerbsgründen auf einige Modelle konzentriert; usw.

Die Firma ist stolz darauf, daß ein Teil der Mitarbeiter ihr 15 Jahre und darüber die Treue gehalten hat, den Wiederaufbau mitmachte und durch ihre langjährige Zugehörigkeit beweisen, daß ein gutes Einvernehmen zwischen Geschäftsführung und Mitarbeitern besteht.

Die Firma ist stolz darauf, daß ein Teil der Mitarbeiter ihr 15 Jahre und darüber die Treue gehalten hat, den Wiederaufbau mitmachte und durch ihre langjährige Zugehörigkeit beweisen, daß ein gutes Einvernehmen zwischen Geschäftsführung und Mitarbeitern besteht.

Die Firma ist stolz darauf, daß ein Teil der Mitarbeiter ihr 15 Jahre und darüber die Treue gehalten hat, den Wiederaufbau mitmachte und durch ihre langjährige Zugehörigkeit beweisen, daß ein gutes Einvernehmen zwischen Geschäftsführung und Mitarbeitern besteht.



MERCEDES-BENZ

Dr. Werner Vogler

Bad Homburg v. d. H.

Frölingstraße 2-8 • Telefon 32 53

Zweigbetriebe:

Königstein (Ts.)

Am Kreisel • Telefon 32 54

Camberg (Ts.)

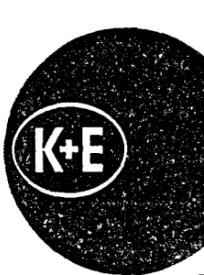
Limburger Straße 73 • Telefon 518

Dr. Vogler KG

Friedberg (Hessen)

Gießener Straße 40 • Telefon 50 33

NEUFahrzeuge - GEBRAUCHTWAGEN ALLER ART



NOVA-vitfarben

schnelltrocknend
und punktscharf

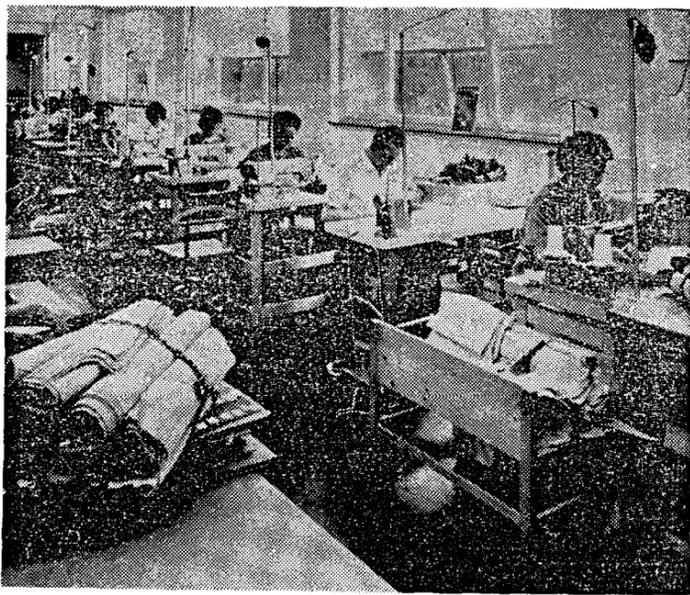
Kast + Ehinger GmbH
Druckfarbenfabrik
Stuttgart-Feuerbach

Verkaufsstelle Frankfurt/M. Ruf 41 32 38

Esso HEIZOEL MIT GÜTE-BRIEF

Vertr. d. ESSO AG. **W. RUPPEL** Oberursel/Ts. • Tel. 2817

Herrenkleiderfabrik Straub



Werkraum bei der Firma Straub

Die Herrenkleiderfabrik J. Straub wurde 1912 von dem Schneidermeister Jean Straub in Frankfurt am Main gegründet, der sich nach langjähriger Tätigkeit in Mainzer und Heidelberger Kleiderfabriken in der geschäftigen Mainmetropole niederließ. Trotz des ersten Weltkrieges und der Inflation gab es eine stete Aufwärtsentwicklung, bis in den Bombennächten des letzten Krieges die Betriebsräume einschließlich der gesamten Einrichtung und des Lagers völlig vernichtet wurden. Im Jahre 1946 unternahm es Johannes Straub, der Sohn des Gründers, den Betrieb in Oberursel-Bommersheim wieder aufzubauen mit dem Erfolg, schon 1951 in neu errichtete Räume umziehen zu können. Beide Enkel des Gründers sind heute im Betrieb tätig.

Das ganze Bestreben der Herrenkleiderfabrik J. Straub war und ist es, ein wirklich gutes Bekleidungsstück herzustellen. Die ständigen Bemühungen um eine Verbesserung der Produkte trugen Früchte. Der Kundenkreis geht weit über den Obertaunuskreis hinaus. Anzüge aus Oberursel werden nach Städten der Pfalz, Nordrhein-Westfalens, des Saargebietes, Hessens usw. geliefert. Eine große Er-

fahrung in der Herstellung von Herrenbekleidung und die Anstrengungen, das Produkt durch moderne Fertigungsmethoden



Verkaufsraum bei Straub

ständig zu verbessern und auszufeilen, bewirkten, daß die Herrenkleiderfabrik J. Straub heute ihre Kunden — wie es in der Fachsprache heißt — mit einem gehobenen Genre beliefert.

Im August dieses Jahres wurden wesentlich vergrößerte Betriebs- und Verkaufsräume bezogen, die dazu dienen, auch in Oberursel ein stark vergrößertes Angebot in Herrenbekleidung zu zeigen.

Textildruckerei Oberursel

Die Textildruckerei Oberursel GmbH wurde 1946 gegründet und begann unter sehr schwierigen Verhältnissen mit kleinsten Anfängen in vorhandenen alten Gebäuden und mit nur vier Mann Belegschaft zunächst mit dem Stoffdruck. Sie gehört innerhalb der Branche zur Textilveredelungsindustrie, die das rohe Gewebe in den verkaufsfähigen Endzustand bringt, eine Industrie, die in Hessen kaum verbreitet ist. Veredelung nennt man das Färben, Drucken und Ausrüsten des Gewebes. Es werden keine Fasern, sondern nur Gewebe verarbeitet, diese können aus Baumwolle, Zellwolle, Leinen und synthetischen Stoffen gewebt sein. Die Oberurseler Firma spezialisierte sich auf Textilien für Möbel und Heim, d. h. ausschließlich Möbel- und Vorhangsstoffe, und zwar nur die besseren Qualitäten.

Gedruckt wird vorwiegend nach dem Filmdruckverfahren, wie dem Siebdruck, ein Schablonendruckverfahren, wobei die Schablone auf ein feines Gitter aufgelegt und die Farbe durch dessen Maschen auf das Gewebe gestrichen wird. In bezug auf Farben, Gewebe und Ausrüstungen bemüht sich die Firma,

den nach den jeweiligen Erkenntnissen der Wissenschaft höchstmöglichen Qualitätsstand zu halten. Es werden zum Beispiel nur Indanthrenfarben verwendet und Ausrüstungen gewählt, die ein möglichst knitterrechtes, schmutzabweisendes Erzeugnis machen. Die Firma hat sich stürmisch entwickelt und inzwischen eine Belegschaft von etwa 150 Mitarbeitern erreicht; sie ist in ihrem Spezialgebiet ein führender Betrieb in Westdeutschland. Durch ihre Spezialisierung und das Qualitätsprinzip konnte sich die Oberurseler Firma über verschiedene Textilkrisen gut halten und ist zuversichtlich, dies auch weiterhin tun zu können.

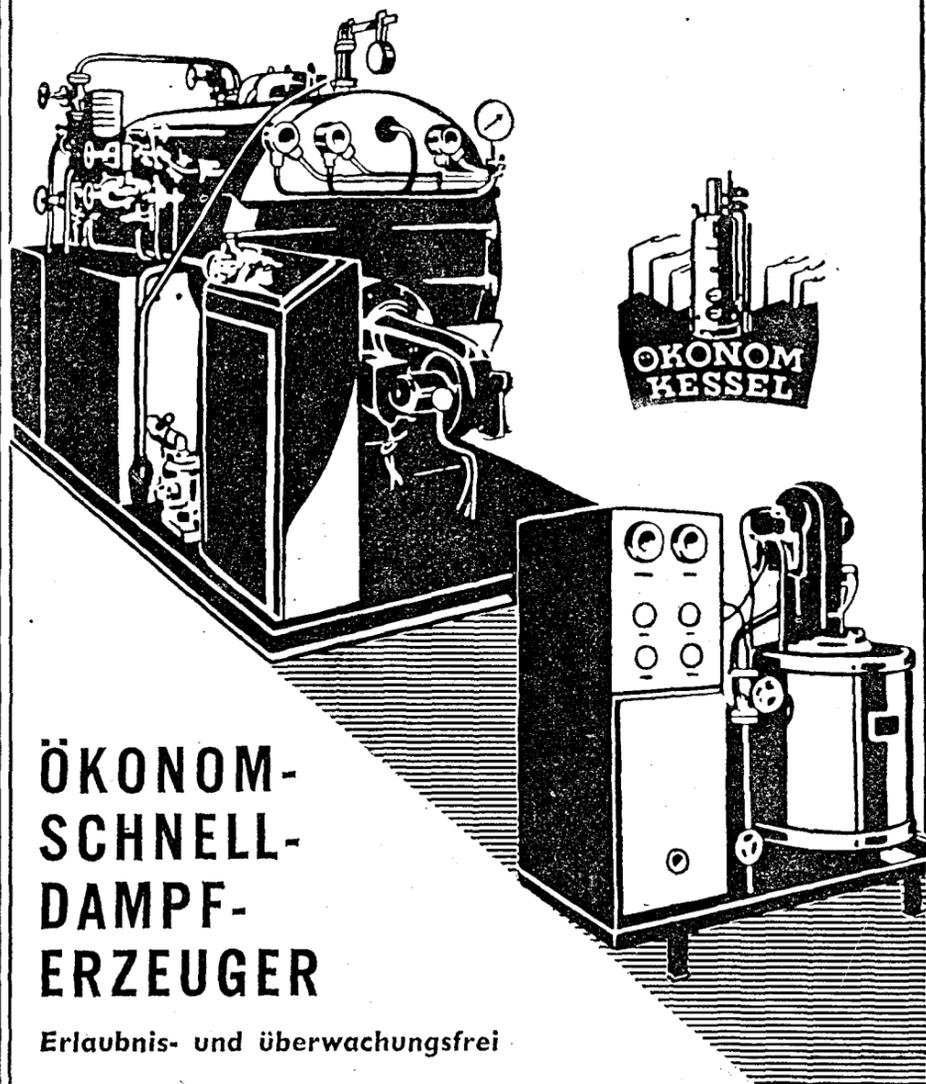
Das Rohgewebe kommt zu 90 Prozent aus der Bundesrepublik und den EWG-Ländern; andererseits werden etwa 30 Prozent der Produktion exportiert, auch nach Uebersee. Die Geschäftsführung der GmbH. ruht in den Händen von Horst Zimmer und A. R. Czerny. Der Anteil der Heimatvertriebenen an der Belegschaft beträgt 70 Prozent; trotzdem zählt die Firma nicht zu den Flüchtlingsbetrieben. Die ganze Fertigung arbeitet in zwei Schichten, um den sehr maschinensiven Aufwand rentabel zu machen.

Wäscherei Adrian

Auf ein 55jähriges Bestehen kann die bekannte Oberurseler Wäscherei Adrian, die „Wasch- und Bleichanstalt Taunus“, in diesem Jahr zurückblicken. Gegründet wurde das Unternehmen 1908 von Eberhard Adrian als erstes derartiges Geschäft in Oberursel. Es nahm einen raschen Aufschwung und wurde schnell über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt. 1928 übernahm der Sohn des Gründers, Ernst Adrian, mit seiner Frau das Unternehmen, baute es weiter aus und stellte modernste Maschinen in den Dienst seiner Kunden. Er und auch seine Frau Elfriede legten die Meisterprüfung im Wäschereigewerbe ab. Heute sind bereits die Enkel des Gründers im Betrieb tätig. Während Ellen Jacob, geb. Adrian im Innendienst beschäftigt ist, hat Hans Eberhard Adrian den Außendienst übernommen.

ÖKONOM-DAMPF-AUTOMAT

Dampf- und Heißwasserkessel liegender und stehender Bauart für alle Brennstoffe



ÖKONOM-SCHNELL-DAMPF-ERZEUGER

Erlaubnis- und überwachungsfrei

SABEL & SCHEURER GM 637 OBERURSEL b. FFM. B H POSTF. 7/50 • TEL. 25 44/25 45



ÖKONOM-KESSEL



dienen seit fast 50 Jahren der Industrie und dem Gewerbe sowie als Dämpfanlagen der Landwirtschaft. In kleinen Anlagen für Heizungszwecke mit vollautomatischer Oelfeuerung oder in Großanlagen zur Erzeugung von Dampf und Energie mit Spezialfeuerungen findet man das Erzeugnis unserer Firma, welches unter der Marke „ÖKONOM“ vertrieben wird.

**Qualifizierte Ingenieurleistung
plus fachmännisches Können unserer Arbeiter
plus langjährige Erfahrung unserer Mitarbeiter
plus unternehmerische Initiative**

bürgen bei dem Wort ÖKONOM-KESSEL für „Qualität“. Qualität, die sich im Inland und Ausland eines guten Rufes erfreut. Qualität, hervorgegangen aus einem Schlossereibetrieb, der in der sogenannten Gründerzeit im Jahre 1874 von den beiden Schlossermeistern Sabel und Scheurer gegründet wurde. Wer von unseren jungen Schlossern, die s. Zt. die Montage des Schillerturmes in Oberursel durchführten, hätte geglaubt, daß seine Kollegen 50 Jahre später elektrisch geschweißte Kesselanlagen im Ausland montieren?

Außer in namhaften deutschen Firmen findet man ÖKONOM-KESSEL in großem Umfange außerhalb unserer Grenzen. Seit 1950 wurden ÖKONOM-KESSEL nach 48 Ländern in allen Erdteilen geliefert, so nach

Hongkong und Thailand
Korea und Saudi-Arabien
Quatar und Irak
Njassaland und Cypem
Chile und Argentinien
Türkei und Madeira
San Salvador und Malaya
Dominik. Republik und Indien
Aegypten und Persien
Venezuela und Columbien

für Textilfabriken
für Betonmastenfabriken
für Getränkefabriken
für Brotfabriken
für Lederfabriken
für Hotels
für Webereien
für Chem. Industrie
für Krankenhäuser
für Betonfabriken usw

Unsere ganze Sorgfalt dient unserem Erzeugnis, und es erfüllt unsere Mitarbeiter immer wieder mit großem Stolz, gleichgültig, ob ein fertiggestellter ÖKONOM-KESSEL mit 3 oder 20 Tonnen Gewicht nach Karlsruhe oder Bangkok unser Werk verläßt. Unseren steigenden Exportanteil werten wir als ein Zeichen guter deutscher Wertarbeit — nach dem nach wie vor gültigen „Made in Germany“ — in einem Markt, der alle unsere Kräfte beansprucht.



SABEL & SCHEURER GM BH

Dampfkesselfabrik
Oberursel (Taunus)



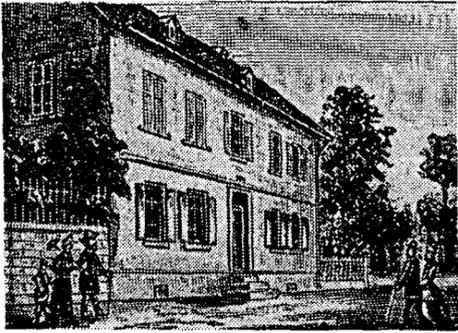
Von der Reformation zur Gegenwart

440 Jahre evangelische Gemeinde Oberursel

Die selbständige evangelische Gemeinde Oberursel besteht seit dem 9. Mai 1847; aber die evangelische Tradition reicht zurück bis in die Reformationszeit. Damals war Oberursel „eine Pflanzstätte des Evangeliums“, wie Professor Nebe in seiner Kirchengeschichte von Nassau schrieb.

I.

Der Humanist Erasmus Alberus war es, der in Zusammenarbeit mit dem Landesherrn, dem Grafen Ludwig von Königstein, seinem Studienkollegen, die Reformation hier einführte. Erasmus war schon in der Wetterau als Reformator hervorgetreten. In Oberursel sollte er das Schulwesen in Ordnung bringen. Die von ihm gegründete Lateinschule erfreute sich lange Zeit eines guten Rufes und ging erst Anfang des 19. Jahrhunderts ein. Die Notwendigkeit von Reformen im religiösen und sozialen Bereich hatten die Oberurseler schon vor der Ankunft Alberus' erkannt; im Gebiet der Grafschaft hatten sich reformfreu-



Das Haus des Fuhrmanns Johannes Raab, der erste Betsaal der evangelischen Gemeinde

dige Kreise zu „nimmlichen Bruderschaften“ zusammengeschlossen. Erasmus hatte allerdings Schwierigkeiten mit der kath. Geistlichkeit; ihretwegen verließ er sogar für kurze Zeit die Stadt. Im Bauernkrieg trat die Bürgerschaft für die Forderungen der Bauern ein, ohne sich allerdings an den Aufständen zu beteiligen. Damals, 1925, wurde der erste evangelische Pfarrer, Dietrich Sartorius, von der Gemeinde gewählt; er konnte sich gegen den von der Gemeinde abgesetzten katholischen Geistlichen behaupten. Ein Register des Jahres 1542 erwähnt 235 Familien in unserer Stadt, von denen außer zwei jüdischen alle evangelisch waren, die sich zur Augsburgischen Konfession bekannten. — In diese Zeit fällt auch die Neuordnung für das in der Stadt bestehende Hospital.

Trotz der Niederlage des Schmalkaldischen Bundes konnte sich der Protestantismus im Königsteiner Gebiet behaupten. Nach 1555 wurde Oberursel in den Mittelpunkt des innerevangelischen Streites zwischen orthodoxen Lutheranern und Anhängern Philipp Melancthons gerückt; die Schriften der Orthodoxen wurden in der Oberurseler Druckerei des Nikolaus Henrich hergestellt. Pfarrer Haberkorn aus Oberursel war Superintendent der Grafschaft Königstein.

Die Erwerbung der Grafschaft durch den Erzbischof von Mainz 1581 nach dem Tode des Grafen Christoph hing mit der Entwicklung der Gegenreformation zusammen. Zwar versprach der neue Landesfürst, daß die Bewohner ihre Konfession behalten dürften. Doch schon 1604 war es damit vorbei. Im nächsten Jahr wurden Rat und Bürger der Stadt befragt, wie sie sich der Einführung des Katholizismus gegenüber verhalten wollten. Von den 261 erschienenen Familienhäuptern — 69 Familien waren wahrscheinlich schon ausgewandert — wollte die Hälfte evangelisch bleiben trotz der Drohung, daß sie dann auswandern müßten, die anderen schwankten noch. Doch verlangte der Erzbischof außergewöhnlich hohe Ablösungssummen, wenn jemand die Stadt verlassen wollte; so mußten dann doch fast alle bleiben und katholisch werden. Diese „Neugewonnenen“ erwiesen sich aber als sehr widersetzlich und mußten oft hart bestraft werden.

Erst die Not des Dreißigjährigen Krieges und das Heranwachsen neuer Generationen half der Bevölkerung, das Geschehene zu vergessen. Zwar wurden während der schwedischen Besetzung 1631—36 wieder evangelische Gottesdienste eingeführt und danach wieder aufgehoben. Doch hatten sich in den rauen Zeiten die Sitten so gelockert, daß

man den wiederholten Glaubenswechsel gleichmütig hinnahm. — Zwar war der Zuzug von evangelischen Bürgern im 18. Jahrhundert unter dem duldsamen Emmerich von Breidenbach gestattet; doch fehlte immer noch die rechtliche Verbürgung der Gleichstellung.

II.

Der Reichsdeputationshauptschluß (25. Februar 1803) brachte eine neue Lage. Das Königsteiner Gebiet kam jetzt unter die Herrschaft der evangelischen Fürsten von Nassau-Usingen. Jetzt entschied nicht mehr der Landesherr über die Konfession seiner Untertanen; so konnten Protestanten und Katholiken nebeneinander leben. In Oberursel begann in den dreißiger Jahren die Zuwanderung evangelischer Handwerker, die katholische Mädchen heirateten. Das Mischehenproblem wurde sehr akut, zumal die evangelischen Kinder dieser Ehen später meist katholisch wurden, weil sie sonst zum Religionsunterricht nach Kronberg hätten gehen müssen. Oberursels Protestanten erhoben jetzt die Forderung nach einer eigenen, nicht mehr zu Kronberg gehörenden Gemeinde und auf die Anstellung eines evangelischen Lehrers an der Volksschule. 1833 wurde ein solcher hier beschäftigt. Er hatte keine Schwierigkeiten mit der katholischen Bürgerschaft. Ueberhaupt gestaltete sich die Zusammenarbeit zwischen evangelischen und katholischen Bürgern sehr fruchtbar.

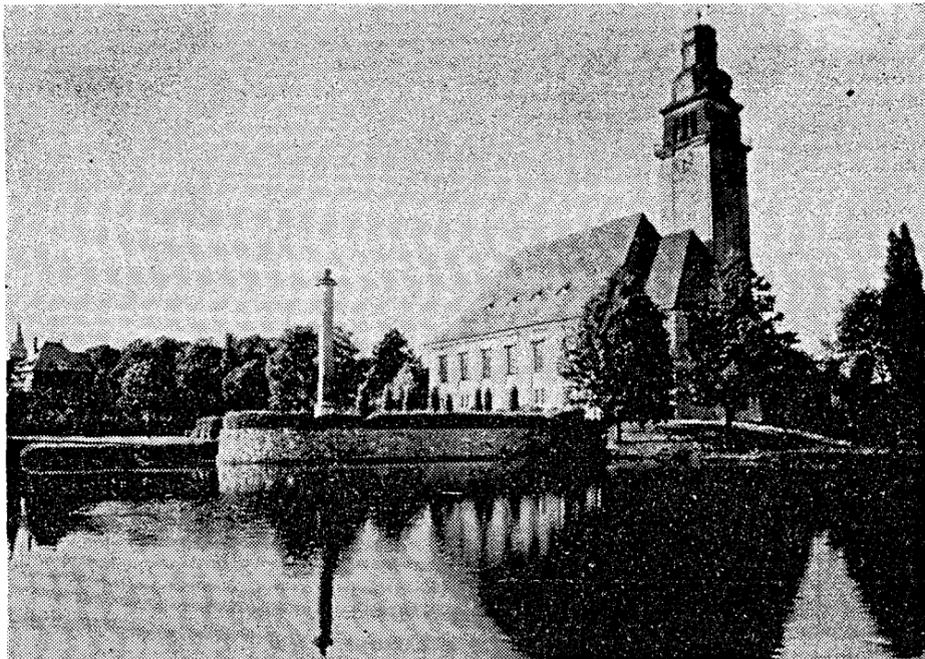
Gegen die Gründung der evangelischen Gemeinde wehrte sich die Landesregierung; sie befürchtete, daß die Gemeinde die entstehenden Kosten nicht tragen könne und daß dann der Landesvater finanziell belastet werde.

Als aber 1840 die Zahl der Evangelischen in Oberursel auf 115 angewachsen war, sah man in Wiesbaden die Gemeindebildung als notwendig an. Der Wunsch der Evangelischen, in der Hospitalkirche Gottesdienst abhalten zu dürfen, scheiterte am Einspruch des Pfarramtes, obwohl die meisten katholischen Bürger dafür waren, weil die Kirche seit langem unbenutzt war. — Auftrieb erhielt das evangelische Oberursel, als der Nassauische Zentralverein der Gustav-Adolf-Stiftung seine Arbeit aufnahm und die Protestanten in der

Pforte“ (neben der heutigen Volksschule Mitte). In dem neuen Gotteshaus sollten auch die evangelischen Christen von Bommersheim, Stierstadt und Weißkirchen Aufnahme finden. Die Baukosten wurden vom Gustav-Adolf-Verein und durch Spenden aufgebracht; die erste Spende von 100 Gulden kam von einer katholischen Witwe. Bei der Einweihung am 24. Oktober 1855 hatte Oberursel 200 evangelische Gemeindeglieder.

Eine Zeit ruhiger Fortentwicklung begann. Der Sturm des Jahres 1866 ging ohne schwerwiegende Änderungen vorbei; man hatte befürchtet, der neue Landesherr Wilhelm von Preußen könne die kirchlichen Verhältnisse nach dem Vorbild seines Staates ändern, was er aber nicht tat. Dagegen kam es 1867 im Nassauischen Gebiet zu einem Versuch, die Konfessionsschule einzuführen, da sich die katholischen Schüler „benachteiligt“ fühlen mußten, wenn Evangelische zusammen mit ihnen in einer Klasse seien. Damals wurde auch vom Taunus-Anzeiger auf die Haltlosigkeit derartiger Argumente hingewiesen und entgegengehalten, daß die Evangelischen noch mehr benachteiligt seien, wenn sie von katholischen Lehrkräften Unterricht erteilt bekämen. Hiermit stellte sich die Redaktion bewußt in Gegensatz zu dem amtierenden katholischen Geistlichen Pfarrer von der Linde. Während seiner Amtszeit erreichten die Spannungen zwischen beiden Pfarrämtern einen Höhepunkt.

1874 wurde die evangelische Kaplanei in eine Pfarrei umgewandelt. Im nächsten Jahr wurden in Oberursel 682 Evangelische gezählt. Es hatte sich Industrie hier angesiedelt (z. B. Textilindustrie auf der Hohemark). In der Hauptsache zogen Evangelische zu. Für kurze Zeit besserte sich auch das Verhältnis zum katholischen Pfarramt. Nach dem plötzlichen Tod von Pfarrer Dr. Schumacher wurde Pfarrer Alexander Hess mit der Leitung der Stelle betraut. Er hatte sie fast 40 Jahre lang inne und ist aus der Geschichte der Gemeinde und der Stadt nicht mehr wegzudenken. Er entfaltete gleich eine rege Aktivität, da ihm wie auch seinem Vorgänger das Glaubensleben der Oberurseler zu „indifferent“ er-



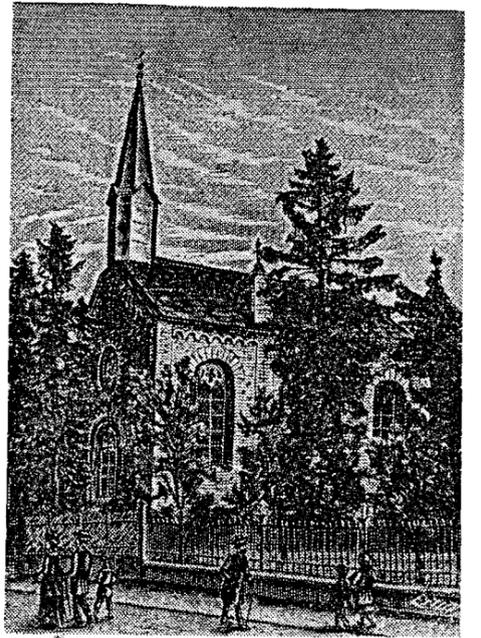
Die evangelische Kirche in der Oberhöchstatter Straße mit dem alten Eisweiher

Diaspora unterstützte. Ihm war es in erster Linie durch seine großzügigen Unterstützungen zu danken, daß die Stadt eine evangelische Gemeinde erhielt. Von einem evangelischen Bürger Johannes Raab mietete man in der Homburger Straße ein Haus zur Errichtung eines Betsaales und einer Pfarrerwohnung. Am 9. Mai hielt wieder ein Oberurseler Geistlicher, Kaplan Friedrich Herdt (später Konsistorialrat), seine erste Predigt hier. Dieser Gründungstag sollte alle Jahre von der evangelischen Gemeinde festlich begangen werden.

Da die Gemeinde stark anwuchs, wurde der Betsaal bald zu klein. Die Benutzung der Hospitalkirche wurde wieder abgelehnt. Deshalb überließ die Stadt der Gemeinde kostenlos das Grundstück an der „Königsteiner

schien. Nach dem Bau des ersten Pfarrhauses in der Füllerstraße suchte er mit für die damalige Zeit erstaunlich modernen Gedanken an seine Arbeit heranzugehen. Es wurde ein evangelischer Frauenverein gegründet, der sich der Unterstützung der Armen widmen sollte. 1897 bildete sich ein evangelischer Arbeiterverein, dringend notwendig geworden durch das starke Anwachsen der Industriebewölkerung hier. Der Verein machte sich die Bildung der Arbeiterschaft zur Aufgabe — in einer Zeit, als noch große Spannungen zwischen beiden Strömungen bestanden. 1899 entstand die Schwesternstation.

Zur Jahrhundertwende hatte die Stadt eine Bevölkerungszahl von 5450 erreicht; von diesen waren 1554 evangelisch. Hinzu kamen noch 283 Evangelische aus den Ortschaften



1855 wurde die erste evangelische Kirche in Oberursel eingeweiht. Sie wurde nach dem Bau der größeren Kirche an die Stadt verkauft und dient jetzt als „Jugendheim“

Bommersheim, Stierstadt, Weißkirchen. Der Platz in der Kirche war zu eng geworden. Man mußte dringend an einen Neubau denken. — Nach langwierigen Verhandlungen mit der Stadt konnte die Gemeinde vom Turnverein Baugelände an der Oberhöchstatter Straße erwerben. An der Grundsteinlegung nahmen viele namhafte Persönlichkeiten teil: als Vertreter der Kaiserin Kammerherr von Spitzenberg, Vertreter der Landesregierung, Bürgermeister Füller und der Magistrat, erstmals auch die Kirchenvorsteher der katholischen und altkatholischen Gemeinden. — Am 28. Juni 1914 wurde die Kirche festlich eingeweiht. Die bisherige Kirche wurde vorläufig der altkatholischen Gemeinde überlassen; sie hatte hier schon seit 1909 Gottesdienste gehalten. Zwischen ihr und der evangelischen Gemeinde bestand ein sehr gutes Verhältnis.

Am Tage der Einweihung war das Attentat von Serajewo. Eine Epoche ging zu Ende.

„Es war ein Glück für uns, daß durch die günstige Witterung sowie die treffliche Bauleitung der Bau vor dem ursprünglich in Aussicht genommenen Termin fertig gestellt werden konnte. Denn wenige Wochen nach der Einweihung brach das Kriegsgewitter über unser Volk herein, dessen erstes fernes Grollen wir bereits am Einweihungstag vernommen hatten.“ So schrieb Pfarrer Hess 1914 in die Chronik der Gemeinde. Das Kriegsgeschehen und die Nachkriegszeit brachte den Oberurselern Beschwerden und Leiden, die sie sich in ihrer Begeisterung beim Ausbruch nicht vorgestellt hatten. Immer wieder erkennen wir die Betroffenheit dieser Menschen, einem Geschehen ausgeliefert zu sein, das über sie hereingebrochen war und gegen das sie sich nicht wehren konnten.

Ungewohnt war die Trennung von Kirche und Staat nach der Revolution 1918. Der nach dem Krieg ausbrechende Vergnügungstaukel mußte den Menschen wie ein Tanz auf dem Vulkan erscheinen. Die „Teuerung“ — die Inflation — nahm ungeahnte Ausmaße an und ließ auch die Kirchengemeinde völlig verarmen. Hinzu kam die französische Besetzung des Frankfurter Raumes; auch Oberursel war zeitweise einbezogen. Die Gemeindeglieder im Besatzungsgebiet (Stierstadt und Weißkirchen) konnten nur mit einem Paß zum Gottesdienst kommen. Besonders beeinträchtigt wurde dadurch der Konfirmandenunterricht. Daß in dieser Zeit der Kirchenbesuch sehr stark zurückging, ist bekannt. Pfarrer Hess führte das auf radikale Strömungen zurück, die zum Kirchenaustritt aufriefen, und auf die Tätigkeit der Sekten, die in der alten Kirche, die man an die Stadt verkauft hatte, ihre Versammlungen abhielten.

Die Gemeinde suchte dieser Entwicklung zu begegnen, indem man aufklärende Versammlungen abhielt, neue Gemeinschaften bildete und die bestehenden weiterpflanzte. Noch während des Krieges wurde ein Jugendverein geschaffen. 1929 wurde der Kindergarten eröffnet in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberursel unter der Auflage, daß er nicht konfessionell ausgerichtet werde; die Stadt wollte

Ihr Fachgeschäft für Textilien

Webwaren-Rudolf

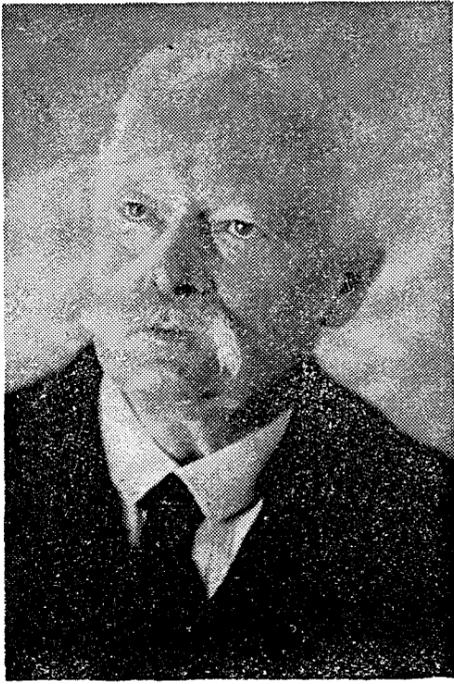
Marktplatz 6

Telefon 3601

bekannt durch gute Qualitäten zu erstaunlich niedrigen Preisen

Eine Fundgrube

für jeden Haushalt ist das beliebte Reste-Stübchen



Pfarrer Alexander Hess war fast 40 Jahre im Dienst der Oberurseler Evangelischen Kirchengemeinde (1894-1933). Auf seine Initiative gehen wichtige Einrichtungen zurück

die Hälfte der Kosten tragen. Erst nach langwierigen Verhandlungen stimmte die Kirchenleitung zu.

Auch die Arbeitslosigkeit der Wirtschaftskrise war sehr stark zu spüren. Sie führte zur Radikalisierung der Massen und ist letztlich die Ursache für die Machtübernahme der Nationalsozialisten. Bei der Machtergreifung Hitlers war Pfarrer Hess noch im Amt. Am Ende des Jahres 1933 ging er in Pension; Pfarrer Gail trat an seine Stelle.

Die Auseinandersetzung der Kirche mit dem Nationalsozialismus begann bald. Während der „Kampfzeit“ hatten sich die Nationalsozialisten kirchenfreundlich gegeben. Für die Parteimitglieder war der Kirchenbesuch obligatorisch, und bei allen Parteiversammlungen hatten die Geistlichen bevorzugte Plätze. Aber schon im Jahr 1933 gab es in Hessen eine bedeutende Neuerung auf kirchlichem Gebiet. Auf Veranlassung des stellvertretenden Gauleiters Jäger wurden die Landeskirchen von Nassau, Darmstadt und Frankfurt zusammengeschlossen, die neue Kirche erhielt eine diktatorische Verfassung, bei der Wahlen ausgeschlossen waren.

Sehr bald merkten die Gemeinden, welche neuen Verhältnisse hier eintreten mußten. Auf allen Gebieten suchte die Partei Einfluß auf das kirchliche Geschehen zu nehmen. Das zeigte sich bald an der Schwesternstation. Sie war dem Paulinenstift in Wiesbaden angeschlossen, dessen Leitung mit den neuen Herren sympathisierte. Die Schwestern mußten Weisungen des Mutterhauses befolgen, die sie von der Gemeinde entfremdeten; das ging so weit, daß der Vertrag mit dem Pau-

linenstift gelöst werden mußte. Das neue Übereinkommen mit dem Mutterhaus Bad Ems besteht heute noch.

Die HJ schränkte auch in Oberursel die kirchliche Jugendarbeit ein, bis sie zum Erliegen kam. Allerdings wurde der Konfirmandenunterricht nicht beeinträchtigt. Während des Krieges ging der Gemeinde der Kindergarten verloren, er wurde ohne Entschädigung der NSV überantwortet, weil die Partei die christliche Erziehung der Kinder nicht guthieß. Manche Gemeindeglieder traten aus der Kirche aus, auch Kirchengemeindevorstandsmitglieder. Es gab aber auch mutige Männer, denen von ihrer Dienststelle der Kirchenaustritt nahegelegt wurde und die sich nicht dazu bereitfanden. Der Versuch, den man nach 1945 unternahm, durch Spruchkammerverfahren diese Vorfälle zu bereinigen, mußte an der Unzulänglichkeit der Mittel scheitern.

IV

Nach dem Krieg wuchs Oberursel wieder sehr stark an, bedingt durch die Flüchtlinge aus den Ostgebieten, später durch Zuzug der Arbeitskräfte im Industrieraum Rhein-Main. Es war gleich nach dem Krieg notwendig geworden, dem Pfarrer einen Vikar zur Seite

zu stellen. Leider kam es damals in der Gemeinde zu Gegensätzen, die eine vertrauensvolle Zusammenarbeit unmöglich zu machen schienen. Auch die Kirchenleitung machte hier Fehler, bis sie sich entschloß, Karl Zöllner hierher zu berufen und später mit ihm die zweite Pfarrstelle zu besetzen. Jetzt beruhigten sich allmählich die aufgeregten Gemeindeglieder.

Sofort wurde mit dem Bau der Gemeinde neu begonnen, wobei sich Pfarrer Zöllner (jetzt Dekan in Nassau) große Verdienste erwarb. Ihm und seiner Frau ist die Wiederaufnahme der Jugendarbeit zu danken. Er suchte nach neuen Wegen, die Gemeinde zu sammeln. Hier sei etwa an die Gemeindefeste erinnert. Vor allem lagen ihm die sozialen Notstände der Gemeinde am Herzen. Um der Wohnungsnot etwas abzuwehren, wurde die Evangelische Baugemeinde gegründet, die in der Bommersheimer Straße und Im Köbener Wohnhäuser baute. Sein wichtigstes Werk war aber wohl die Errichtung des Evangelischen Altersheimes Haus Emmaus, das am 15. August 1958 seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Hier war vorher schon ein neues Gemeindezentrum geschaffen worden, das Evangelische

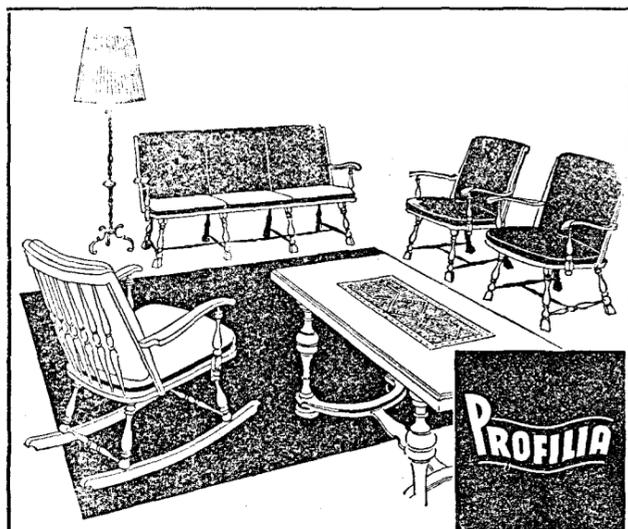
Jugendheim. Die Ausdehnung der Gemeinde machte den Bau einer neuen Gottesdienststätte notwendig. Sie erhielt auch Räume für die sehr intensive Jugendarbeit der evangelischen Gemeinde. Für dieses Vorhaben setzte sich besonders Pfarrer Kluska, der an die Stelle des pensionierten Pfarrers Gail getreten war, und der verstorbene Otto Hinderer ein. Gleich neben diesen beiden Gebäuden wurde 1962 der Kindergarten Nord errichtet. — Besonders muß hier hervorgehoben werden, daß an allen Einweihungsfeiern Pfarrer Hartmann für die katholische Gemeinde teilnahm; das hatte es früher in Oberursel nicht gegeben!

Wenn auch die Evangelischen aus Stierstadt und Weißkirchen der Gemeinde Steinbach zugewiesen wurden, so verlangte die Bevölkerungszunahme die Errichtung eines dritten Pfarramtes, das seit 1961 besteht. Hier im Süden muß ein neues Gemeindezentrum mit Kirche, Jugendräumen, Kindergarten und Pfarrhaus gebaut werden. Weiter ist ein viertes Gemeindezentrum in der Nähe der Werner-Hilpert-Siedlung notwendig geworden, denn die Gemeinde hat jetzt eine Stärke von 12 000 erreicht.

Gräf



Malerisch liegt die Stadt vor den Höhenzügen des Taunusgebirges



Mit persönlicher Note

das Heim in gepflegter Behaglichkeit zu erschwinglichen Preisen zu gestalten, ist eine von uns immer wieder zur Zufriedenheit anspruchsvoller Möbelkäufer gelöste Aufgabe.

Profilia-Polstermöbel

in Stil und modern

RICHARD BOEGNER

Möbel- und Einrichtungshaus

Untere Hainstraße 22 — Telefon 37 82

Für IHR EIGENES HEIM benötigen Sie ein Kapital von

DM 15 000,—

Wir bauen in Bad Nauheim-Nord und in der Nähe von Bad Homburg mehrere EINFAMILIENHÄUSER in Dreierblocks.

Alle steuerlichen Vorteile.

Bitte überzeugen Sie sich durch einen Besuch in unserem Büro.

Wir beraten Sie unverbindlich und kostenlos

MANFRED UHL, IMMOBILIEN

Frankfurt am Main, Liebfrauenberg 39, Telefon 29 17 26

Bad Nauheim, Kurstraße 33, Telefon 52 14, 48 32



In Ihrem Stammlokal

Wenn Sie jemand eine Freude machen möchten
wenn Sie ein Geschenk suchen
wenn Sie Ihre Trinkgläser und Vasen ergänzen müssen
wenn Sie echte Handdruck-Stoffe oder -Kleider suchen ...
wenn Sie Ihr Heim geschmackvoll gestalten wollen
kurz — wenn Sie etwas BESONDERES haben möchten —
kommen Sie zu uns!

KURT WINTER

Handwerkskunst
Oberursel (Taunus)
Oberhöchstadter Straße 10
Telefon. 24 75

Neue Heimat am Taunus

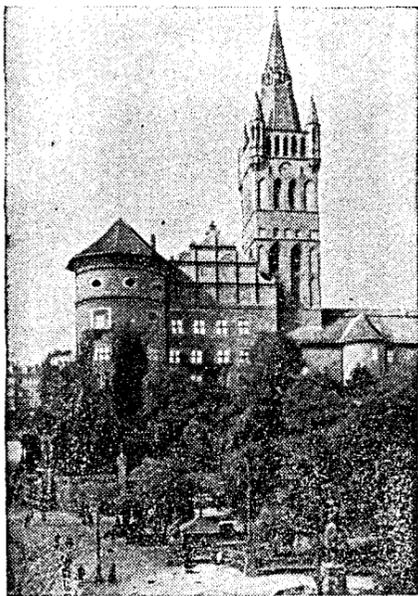
Die Eingliederung der Flüchtlinge – In Oberursel leben über 4000 Heimatvertriebene

Bei einer Beschäftigung mit den bevölkerungspolitischen und strukturellen Problemen einer Stadt erhält die Flüchtlingsbewegung, die sich nach dem zweiten Weltkrieg ergab, ein besonderes Gewicht. Auch in Oberursel ist es ein beachtlicher Prozentsatz an Menschen, die in den Nachkriegsjahren hier eine Aufnahme gefunden haben. Diese Flüchtlinge kamen aus den ehemals deutschen Ostprovinzen, den Gebieten jenseits von Oder und Neiße, aus dem Sudetenland, aus Jugoslawien, Rumänien, den baltischen Staaten und schließlich aus der sowjetischen Besatzungszone in Mitteldeutschland.

In Oberursel verteilt sich dieser Personenkreis auf 1913 Heimatvertriebene aus den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern und Schlesien. Aus dem Sudetenland (heute Staatsgebiet der Tschechoslowakei) kamen 1293 Heimatvertriebene in unsere Stadt. 205 Personen kamen aus dem sonstigen Ausland wie Jugoslawien, Rumänien



Gablonz im Sudetenland ist die alte Heimat der Glasindustrie, die nach dem zweiten Weltkrieg in Oberursel und Umgebung heimisch wurde.



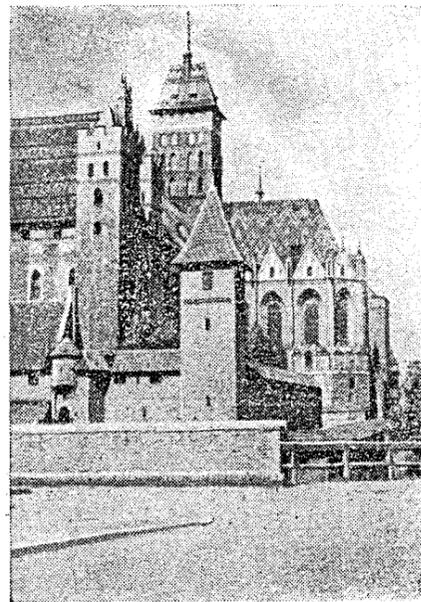
*Unvergessene Heimat im Osten
Daß Schloß von Königsberg in Ostpreußen, vom Deutschen Ritterorden erbaut, blieb bis zu seiner Zerstörung das Herzstück der 1255 gegründeten Hauptstadt Ostpreußens. Das Königsberger Schloß sah glanzvolle Tage als Residenz der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, und als herzogliche Residenz. Am 18. Januar 1701 setzte sich in der Schloßkirche Friedrich I die preußische Krone auf. In den letzten Jahrzehnten vor dem zweiten Weltkrieg beherbergten die Räume des Schlosses Behörden und Kunstsammlungen, unter anderem zahlreiche Werke von Louis Corinth. In einem Kellerteil befand sich das „Blutgericht“ eine weltberühmte Gaststätte*

nien und verschiedenen baltischen Staaten. Bei diesen Vertriebenen handelt es sich um sogenannte Auslandsdeutsche. Aus Mitteldeutschland kamen im gleichen Zeitraum 673 Sowjetzonenflüchtlinge in die Taunusstadt. Das sind zusammen 4048 Personen.

Für diese Menschen galt es, in Westdeutschland eine neue Heimat zu schaffen, in der sie eine Wohnung und einen Arbeitsplatz bekommen mußten. Aber nicht nur diese materiellen Lebensgrundlagen galt es für diesen Personenkreis sicherzustellen. Es mußten auch alle menschlich möglichen Anstrengungen unternommen werden, um ihnen den Verlust ihrer Heimat zu erleichtern und ihnen in ihrer neuen Heimat auch ein geistiges und kulturelles Zuhause zu geben. Auf einen kurzen Nenner gebracht: Sie mußten sich allmählich bei uns zu Hause fühlen.

Ohne Zweifel kann auch die Stadt Oberursel stolz auf die Leistungen auf diesem Gebiet sein, die sich im Zusammenwirken mit dem Kreis, dem Land Hessen und dem Bund vollbracht hat. Nach anfänglichen Schwierigkeiten bei Erfüllung der Aufnahmekapazität, ging es dann mit dem wirtschaftlichen Aufschwung in der Bundesrepublik sehr zügig voran. Eine Hauptschwierigkeit blieb allerdings das Wohnungsproblem, dessen endgültige Lösung noch nicht ganz erreicht werden konnte.

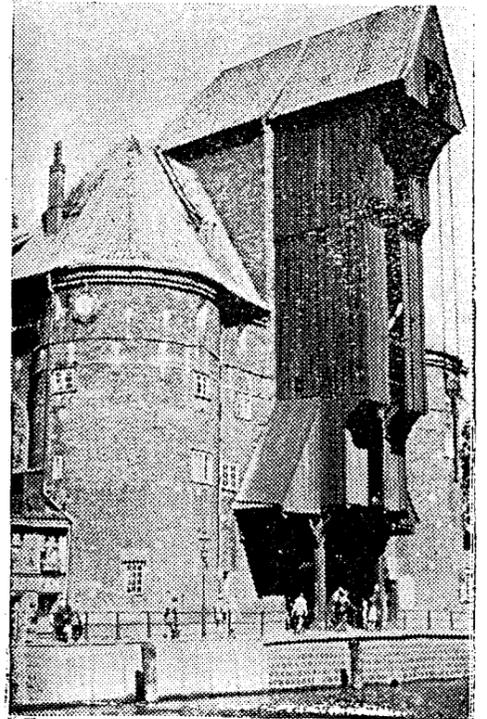
Für den größten Personenkreis konnten dagegen rasch Arbeitsplätze vermittelt wer-



*Unvergessene Heimat im Osten
Dort, wo das „Land der dunklen Wälder“ beginnt, an der Nogat, steht eines der stolzesten Kulturdenkmäler des deutschen Osten. Die Marienburg*

den, bei denen infolge der günstigen Konjunktur ein Ueberangebot vorhanden war. Nur in einigen Berufszweigen war es schwierig, geeignete Arbeitsplätze zu schaffen. Ganz besonders negativ mußte sich zwangsläufig der Eingliederungsprozeß bei den vertriebenen Landwirten gestalten, da für sie nur ganz spärlich Land zur Verfügung gestellt werden konnte.

Eine besondere Stellung bei der Eingliederung der Vertriebenen in Oberursel nimmt die Glasindustrie ein, die sich in Oberursel und in der Umgebung niederließ. Sie stammt aus dem Gablonzer Bezirk im Sudetenland. Die in den Jahren 1945 und 1946 ausgesie-



*Unvergessene Heimat im Osten
Das Krantor in Danzig*

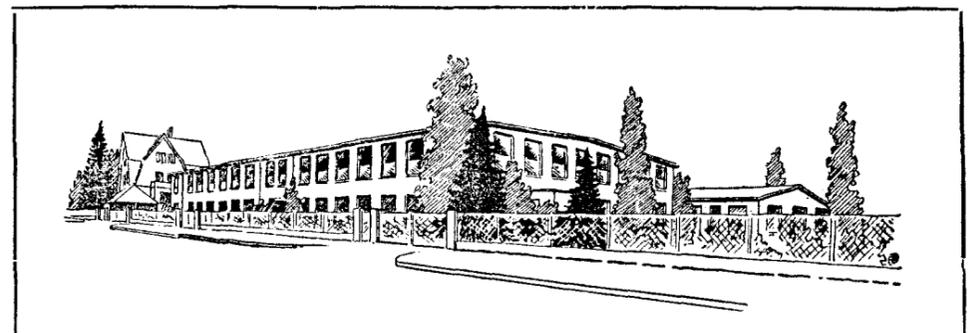
delten Heimatvertriebenen der Gablonzer Glasindustrie sammelten sich zum größten Teil im Allgäu und schufen ein Hauptzentrum in Kaufbeuren. Kleinere Gruppen siedelten sich in Schwäb.-Gmünd und Warmenstein an und wieder ein anderer Teil kam in den Obertaunuskreis, wo im April 1947 die Hessen-Glaswerke G.m.b.H. in Stierstadt gegründet wurden und zahlreiche andere glasverarbeitende Betriebe wieder neu ins Leben gerufen wurden. Eine ganz neue Industrie wurde damit am vorderen Taunus sesshaft und lebte sich erfolgreich in der neuen Heimat ein.

Wenn wir heute auf diese Eingliederung zurückblicken, können wir sagen, daß wir mit einem Großteil der mannigfachen Probleme dieser Umsiedlung fertig geworden sind. Der millionenstarke Menschenstrom, der sich nach 1945 von Ostdeutschland nach Westen bewegte, war der größte Flüchtlingsstrom in der Geschichte. Er hat die deutschen Volksstämme bunt durcheinandergewürfelt.

Auch in der kommenden Herbst/Winter Saison
bieten wir stets in reicher Auswahl
Damen-, Herren-, Kinder-Wäsche
und Wollsachen
sowie
Damen und Kinderbekleidung

Nikolaus Krämer
Oberursel TEXTILHAUS Vorstadt 5

PARFÜMERIE Simon
Pächter: G. Leister
Kosmetik-Dep: Elisabeth Bock, Dorothy Gray, Lancaster, Inka etc.
Bürstenwaren seit 1856
Vorstadt 38 Telefon 4463



REINHOLD ADAM
Fabrik für technische Lederwaren und verwandte Artikel
bietet jungen Nachwuchskräften
gute Ausbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten

Heinrich Gerecht
Baustoff-Großhandel
Kohlen - Oel - Düngemittel
Oberursel/Ts., Frankfurter Landstraße 2a, Alter Güterbahnhof, Tel. 2274

Wallfahrt nach Heiligelinde im Ermland

Was Sage und Legende wissen — Deutschlands östlichste Barockkirche

Unter allen Wallfahrtsorten im Preußenland hatte seit eh und je die Wallfahrtskirche Heiligelinde bei Rastenburg, dicht an der Grenze des Ermlandes an bewaldetem Höhenrand und glitzerndem See gelegen, den größten Ruf. Folgt man der Sage, so genoß an dieser Stelle zwischen zwei Seen schon zu Zeiten der heidnischen Prussen eine uralte, riesenhafte Linde Verehrung, da unter ihrem Dom die Prussengötter sich einfanden. Der Volkssage gehört wohl auch jene Schilderung an, daß auf der Seenenge eine Ordensstreitmacht das Heer eines Litauerfürsten geschlagen habe, woraufhin der Ordensmarschall Heinrich von Plotzk (um 1300) an einer großen Linde ein Bild der Gottesmutter habe anbringen lassen, um die später eine Kapelle erbaut wurde. Bis in unsere Zeit aber ging unter den Wallfahrern die Legende von Mund zu Mund von dem wundertätigen Marien-

bild. Einem Blinden soll plötzlich vom Marienbild ein heller Schein entgegengestrahlt sein, und er soll das Augenlicht wiedergeschenkt erhalten haben, als er das Bild mit den Händen berührte. Als die Rastenburger von diesem Wunder hörten, sollen sie in feierlicher Prozession das wundertätige Bild in die Stadt geholt haben, doch sei es am nächsten Tage wieder auf seinen Platz in der Linde zurückgekehrt. Auch nach einer zweiten Überführung in die Rastenburger Stadtkirche sei es zurückgekehrt.

Historisch steht fest, daß der Ort mit seiner „capella in linda“ 1482 seine erste Erwähnung findet. Diese Kapelle ist 1524 zerstört worden, und erst nach fast einem vollen Jahrhundert wurde 1617 ein einfacher, rechteckiger Betsaal an der gleichen Stelle erbaut.

Der Grundstein zu der heutigen Wallfahrtskirche war allerdings schon 1687 gelegt und 1693 die Zwischenweibe des unvollendeten Baues vorgenommen worden. Als um 1730 der Gesamtbau in seinen wesentlichen Teilen vollendet war, setzte ein so gewaltiger Pilgerstrom ein, daß er die früheren Wallfahrten zur „Lindenkapelle“ bei weitem übertraf.

Der Schöpfer dieses in der ostpreussischen Landschaft so eindrucksvollen und ein wenig fremdartigen Bauwerkes war Meister Georg Ertly, ein Schwabe. Sein Bauplan zeichnet sich durch Ruhe und Klarheit aus. Mächtige Pfeiler und Pilaster tragen das 19,05 Meter hohe Tonnengewölbe, das den Blick hinaufleitet zu dem farbenprächtigen Deckengemälde der himmlischen Krönung Marias.

Zwischen zwei Fenstern hat die Nachbildung der heiligen Linde mit dem Muttergottesbild, aus Silber und Gold getrieben, ihren Platz gefunden. Sie schuf der Königsberger Bildhauer Matthias Poertzel, während die wertvollen Außenbemalungen der Kirche der aus Tirol nach Tolke mit zugewanderte Christoph Perwanger ausführte. Die reiche, wertvolle Innenausstattung der Wallfahrtskirche ist durch die Jahrhunderte unverändert erhalten geblieben.

Es ist ein einzigartiges und stark beeindruckendes Bild, den der vom Hallenkreuz umgebene, farbig aufgliederte Kirchenbau bietet. Die Pracht der Hauptfassade wird durch die Front der Kolonnaden und das monumentale, schmiedeiserne Tor, das Johann und Christoph Schwarz aus Rössel

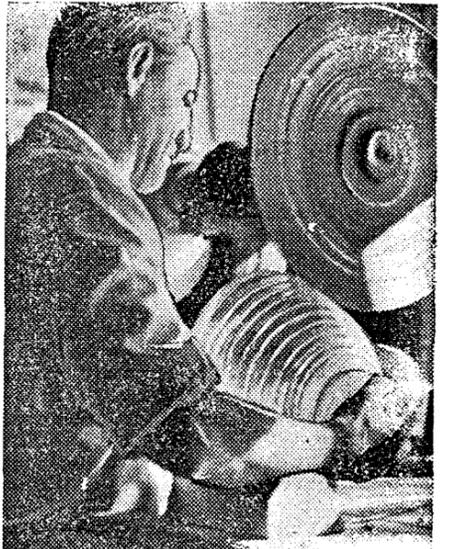
schufen, großartig ergänzt. Durch dieses herrliche „Grüne Tor“ zogen in den Sommermonaten drei Jahrhunderte lang die Wallfahrer dieser östlichsten deutschen Barockkirche, deren Wirkung die Kunsthistoriker darauf zurückführen, daß bei ihrem Bau das Gesetz vom Goldenen Schnitt vollendet angewandt worden ist.

Unvergeßlich ist allen Ermländern und den vielen Wallfahrern, die nach Heiligelinde pilgerten, der reichgegliederte im Sonnenlicht farbenbunt strahlende, lichte Bau der Wallfahrtskirche. Der Romantiker E. T. A. Hoffmann (1776—1822) gibt solcher Erinnerung dichterischen Ausdruck:

„Mich umrauscht noch der dunkle Wald, mich umduften noch die bunten Blumen; nicht das Summen einer Fliege, nicht das Zirpen des Heimchens unterbricht die heilige Stille, in der nur die frommen Gesänge der Priester erschallen, die mit den Pilgern in langen Zügen dahinziehen. Noch sehe ich mitten in der Kirche den mit Silber überzogenen Stamm der Linde, auf welche die Engel das wundertätige Bild der heiligen Jungfrau niedersetzten. Noch lächeln mich die bunten Gestalten der Engel und Heiligen von den Wänden und von der Decke an.“



Wallfahrtskirche und Kloster Heiligelinde. Unser Foto stammt aus dem Jahre 1958. Am Klosterbau wurden damals Restaurationsarbeiten durchgeführt. Foto: A. B. H. v. H.



Gablonzer Glasschleifer beim Schleifen großer Vasen. Jeder einzelne Arbeitstag setzt hohes Können und viel Fingerspitzengefühl voraus. Den Gablonzern fehlt es weder an dem einen noch am anderen. Foto: Löhrich

„Stadt der Brillanten und Perlen“

Erinnerung an Gablonz, die blühende Stadt an der Lausitzer Neiße

Im Sudetenraum zählte Gablonz an der Neiße zu den reichsten Städten des Landes: die dort beheimatete Bijouterie-Industrie, in ihrer Kapazität derjenigen Pforzheims, Idar-Obersteins und Hanau überlegen, hat den Namen „Gablonz“ zu einem weltweiten Begriff gemacht und der Bevölkerung dieses in einem der schönsten Gebiete des Sudetenlandes gelegenen Ortes viele, viele Jahrzehnte hindurch einen beachtlichen Wohlstand gebracht. Nach der Vertreibung der bodenständigen Gablonzener im Jahre 1945 ist die von ihnen begründete Schmuckwarenindustrie im jetzigen tschechischen Raum in fremde Hände übergegangen.

In vielen Windungen kletterte von der Bahnstation Reichenau der Trambahnwagen bewaldete Anhöhen hinauf, bevor sich dem Blick vom höchsten Punkt aus das Bild des weiten Talkessels erschloß, der von dem hellen Häusergewirr der Stadt Gablonz ausgefüllt wird, jener von unternehmungsfreudigen Menschen geschaffenen Siedlung, deren Fleiß dieser Stadt in der Welt Namen und Klang erobert hat. Denn „Gablonz“ — das Wort bedeutet seit jeher mehr als die Bezeichnung eines Ortes. Man sagt: „Gablonz“ und sieht einen bunten Markt mit glitzernden Glassteinen vor sich, einen Markt, der über den ganzen Erdteil reicht, man weiß, daß der einst in dieser deutschböhmisches Isergebirgsstadt erzeugte Schmuck den Hals der Spanierin ebenso zierte wie den der Afrikanerin, des Persers und des Inders, das Armgelenk der Südseeinsulanerin wie das der deutschen Frau, der Russin, der Französin, der Engländerin und Amerikanerin.

Es gab Zeiten, zu denen die Hersteller des glitzernden Gablonzer Schmucks nicht reich genug den Warenhunger der Welt zu stillen vermochten, und es kamen wiederum Epochen in der Geschichte dieser Industrie, in denen Not und Verzweiflung in den über das Bergland dieses Gebietes verstreuten Hütten der Heimarbeit Einkehr gehalten hat. So wird im Stadtarchiv zu Gablonz eine Schilderung aufbewahrt, aus der hervorgeht, daß zu dieser Zeit die „Klasse der erwerbssuchenden Personen sich ständig vermehrt“ und der Mangel jener Artikel, die, wie es in dem Dokument heißt, „durch die hierortigen Kommerzialgewerbsleute als Tuchmacher, Glasschleifer, Baumwoll- und Schafwollspinner, dann Gürtler erzeugt werden“, zur Entlassung zahl-

reicher Arbeitskräfte geführt habe. Häufig ausbrechende „Fallimente“ hätten jeden Kredit zugeschnitten und jedes Vertrauen erschüttert, so daß der Geschäftsmann von banger Besorgnis für die Zukunft erfüllt worden sei.

Über 90 v. H. der Gablonzer Gesamterzeugung ging ins Ausland. Mit jedem neuen Jahrzehnt hatten sich der Wohlstand der Gablonzer gehoben, die „Gablonzer Brillanten“ immer neue Märkte erobert, die deutschböhmisches Bijouteriewarenproduktion einen so großen Aufschwung genommen, daß die Weltwirtschaftskrise auch dieser in fast amerikanischen Tempo vor sich gegangenen Entwicklung ein Ende bereitete. Deutschland, das bis dahin seit vielen Jahren ein hervorragendes Absatzgebiet für Gablonzer Waren gewesen war, büßte — nicht zuletzt infolge des Ausbaues der Pforzheimer Schmuckwarenindustrie — seine Bedeutung für das „tschechoslowakische“ Gablonz ein, Rußland verschloß sich ebenso wie die Türkei gegen die Einfuhr von Luxuswaren, andere Staaten, die eine nicht unwichtige Rolle für den Gablonzer Export gespielt hatten — Griechenland, Rumänien usw. — ließen hinsichtlich der Zahlungsfähigkeit zu wünschen übrig.

Nach bitteren und notvollen Jahren mußten die Gablonzener wie alle anderen Sudeten-Deutschen ihre Heimat verlassen, die Stätte ihrer Wirksamkeit, ihres Fleißes, ihrer Erfolge — und versuchen, im kleiner gewordenen Nachkriegs-Deutschland eine Bleibe zu finden und an den Wiederaufbau ihrer vernichteten Existenz zu gehen.

Die meisten Gablonzener haben sich im Allgäu wieder zusammengefunden — im Raum bei Kaufbeuren, in dem es als ungeliebte Erbe des Krieges nur Wald und viel Trümmer gab. Hier haben die „Gürtler“ aus dem deutschböhmisches Isergebirge die Hemdärmler aufgeklopft und mit verbissener Entschlossenheit Stein auf Stein gesetzt, um eine Wüstenei in eine saubere und rasch aufblühende Siedlung zu verwandeln. Der Erfolg ist ihnen nicht versagt geblieben. Aus verwahrlostem Waldgelände und einem Berg von Trümmern hat sich ein schmuckes Städtchen entwickelt, in dem die heimatvertriebenen Gablonzener in Hunderten von Glasbläsereien und Glashütten ihre berühmten „böhmischen“ Brillanten und Perlen herstellen.

Wie kannst du zagen“ sagte der Kutteneinmann zu dem Gesellen, „da du doch gesund und kräftig bist! Bleib nur weiter ein ehrlich Mensch!“

Beim Abschied am Kreuzweg hob der Mönch einen Stein auf und bat den Jungen um die Gefälligkeit, den Stein im Vorbeigehen in den kleinen Teich zu werfen. Es handle sich um ein Gelübde, und wenn die Nichterfüllung dem Gesellen auch nicht schade, so mache sie doch den Mönch recht traurig, ja unglücklich.

Den Stein in der Hand, wanderte der Handwerker zum Gewässer. Er wunderte sich, wie schwer der Stein wog — aber das war kein Wunder denn es war ein Klumpen reinsten Goldes!

Der Jüngling spürte Freude und Schreck in einem. Was sollte er nun tun? Wollte ihm der freundliche Mönch mit diesem Golde nicht helfen?

Aber die ausdrückliche Bitte des Einsiedlers, den Stein in den kleinen Teich zu werfen und damit ein Gelübde zu erfüllen?

Dem Burschen wurde abwechselnd heiß und kalt. Wer wirft denn gar einen Goldklumpen ins Wasser wenn er ein armseliger Schlucker ist?

Da erinnerte er sich der letzten Worte des vertrauensvollen Mönchs.

Nein, er sollte nicht enttäuscht werden und traurig sein! Nimmermehr. Und kurz entschlossen schleuderte der Gesell das Gold ins Wasser.

Nichts geschah weiter, und in wehmütigen Gedanken zog der arme Wanderer übers Gebirge heim zur Schindelhütte seiner betagten Eltern.

Wie aber erstaunte er, als die gute Mutter aus seinem Ränzel lauter feine Kleider aus Samt und Seide herauszog und dazu einen Beutel voll klingender Dukaten, die ihn reich machten für sein Leben lang!

Ungezählt sind die Geschichten vom Rubezahl, und aus den schönsten schimmert sein gutes, schlesisches Herz.

Die Kirche von Hoff versank im Meer

Die Kirchenruine auf dem Steilufer von Hoff im Kreise Greifenberg war wohl das eigenartigste Zeugnis aus der Kirchengeschichte Pommerns. Der Sage nach soll hier bald nach den Missionsreisen Ottos von Bamberg als dritte christliche Kirche in Pommern im 13. Jahrhundert dieses einsame Gotteshaus erbaut worden sein. Über eine Viertelmeile, also etwa 2000 Meter, soll die Kirche damals vom Strande entfernt gewesen sein. Sie war damals Mittelpunkt einer großen Siedlung. Der aus dem 15. Jahrhundert stammende Steinbau, der das ursprüngliche Gotteshaus aus Feldsteinen ersetzt hatte, trug gotische Wölbungen. Dieses Gewölbe stürzte 1658 ein. In der Kirchenchronik hieß es darüber: „Sieben Span von der Kanzel bis an die Hoffschen Frauenbänke, so daß der Teil nach dem Altar stehen blieb; es ward aber Kanzel und Altar herausgenommen und das ganze schadhafte Dach abgebrochen.“ Zu Beginn des 19. Jahrhunderts schlug zweimal der Blitz in den Turm, den man sodann abtrug.

Wie damals üblich, umgab der Friedhof das Gotteshaus. Nach der Steilküste zu lagen im Mittelalter ein Bauerngehöft und eine große Wiese. Das steile, lehmnige Ufer war durch Jahrhunderte der unablässigen Wühlarbeit der Ostseewellen ausgesetzt. Trugen diese immer wieder einige Meter des hohen Lehmufer ab,

so nagte bei Regen und Sturm im Winter der Frost nicht minder an der Steilwand. Schon waren die Wiese und das Gehöft verschwunden, und zum ersten Mal wurde 1771 in der Kirchenchronik die Gefahr vermerkt, daß das unersättliche Meer selbst den Toten im Grabe nicht mehr die Ruhe ließe. Das Domkapitel ordnete an, die Kirche zu verlegen, und Friedrich der Große, an den Pastor Bahnenmann eine Eingabe machte, empfahl, sie abzubrechen und an sicherer Stelle wieder aufzubauen. Unablässig fraß sich die See näher an die bedrohte Kirche heran. Im Mai 1835 waren es nur noch 37 Fuß bis zum Abhang, 1855 knapp 17 Fuß, 1864 nur noch sieben Fuß, und jetzt ordnete die Regierung die Schließung der Kirche an. Am 2. August 1874 wurde der letzte Gottesdienst von Pastor Mielke gehalten. Die altertümliche Ausstattung der Kirche wurde Museen überwiesen, der Dachstuhl abgetragen. Jetzt stand das alte Gemäuer unmittelbar auf dem Uferstrand pommerschen Steilküste. Aber erst am Gründonnerstag des Jahres 1900, 25 Jahre nach der Kirchenschließung, erfolgte der erste Absturz der Nordmauer, dem in den folgenden Jahren weitere folgten. Nur noch die Südwand stand zu unserer Zeit als mahnende Ruine einer fast 700jährigen Kirche an der Küste von Hoff.

RÜBEZahl - der Herr der Berge

Ein bunter Sagenkranz um den schlesischen Berggeist

Wer kennt nicht Rubezahl, den Berggeist und Schutzherrn des Riesengebirges?

Er hatte ein Edelfräulein in seine Macht gebracht und wollte es heiraten. Da hieß ihn die Schlaue die Rüben auf dem Felde zu zählen, aus denen er ihre Gespielinnen zauberte. Zählen aber konnte der verliebte Geist nicht. So fing er immer wieder von vorne an, und diese Zeit nutzte das Fräulein, über die Grenze des Gebirges zu fliehen, wo ihr Bräutigam, der Prinz von Ratibor, schon auf sie wartete.

„Rubezahl Rubezahl!“ war darum ein Spottname und Hohnruf, und der Berggeist soll darüber zum Menschenfeind geworden sein, der Leuten, die er nicht leiden mochte, manchen Posen und üblen Streich gespielt hat. Aber Armen und Bedürftigen hat er stets gern geholfen.

Einmal verwandelte sich Rubezahl sogar in einen Esel. Übermütig hatte er als Sturmwind, in dem er gern einherbraute, einem Glashändler das Geschirr zerschlagen, der jetzt nicht wußte, wie er seine zahlreiche Familie daheim ernähren sollte und jämmerlich barmte.

Rubezahl tröstete ihn, und da er einem geizigen Müller im Krummhübler Tal ohnehin eine heilsame Lehre geben wollte, schlug er dem Händler vor, ihn als Esel in der Mühle zu verkaufen.

Der Müller in seiner Habgier kaufte den ansehnlichen Esel gern, denn der Glashändler verlangte nur zehn Taler; neun erhielt er.

Nun stand der Esel in Müllers Stall, indes der Händler längst über alle Berge war, mit neun Taler reicher als mit dem billigen Glaszeug.

Eben brachte der Müllerbursche ein Bündel mit Heu in die Raufe, da begann das Grautier wie ein Mensch zu sprechen, daß dem Knecht angst und bange wurde und er schnurstracks zum Meister rannte, ihm zu be-

richten, daß ihm der Esel dumm gekommen sei und gesagt habe:

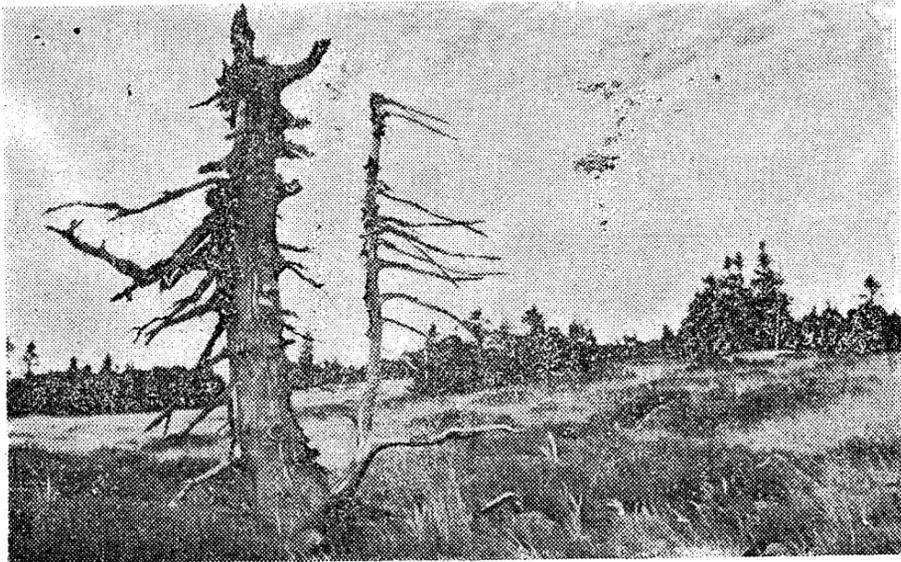
„Nei, nei,
Ich fresse kra Hei —
Ich will d'r verraten:
Ich fresse nur Braten!“

„Um Gottes willen!“ entfuhr es dem geizigen Müller. „Das ist ein gar teurer Esel! Den hat mir sicher der Teufel geschickt!“

Aber ein schallendes Gelächter aus den Bergen belehrte den Filz, als er in den leeren Stall schaute, eines Besseren.

Manch einen stellte Rubezahl auch auf die Probe, ehe er ihm half.

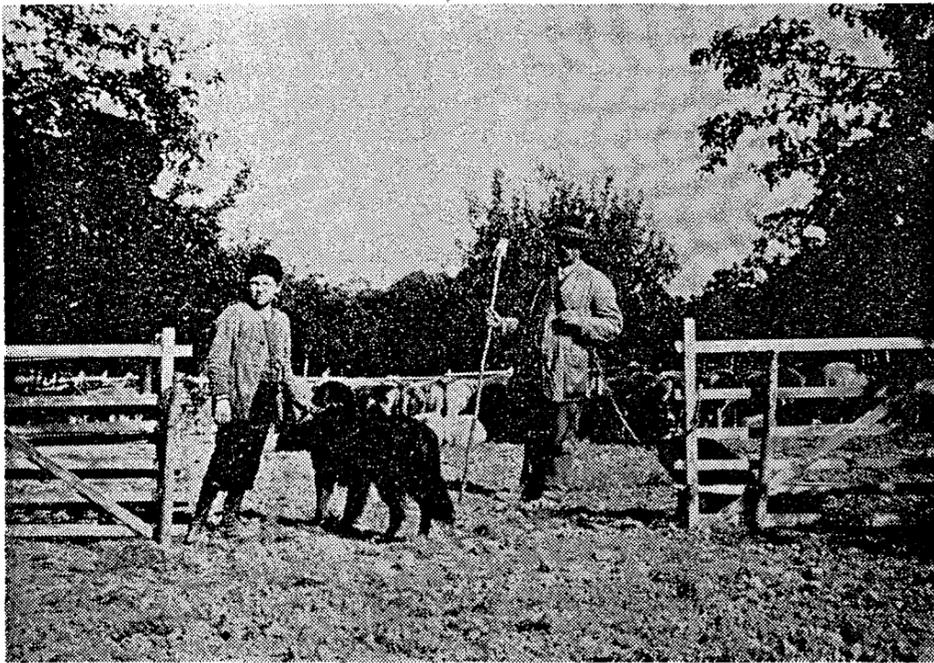
So begegnete ein heimkehrender Handwerksgelehrter einst einem alten Mönch, der über seinen Graukopf eine Kapuze gezogen hatte, aus der zwei freundliche Augen dem Jüngling Mut machten, über seine Armut zu reden.



Sturm und Schnee haben im Rubezahl-Reich so manchen Baumriesen geknickt. Uebrig geblieben sind skurrile Gebilde, Sagen gestalten ähnlich. Foto: Hannibal

Die letzte Herde in Oberursel

Ein alter Berufszweig unserer Heimat stirbt aus — Oberursels Schafzucht wird aufgegeben
Auch die Landwirtschaft geht ständig zurück



Der Schäfer und sein Hund

Das idyllische Bild einer wandernden Schafherde wird in unserer Heimatstadt bald nur noch der Erinnerung angehören. Durch die Bebauung der Weiden wurden die Futtermittel geringer. Der Wollbedarf wird durch Einfuhr und Kunststoffe weithin gedeckt, und das Fleisch der Schafe ist eigenartigerweise nicht mehr gefragt.

Immer seltener werden in unserer Heimat die Bilder weidender Kühe oder Schafherden. Wer aber durch die Freiligrathstraße hinaus in die Felder mit dem Blick nach Bad Homburg spazieren geht, wird eine kurze Zeit noch einen Schäfer mit seiner Herde im Gatter, oder der Herde langsam voranschreitend, sie zu den nächstliegenden Weideplätzen treiben sehen. In einigen Wochen werden solche Bilder und für den Spaziergänger kleine Erlebnisse für lange Zeit oder sogar für immer in unserer Heimatstadt der Vergangenheit angehören.

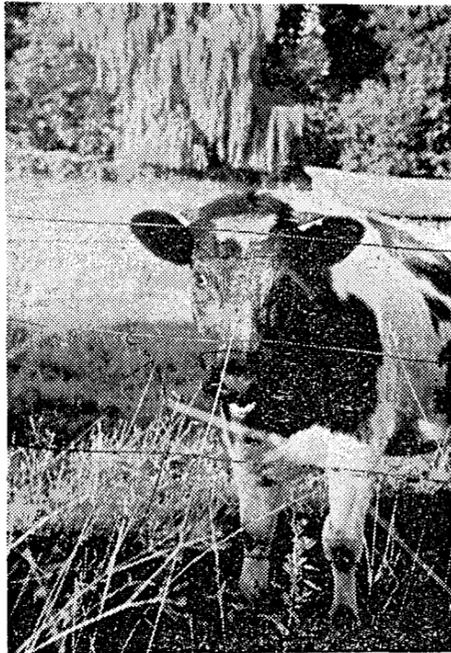
Wie so viele Schäferereien wird auch die in Oberursel aufgelöst, und der Schäfer wird wie schon die meisten seiner Berufskollegen einem anderen Broterwerb nachgehen. Obwohl der Beruf eines Hirten keineswegs, wie es dem Beschauer auf den ersten Blick erscheinen mag, eine leichte Arbeit ist, spürt man aus jedem seiner Worte, wie er an seinem Beruf und seinen Tieren hängt, von denen er sich jetzt trennen muß.

Lange vor dem ersten Weltkrieg, so erzählte er, bis in die dreißiger Jahre hinein, gab es in Oberursel eine Herde bis zu 400 Tieren. In der Zucht, die auf genossenschaftlicher Grundlage stand, hatten alle Bauern und darüber hinaus auch eine Reihe Bürger, der Wolle und des Fleisches wegen, Schafe gehalten, die der Schäfer versorgte. Außerdem lieferten sie für den Feldbau einen Naturdünger, der früher seines hohen Wertes wegen versteigert wurde.

Damals gab es jedoch hier noch über 40 Bauernhöfe, die dem Ort ihr Gesicht gaben. Im Zuge der Entwicklung wurde Oberursel, nahe einer Großstadt, selbst eine Stadt. Von den einstigen großen und schönen Höfen sind noch sechs geblieben. An Stelle der Pferdewagen, die einmal langsam und beschaulich durch die Straßen fuhren, lärmen heute Mopeds, Traktoren und Pkw. Ein Großteil der Bauern mußte der wachsenden Industrialisierung weichen, und mit der Bebauung wert-

vollen Acker- und Weidelandes wurden die Futtermittel geringer, und die Schafhaltung erwies sich bald als unrentabel.

Bemerkenswert ist auch, daß das Hammelfleisch in unserer Gegend nicht sehr gefragt ist. Ebenso wird der Wollbedarf immer geringer, da der größte Teil eingeführt oder

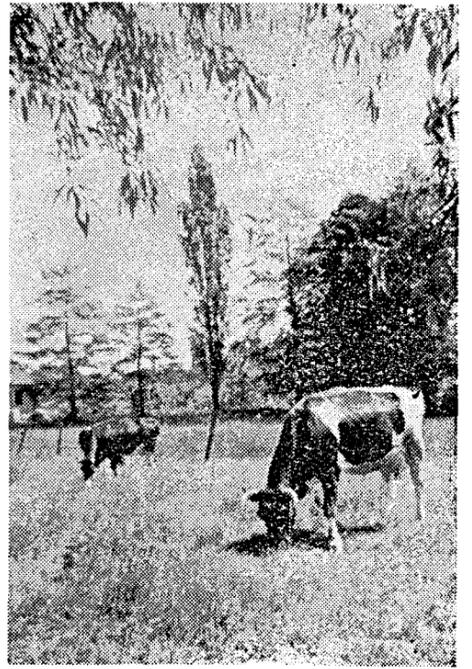


Noch weiden Kühe im Maasgrund

durch Kunststoffe, genauso wie der Dünger durch den Kunstdünger ersetzt wird.

Gedrückt geht der Schäfer vor seiner Herde. Man merkt es ihm an, wie schwer ihm die Trennung von seinen Tieren, vor allem von seinem Beruf fällt. Zwei schöne dunkle Hunde laufen um die kleingewordene Herde. Die beiden Vierbeiner will er behalten. Sie werden noch lange eine lebendige Erinnerung an seinen harten und naturverbundenen Beruf sein. Wieviel Schäfer aber werden ihre Existenz noch aufgeben müssen? Wahrscheinlich immer mehr. Mit ihnen aber stirbt ein jahrhundertaltes Brauchtum unserer schönen Heimat.

Auch die Landwirtschaft geht in unserem Heimatgebiet ständig weiter zurück. In Oberursel, wo es vor etwa hundert Jahren noch ungefähr fünfzig bis sechzig Bauernhöfe gab, kann man sie heute an den Fingern einer Hand abzählen. Im „ländlichen“ Stadtteil Bommersheim, der früher fast völlig aus Bauernhöfen bestand, sind heute weniger als 5 Prozent der Bewohner in der Landwirtschaft tätig. Auch Bommersheim ist in den letzten Jahrzehnten völlig verstädert und ist in seinen neuen Wohnvierteln zwischen dem alten Ortskern und dem unteren Teil von Oberursel zu einer reinen Wohngemeinde geworden. Bald werden die letzten weidenden Kühe am Stadtrand verschwunden sein, da die Bauern fehlen, die Tiere halten und versorgen können. Die Abkehr von der Natur und von der Landwirtschaft und damit von den Uranfängen der menschlichen Zivilisation ist unaufhaltsam.



Idyll am Stadtrand



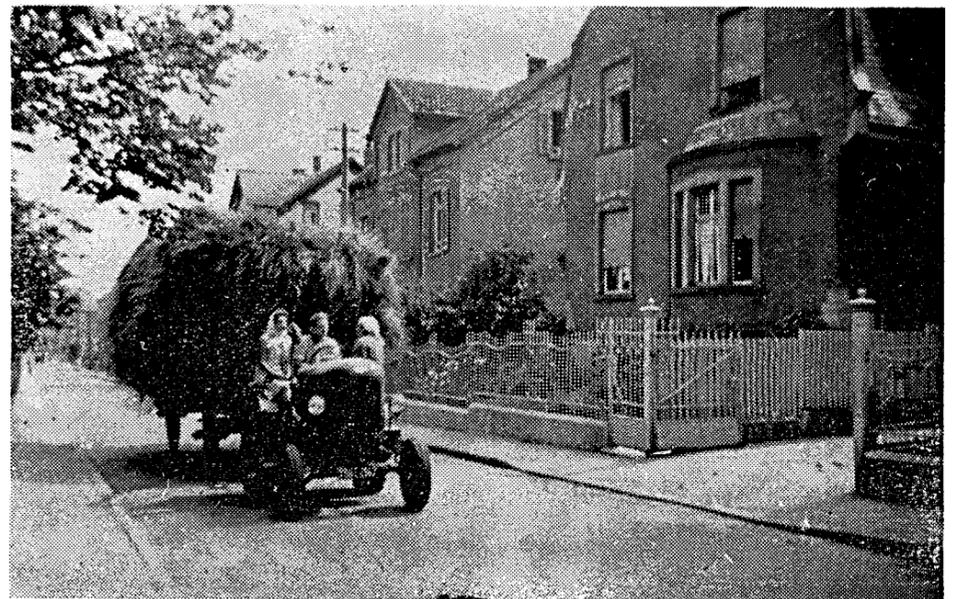
So zog die Herde durch Oberursel



Blick in einen Bauernhof in der Ackergasse



Gestern noch Pferde...



... heute sind es Traktoren

Aloys Henninger

Dichter und Schriftsteller des Taunusgebietes

Von Johann Schmidt



Heimatlidder Aloys Henninger

Man schrieb 1950. Vom neuen Klubhaus in Hedderheim dringt gedämpft Musik zu mir herüber. Es ist ein schöner Frühlingsnachmittag, und ich befinde mich ganz in der Nähe des Klubhauses — auf dem ehemaligen Hedderheimer Friedhof. Nur die Mauern erinnern noch daran, daß im vergangenen Jahrhundert hier die Begräbnisstätte der damals noch kleinen Gemeinde Hedderheim war. Aber auch diese Mauern zerbröckeln bereits bedenklich, und der ehemalige Eingang ist stark zerfallen.

Auf diesem abgetragenen Friedhof ruhen die Gebeine von Aloys Henninger, der unseren vorderen Taunus in Poesie und Prosa dem deutschen Volk näher gebracht hat. Nichts kündigt mehr die Stätte, wo er ruht, und ebenso ist sein Andenken in Weißkirchen, das er so sehr liebte, und in Oberursel, wo er vor nunmehr hundert Jahren die Zeitschrift „Der Taunuswächter“ gründete, erloschen. Mit Ausnahme von Stierstadt — seinem Geburtsort —, das vor einigen Jahren eine Straße nach ihm benannte, hat ihm weder Weißkirchen noch Oberursel eine Straße oder einen Platz gewidmet. Umsonst besang der bekannte Dichter Bachmann-Korbett schon 1854 Weißkirchen und seinen berühmten Einwohner: „In dir ist auferstanden — Ein Dichterherz so hehr — Dein Ruhm in allen Landen — Mein Dörfchen, willst du mehr?“

Aloys Henninger wurde am 14. Oktober 1814 in Stierstadt als Sohn des Lehrers Nikolaus Henninger geboren. Aber schon seine Kinderjahre verlebte er in Weißkirchen, wo seine Großeltern heimisch waren und sein Vater nach seiner Versetzung nach Weißkirchen viele Jahre als Lehrer wirkte. Zum katholischen Geistlichen bestimmt, studierte er nach bestandem Abitur zunächst in einem Priesterseminar. Aber hier hielt es ihn nicht. Frühzeitig schon hatte er eine fortschrittliche Gesinnung, die ihn bald der damaligen demokratischen Bewegung anhängen ließ. Also wechselte er über zum Lehrstudium. Während dieser Studienjahre lernte der junge freiheitlich gesinnte Henninger den späteren Reichskanzler Fürst von Bismarck kennen, der ihn auch in Weißkirchen besuchte.

Es ist verständlich, daß Aloys Henninger den Ort seiner Kindheit lieben lernte und ihm einen reichen Kranz in Poesie und Prosa widmete. Schon früh war Henninger als Dichter und Schriftsteller im ganzen Herzogtum Nassau und darüber hinaus bekannt geworden. Viele seiner literarischen Werke sind in Weißkirchen entstanden, wo er — wie im vorderen Taunusgebiet — unter dem Spitznamen „Der Taunide“ bekannt war. Weißkir-

chen, damals ein Dörfchen von ungefähr vierhundert Einwohnern, bot ihm reichen Stoff für launige und begeisterte Gedichte. Es bot ihm auch durch seine bewegte Geschichte manchen Stoff für kurze und längere Erzählungen und Sagen. Die ehemals altherwürdige Mutterkirche St. Crutzen am Bonifatiusquell, die „Wingert“, der nach der Krebsmühle ziehende Felddistrikt in Weißkirchen, die Krebsmühle selbst und das daran sich anschließende Grenzstück der Weißkirchener Gemarkung, „Am Mönchshof“ genannt, dicht bei dem seit 1410 verschollenen Dorf Mittelursel mit seinem auf dem Mönchshof gelegenen Kloster, der alte Kirchhof in Weißkirchen und das ehemalige Römerkastell im nördlichen Teil der Dorfgemarkung, einstmals von einem See umgeben — alles regte den poetischen Geist Henningers an. Er gedachte aber auch Weißkirchens berühmten Pfarrers Jakob Brand, dem späteren ersten Bischof von Limburg, und der mindestens sechshundert Jahre alten Obermühle, gleichfalls der Untermühle, die mit ihrem damaligen Besitzer, dem langen Peter Kraus, 1813/14 bei der Plünderung durch die Kosaken eine Rolle spielte, und ferner der Herrengrundstücke am alten Zuge des Eselsweges. Seine Spukgeschichten und Gedichte offenbaren den früheren Aberglauben der Einwohner von Weißkirchen. Aber auch Ortskäuze aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts regten seine humoristische Ader an. Seine Gedichte und Geschichten aus und über Weißkirchen würden zwei ansehnliche Bücher füllen. Sie sind nebst vielen anderen literarischen Arbeiten vornehmlich in seinem Oberurseler „Taunuswächter“ erschienen, ferner in der Frankfurter „Didaskalia“, im „Cur-saal“ von Drexler-Manfred, im „Höchster Kreisblatt“, im „Frankfurter Journal“, in der „Frankfurter Postzeitung“, in der Zeitschrift „Deutschland“, im „Rheingauer Wochenblatt“ und in vielen anderen Zeitungen und Zeitschriften.

Henningers frühe Mannesjahre fallen in die

Zeit der Revolution von 1848, und es war kein Zufall, daß der ehemalige Student und Feuerkopf Henninger sich den als „Roten“ verschrienen radikalen Demokraten anschloß, ohne freilich mehr als eine lokale Rolle zu spielen. Diese politische Betätigung genügte jedoch, daß er sein Lehramt in Diez an der Lahn aufgeben mußte, nachdem er noch drei Jahre zuvor einen Ehrenpreis der Gemahlin des Herzogs Adolf von Nassau für eines seiner bedeutendsten Werke — „Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern“ — erhalten hatte.

Als 34-jähriger Mann war nun Aloys Henninger aus seiner sicheren Lebensbahn geworfen und mußte sich seinen Lebensunterhalt als Schriftsteller suchen. Er wandte sich zunächst nach Oberursel, damals noch ein kleines Städtchen mit nur wenigen tausend Einwohnern. Trotz seiner üblen Erfahrungen suchte der dem Fortschritt aufgeschlossene Henninger auch hier zeitgemäße Neuerungen einzuführen. In vierfacher Hinsicht schuldet ihm Oberursel großen Dank. Von politischen Gesinnungsfreunden herzlich aufgenommen und unterstützt, gründete er bald nach seiner Ankunft dortselbst am 30. März 1850 den Gewerbeverein, der es mit Hilfe aufgeweckter Handwerker und Gewerbetreibender auf 70 Mitglieder brachte. Am 7. Juli des gleichen Jahres folgte auf seine Anregung und in Verbindung mit dem Gewerbeverein die Gründung einer Gewerbeschule, in der bald über 50 Lehrlinge und Gesellen in Abendkursen von ihm unterrichtet wurden. Bereits im Jahre 1847 hatte Aloys Henninger die Oberurseler Reimchronik „Nova Facies“, (Neues Aussehen) erstmals 1734 von Otto Wallau herausgegeben, wieder neu erstehen lassen. Die vierte Tat für Oberursel bestand darin, daß Henninger die erste Zeitung in Oberursel gründete. Dadurch fand er Gelegenheit, seine Pläne und Gedanken einer breiteren Öffentlichkeit vorzulegen. So erschien denn am 24. März 1850 die erste Nummer seiner

Zeitung „Der Taunuswächter, ein Blatt für Oberursel und Umgegend“, der in Frankfurt bei Theodor Wentz gedruckt und wöchentlich zweimal herausgegeben wurde. Die Chronisten von Oberursel und den umliegenden Dörfern fanden in dieser Zeitung reiches Material.

Oberursel hat seinem vielfachen Wohltäter keinen Dank gezollt. Im Gegenteil. Die breite Öffentlichkeit, die im Fürstentum Nassau ihre Welt erblickte und die großdeutschen Pläne der 48er Demokraten als revolutionär ansah, bekämpfte den aufrechten Menschen Henninger erbittert. Man boykottierte seinen Gewerbeverein, machte ihm die Schüler der Gewerbeschule abspenstig, und die Angriffe und Anpöbelungen, die Angebereien bei den Behörden wegen der Tendenz des „Taunuswächters“ nahmen immer mehr zu. Auch von kirchlicher Seite fand der aus dem Priesterseminar Ausgetretene keine Unterstützung. Schon 1851 verließ Henninger enttäuscht das ungastliche Oberursel und verzog nach Frankfurt, wo er an Friedrich Stoltze, Ravenstein und anderen Gleichgesinnten eine Stütze fand. Die Redaktion der von ihm gegründeten Zeitung „Der Taunuswächter“, die bis 1856 herausgegeben wurde, verblieb jedoch teilweise noch bis zum Jahre 1852 in seinen Händen.

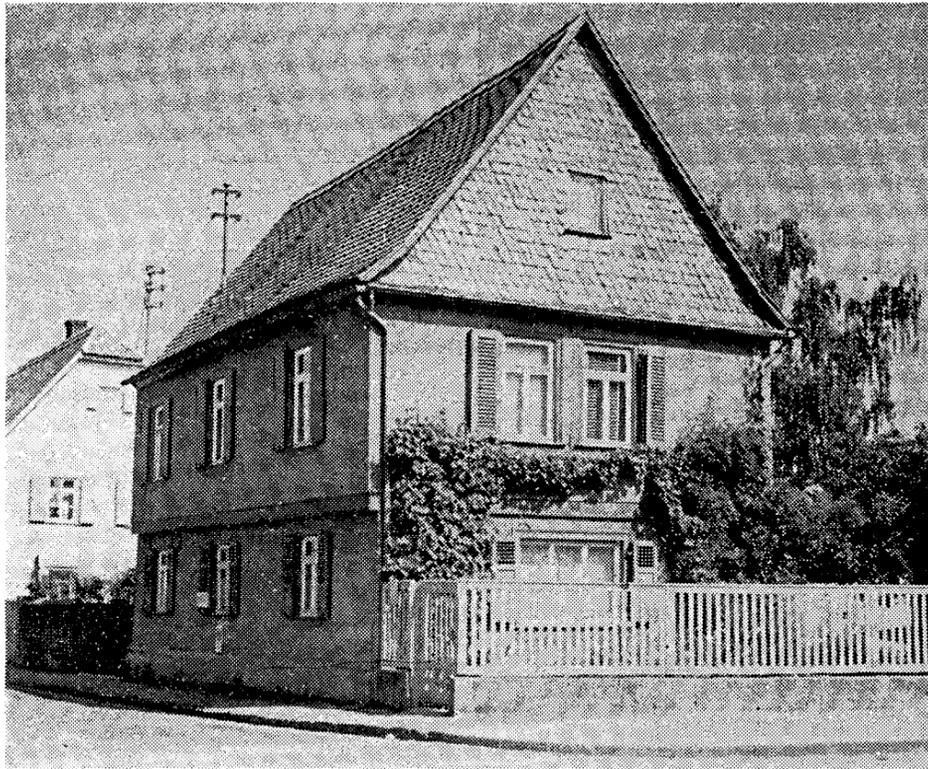
In Frankfurt konnte sich Henninger wieder mehr seinen schriftstellerischen Arbeiten widmen. Ueber die Grenzen seiner engeren Heimat ist Aloys Henninger hauptsächlich auf dem Gebiet der nassauischen Volkskunde bekannt geworden. Unermüdllich sammelte er die schon halbverklungenen Sagen dieses Landes. Viele seiner Werke sind in Darmstadt erschienen, jetzt aber vollständig vergriffen. Außer den schon genannten Büchern sind noch besonders zu erwähnen „Das Herzogtum Nassau in malerischen Original-Ansichten“, „Cronthal und seine nächsten Umgebungen“, das 1855 erschien. Die schon erwähnten Zeitungen und Zeitschriften lassen erkennen, daß Henninger sich damals hauptsächlich journalistischen Arbeiten widmete, um sein Leben fristen zu können. Man kann sagen, daß sein Lebensweg nicht mit Rosen bestreut war. Schon im Jahre 1840 war sein Vater gestorben, und seine Mutter blieb mit den Geschwistern des Dichters in Weißkirchen, wohl auch ein Grund für Aloys Henninger, das geliebte Dorf immer und immer wieder zu besuchen. Bis zum Jahrgang 1852 des „Taunuswächters“ sind die Spalten dieser Zeitschrift mit Gedichten und Geschichten über das Dörfchen Weißkirchen gefüllt.

Im Jahre 1856 finden wir Aloys Henninger in Hedderheim wohnhaft. Dort schrieb er im gleichen Jahre eine kleine Chronik von Weißkirchen, die er mit folgendem Vers schließt

„Und so möge gnädig walten
Ueber dir fortan die Hand,
Die dich schirmend hat erhalten
Während rings so manches schwand.
Wie dem Sänger immerfort
Trautes Dörfchen. Vaterort,
Dich, solange sein Busen schlägt
Liebend in dem Herzen trägt“

Aloys Henninger ist nach vielen harten Schicksalsschlägen am 30. Juni 1862 im 48. Lebensjahr in Hedderheim gestorben. Nichts deutet mehr die Stelle an, wo er ruht. Nur die alten Bäume auf dem eingeebneten Friedhof in Hedderheim rauschen über ihm.

In der Stierstadter Chronik wird Henninger nur mit kurzen Worten erwähnt. Die kleinen Weißkirchener Chroniken widmen ihm ebenfalls nur einige Zeilen. Und doch wollen wir ihn nicht vergessen und ihm ein geistiges Grabmal setzen, worauf die Worte stehen: „Hier ruhest du, nun endlich frei von Kummer — Fern der Heimat, doch in Gottes Frieden — Denn ein sorgenfreier Schlummer — War dir im Leben selten nur beschieden — Der Menschen Spott trieb dich von Haus zu Haus — Du trotztest Bürgern, Pöbel und Trabanten — Und sahst doch alles jahrelang voraus — Was jene dann viel später erst erkannten.“



In diesem Haus in Weißkirchen . . .

. . . das heute an der Ecke Jahnstraße/Urselbachstraße steht, wohnte Aloys Henninger, und hier besuchte ihn auch sein Studienfreund Fürst Otto von Bismarck. Es war in früheren Jahren auch das Schulhaus, wo Nikolaus Henninger, der Vater des Aloys, Unterricht erteilte. Heute beherbergt es das Zweigpostamt Weißkirchen.

Pietät Jamin

Erstes Oberurseler
Bestattungsinstitut

Ruf: 2706

Erd- oder Feuerbestattungen,
Überführungen,
Umbettungen

Bekannt sorgfältige Erledigung aller
Formalitäten. Ständig erreichbar.

Oberursel (Ts.), Pfingstweidstraße 20

— Seit 1920 —

Eternit

EDUARD RÖMMELT

BAUSTOFF-GROSSHANDLUNG

OBERURSEL/TS., AUSTRASSE 6 TELEFON 2354

LIEFERUNG sämtlicher **BAUSTOFFE** für Hoch- und Tiefbau

Wand- und Bodenplatten

EISEN — HOLZ — SAND- und KIES-Vertrieb

Chemische Bautenschutzmittel, PLEWA-Kaminsteine

SILLAN-Wärme- und Kälteschutz, PORESTA-Dämmplatten

Glasbausteine — Scobalit — YTON-Steine

Stahl-

Tür-Zargen
(mit Holztüren kompl.)
Garagentore
feuerh. Stahltüren

Öelkammertüren
Haus-Eingangstüren
Kellerfenster
verz. Lichtschachtroste

Eternit-

Fassadenplatten
Abgasrohre
Regenrinnen
Blumengefäße

Wellplatten
ebene Tafeln
Fensterbänke
Treppenstufen

Die vierzehn Nothelfer

Altes Kulturdenkmal zwischen Weißkirchen und Kalbach

Unweit von Weißkirchen, dort, wo am Kalbacher Weg die amerikanische Senderanlage sich ausbreitet, steht ein altehrwürdiges Kapellchen am Wegrand, das — nach unseren Ermittlungen — am Anfang des 19. Jahrhunderts zu Ehren der vierzehn Nothelfer errichtet worden ist. In früheren Zeiten bildeten zwei stattliche Roßkastanienbäume den Rahmen des Kapellchens, zu dem gar oft die Einwohner von Kalbach und Weißkirchen wall-

ten, um den Nothelfern ihre Anliegen vorzubringen und sie um Hilfe zu bitten. Heute steht das Kapellchen nicht mehr einsam da, denn in seiner unmittelbaren Nähe stehen außer den Gebäuden hohe Sendetürme, unweit davon verläuft die verkehrsreiche Autobahn, und selbst auf dem einst so stillen Kalbacher Weg rollen motorisierte Fahrzeuge aller Art. Im Inneren des Kapellchens finden sich die auf verwittertem roten Sandstein in erhabenen Figuren angebrachten legendären vierzehn Nothelfer, die größtenteils den Märtyrer-

tod gestorben und heilig gesprochen worden sind. Unter den Heiligenfiguren, deren Köpfe vielfach von Frevlerhand beschädigt worden sind, stehen die — ebenfalls stark verwitterten — Namen der Nothelfer. Sie heißen (in Klammern kurze nähere Angabe): Achatius (Bischof in Antiochia), Blasius (Bischof und Märtyrer), Christophorus (Christusträger, Märtyrer), Cyriakus (Märtyrer), Dyonisius (Bischof und Märtyrer), Aegidius (Abt und Einsiedler), Erasmus (Bischof und Märtyrer), Eustachius (Märtyrer), Georg (Märtyrer), Pantaleon (Märtyrer, Arzt für Leib und Seele), Vitus (Knabe und Märtyrer), Barbara, Katharina und Margarethe (Märtyrerinnen). Warum man gerade diese Heiligen zu einer Gruppe vereinigte, ist — wie auch das Aufkommen ihres Kults — noch dunkel. Man ist vielfach der Meinung, daß die großen Pestseuchen des 14. Jahrhunderts Veranlassung gaben, Heilige, die man vorher einzeln als Schutzpatrone in schwerer körperlicher und seelischer Not verehrte, zu vereinigen

gebrachten Sandsteinplatte befindet sich folgende, schwer zu entziffernde Inschrift: „Daniel Hom aus Weißkirchen und dessen Ehefrau Elisabeth Hom, geborene Feiertag, aus Kalbach haben dieses Kapellchen errichten lassen“ Die untere Zeile mit der Angabe des Datums der Erbauung ist leider nicht mehr zu entziffern. Es ist verständlich, daß die Mutmaßungen über das Alter des Kapellchens sehr auseinandergehen und viele der Meinung sind, daß es schon kurz nach dem 30jährigen Krieg errichtet worden sei. Beim Nachschlagen in den Kirchenbüchern von Weißkirchen stellt sich aber heraus, daß das Ehepaar Daniel und Elisabeth Hom erst im Jahre 1794 getraut worden ist. Eine diesbezügliche Eintragung hat folgenden — ungefähren — Wortlaut: „Getraut am 20. Mai 1794 der ehrbare Witwer Daniel Hom, geboren 1750 in Weißkirchen, mit der ehrsamten Witwe Elisabeth Romp, geborene Feiertag, aus Kalbach“

Eine weitere Eintragung besagt, daß dem Ehepaar Hom am 8. Juni 1796 ein Sohn ge-



Reliefdarstellung der Nothelfer im Innern

boren und auf den Namen Johann Daniel getauft wurde. Dieser Sohn starb am 27. Dezember 1817 im Alter von 21 Jahren. Vielleicht gab eine längere Erkrankung des Sohnes den Eltern Veranlassung, die Nothelfer um Errettung ihres Kindes zu bitten und ihnen ein Kapellchen bauen zu lassen. Mit ziemlicher Sicherheit darf man also annehmen, daß es erst am Anfang des 19. Jahrhunderts errichtet worden ist, also ein Alter von höchstens 150 Jahren hat.

Seit dieser Zeit wurde es zweimal restauriert und so vor dem Verfall geschützt: um die Jahrhundertwende auf Veranlassung des 1938 verstorbenen Weißkirchener Landwirts Kaspar Herr und des aus Kalbach stammenden Weißkirchener Landwirts Heinrich Ruppel, der das Kapellchen kurz vor seinem vor zehn Jahren erfolgten Ableben renovieren ließ.

Wenn man auch den in Stein gehauenen vierzehn Nothelfern die Spuren starker Verwitterung und der Beschädigung von Frevlerhand ansieht, so zeigt sich doch das Kapellchen in einem würdigen Zustand, ist oft mit frischen Blumen geschmückt und lädt zu kurzem Gebet ein.



Das Kapellchen der vierzehn Nothelfer an der Straße nach Kalbach



Markt in Oberursel

Schöne Geschenke

zu allen Gelegenheiten finden Sie immer bei

Solinger Stahlwaren
Haushaltwaren

Haushalt-Lang

Frankfurter Landstraße 12 - Ruf 3557

Hotel Mergner

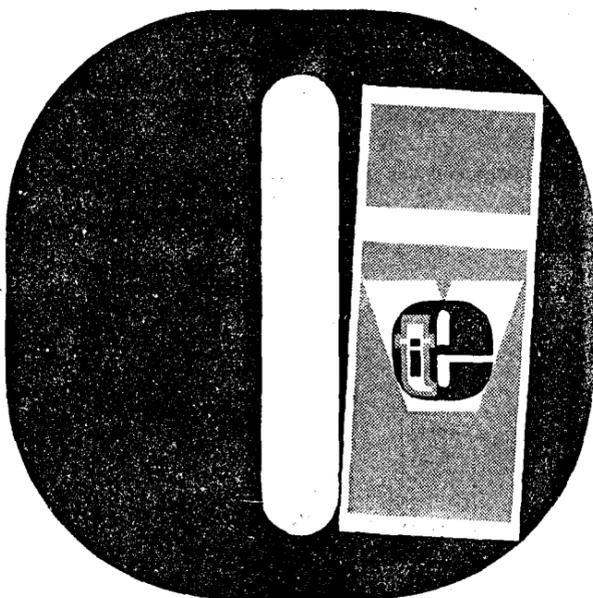
Moderne Fremdenzimmer mit warmem und kaltem Wasser
Zentral-Heizung — Duschen — Bäder — Zimmer-Telefon
Geschlossener Parkplatz

Oberursel (Taunus) • Liebfrauenstraße 20 • Telefon 35 92
Bahnhofsnähe • Straßenbahn-Haltestelle am Haus

Jenni Klöckert Wolle und Handarbeiten

Fachgeschäft mit Beratung und Anleitung
Reichhaltiges Angebot in allen Qualitäten
und Stärken

Oberursel / Taunus - Oberhöchstader Straße 4



olivetti erzeugt in zehn Fabriken in Italien und in der Welt für das Schreiben und Rechnen mechanische und elektrische Schreibmaschinen sowohl für das Büro als auch den privaten Gebrauch, Addiermaschinen, schreibende Rechenmaschinen und Buchungsmaschinen. Entworfen, produziert und geprüft sind die Modelle mit den technischen Erfahrungen, die Europas größte Fabrik für Büromaschinen in mehr als fünfzig Jahren erfolgreicher Arbeit sammeln konnte.

... seit jahrzehnten

BETTEN *Funke* TEXTILIEN

Oberursel (Taunus)

vorstadt 13

ruf 3002

Der Weg zum Erfolg

führt durch eine

Anzeige

im

Taunus-Anzeiger

Pietät Zuber

Ruf 2684

Reichhaltiges Lager in Särgen

Überführungen von und nach auswärts

Erd- und Feuerbestattung

Für gewissenhafte Erledigung aller Angelegenheiten bekannt

Jederzeit erreichbar

Oberursel (Taunus) Im Kübener 35

Höchster Ort im Taunus

Burg und Dorf Oberreifenberg



Die Ruine Reifenberg

Wer vom Großen Feldberg den Blick nach Norden wendet, sieht vor sich in den Bergen eingebettet auf stolzer Bergkegel eine Burg, von der nur noch zwei Türme wie erstarrte Finger in den Himmel ragen. Es ist die Ruine Reifenberg, einst Sitz des stolzen Rittergeschlechts derer von Reifenberg. Zu ihren Füßen liegt der Ort Oberreifenberg, die höchstgelegene Gemeinde im ganzen Taunus.

Die Geschichte des Ortes reicht weit in die Vergangenheit zurück. Der Feldberg lag, von Reifenberg aus gesehen, im römisch besetzten Gebiet Germaniens, und zwischen dem Großen und dem Kleinen Feldberg lag an der Weilquelle ein römisches Kastell, das mit einer römischen Cohorte belegt war. Wenn die Römer glaubten, am Gebirgspaß zwischen den beiden Feldbergen ein Kastell anlegen zu müssen, dann muß man annehmen, daß Reifenberg damals schon eine Ansiedlung von Germanen war, wie es lange vorher schon eine

keltische Siedlung gewesen war und wie man es noch heute aus der Mundart der Reifenberger feststellen kann.

Damals lebten in den großen Waldungen des Hochtaunus noch Auerochsen, Bären, Elche, Wölfe, Sauen, Rehe und Hirsche, kleines Raubwild und Wildgeflügel aller Art. Im Hochtaunus finden wir Spuren dieser Tiere noch heute in Gemarkungsnamen wie Wolfskaute, Bärenschanze und anderen. Die Burg Reifenberg ist das älteste Bauwerk im Hochtaunus. Im Jahre 932 war sie bereits erbaut, und im Jahre 1043 wird sie in einer Urkunde erwähnt. Die Herren von Reifenberg zählten jahrhundertlang zu den angesehensten Adligen der ganzen Gegend. Im späten Mittelalter stellten die Reifenberger oft die Märkemeister für die Hohe Mark, in deren „Märkergedingen“ die Herren von Homburg, Oberursel, Bonames und Reifenberg besondere Vorrechte genossen.



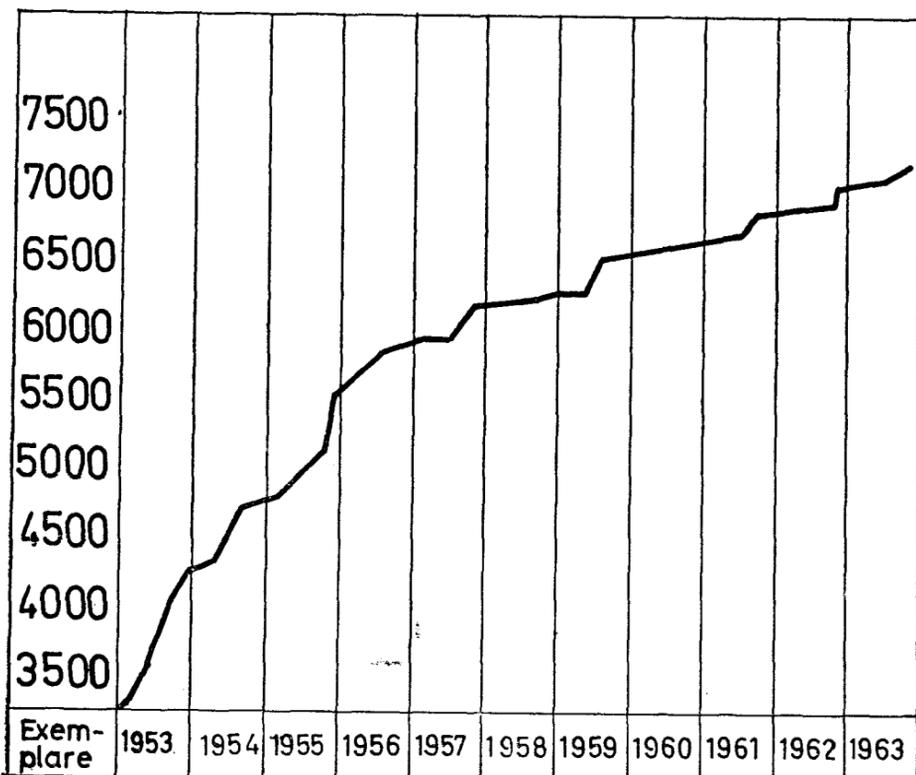
Oberursel. Der neue Marktbrunnen

Heute ist Oberreifenberg, das jahrhundertlang in tiefer Einsamkeit zwischen den Bergen lag, längst dem Fremdenverkehr erschlossen worden. Seine bezaubernde Lage und die Schönheit des Landschaftsbildes zogen die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich, nachdem die Touristen- und Wandervereine den Hochtaunus erschlossen hatten. Der moderne Fremdenverkehr ließ Oberreifenberg bald zu einem Touristen- und Erholungsort werden. Aber erst der unaufhaltsame Vormarsch des

Kraftfahrzeugs hat den Hochtaunus ganz der Bevölkerung der Mainebene erschlossen. An den Sonntagen ergießt sich ein endloser Strom von Ausflüglern über die Kanonenstraße zum Feldberg und nach Reifenberg, der auch im Winter nicht abklingt, wenn auf den Höhenrings um den Großen Feldberg die Skiläufer ihre weißen Spuren in den Schnee ziehen. Oberreifenberg und seine schöne alte Burg gehören heute zu den begehrtesten Ausflugszielen im Taunus.



Die „Höhe“ / Blick auf den Taunus von der Mainebene aus / Etwa in der Bildmitte die Stadt Oberursel



Zufriedene Leser — höhere Auflage

Die Auflagenentwicklung des Taunus-Anzeigers in den letzten zehn Jahren

FOTO *fischer*

Pass-, Portrait-, Werksaufnahmen

Kameras - Zubehör

Photoarbeiten

in schwarz-weiß und color

Das Fachgeschäft mit der großen Erfahrung

Unsere Mitarbeiter verdienen am Tage unseres Jubiläums ein besonderes Wort des Dankes



Vordere Reihe:

Herbert Müller
Wolfgang Grosholz
Reinhard Stoll
Elke Poljack
Marliese Krams
Anneliese Jahn
Ursula Homm
Elke Lutz
Heinrich Wagner

Mittlere Reihe:

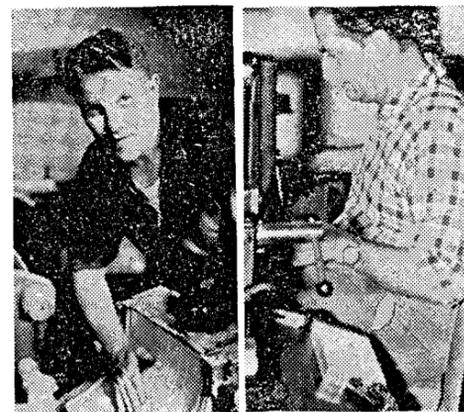
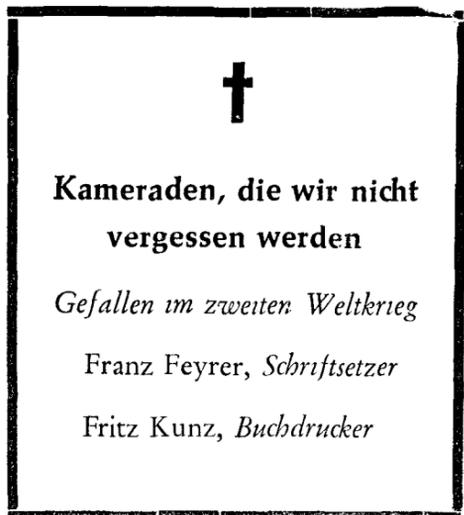
Wilhelm Desor
Gertrude Görner
Franz Köhl
Eduard Köhler
Manfred Hamers
Ernst Dannewitz
Wilhelm Sander
Magdalena Kretschmar
Johann Kral
Gerd Greggersen
Eberhard Borchers
Anni Weis
Gerfried Jablonski

Letzte Reihe:

Edgar Sünkel
Hans Schmalzreich
Paul-Dieter Geiss
Richard Besand
Reimund Schul
Horst Vongries
Karl Bohrer

Es fehlen auf diesem Bild:

Christel Bergmann
Christel Dannewitz
Käthe Hinrichs
Irmgard König
Gerlinde Wehrheim
Louis Brenner
Wilhelm Cron
Michael Czibulinski
Maria Kunkel
Friedrich Marx
Roland Mehler
Martin Velte
Karl Wismath
Dieterich Zerbst



Zwei „Langjährige“
Martin Velte seit 1934
Richard Besand seit 1937

Dr. Jakob Brand

Pfarrer in Weißkirchen — Erster Bischof der Diözese Limburg

Von Johann Schmidt

Jakob Brand, einer der Größten in der Geschichte Weißkirchens, war ein Bayer. Am 29. Juni 1776 wurde er in Neudorf bei Mespelbrunn im Spessart geboren. Mespelbrunn, bekannt durch den späteren Fürstbischof von Würzburg Echter von Mespelbrunn, der zur Zeit der Gegenreformation eifrig für die katholische Kirche gestritten hatte, wird ihm wohl später in guter Erinnerung gewesen sein, da auch er als erster Bischof von Limburg ebenso wie sein Landsmann manchen Kampf zu bestehen hatte.

Nach seinen Studienjahren empfing Jakob Brand im Jahre 1802 als Aschaffener Gymnasialprofessor die Priesterweihe. Einige Jahre später — 1808 — wurde er Pfarrer von Weißkirchen im Dekanat Königstein, und im Jahre 1814 wurde er zum Dekan dieses Landkapitels ernannt. Ein Verwandter von Pfarrer Brand, der ebenfalls aus Neudorf stammende Lehrer Johann Roth, hatte im Jahre 1815 nach dem Ableben des Lehrers Harth Dreivierteljahre lang die Lehrstelle in Weißkirchen inne.

Pfarrer Brand war ein gütiger und frommer Priester, gleichzeitig aber auch ein gelehrter Philologe. Er hat eine ganze Reihe wissenschaftlicher Bücher verfaßt, und zwar eine Weltgeschichte, eine Neuauflage des römischen Historikers Cornelius Nepos, und Lehrbücher über Naturkunde, Erdkunde und Geschichte. Der Dichter Aloys Henninger schreibt über die Zeit des Aufenthaltes von Pfarrer Brand in Weißkirchen folgendes: „Die Zeit, in der Pfarrer Brand in Weißkirchen wirkte, wird für diesen Ort unvergessen bleiben. Brands Ruhm als Schriftsteller trug damals den Namen des kleinen Ortes weit über die Grenzen von Deutschland hinaus, und Weißkirchen selbst war der Spiegel seines freundlichen Wesens.“ Henninger, dessen Vater viele Jahre Lehrer in Weißkirchen war und zugleich als Schulinspektor mit Pfarrer Brand in gutem Verhältnis stand, widmete dem beliebten Priester Brand ein längeres Gedicht.

Meisterhaft hat Henninger in dem Gedicht das segensreiche Wirken Brands und die große Anhänglichkeit der Gemeinde zu ihm geschildert. Gleichsam als Beleg dafür findet man in der Weißkirchener Schulchronik eine Beschreibung der letzten Tage Brands in Weißkirchen, bevor er das Amt des Bischofs von Limburg antrat. Pfarrer Brand, der inzwischen Geistlicher Rat und Landdechant geworden war, wurde am 21. Juli 1827 von Papst Leo XII. als Bischof ernannt, nachdem von der nassauischen Regierung unter Herzog Wilhelm II. mit Einwilligung des Papstes das Bistum Limburg für Nassau und die Freie Reichstadt Frankfurt gegründet wurde. Einige Tage nach der Ernennung kamen auch schon die Dekrete von Rom, und am 28. Oktober 1827 empfing Brand in der Castorkirche in Koblenz durch Weihbischof Milz von Trier die Bischofsweihe.

Einige Tage später kam Bischof Dr. Brand von Koblenz zurück nach Weißkirchen. In Nähe der Steinernen Straße auf dem Steinbacher Weg wurde er von den Einwohnern in feierlicher Prozession mit Musik und Gesang abgeholt. Nachdem die Kinder und die Jung-

frauen Kränze überreicht hatten, wurde ein dreistimmiges Lied gesungen. Dann sprach der Hochwürdige Bischof einige Worte zu den Anwesenden, mußte aber bald wieder abbrechen, weil alle in lautes Weinen ausbrachen. Auf dem Wege zur Kirche wurde, abwechselnd mit der Musik, das Lied „Großer Gott, wir loben dich“ gesungen. In der Kirche spendete der neue Bischof seinen ersten bischöflichen Segen.

Am 25., 27., 29. November und am 1. Dezember 1827 spendete Bischof Dr. Brand in der Weißkirchener Kirche das Sakrament der Firmung, und zwar verteilt auf vier Tage für



Dr Jakob Brand
Der erste Bischof von Limburg

die Gemeinden Weißkirchen, Bommersheim, Oberursel, Stierstadt, Oberhöchstadt, Schönbach, Kronberg, Falkenstein, Königstein, Reifenberg mit Seulberg und Schmitten, Glas- hütten, Schloßborn, Ehlhalten, Oberjosbach, Niedernhausen, Niederjosbach, Bremthal, Stockhausen, Eppstein, Eppenhain, Rupperts- hain, Fischbach, Hornau, Kelkheim, Münster und wie die Orte alle heißen. Von Sossenheim und Sindlingen waren wegen starken Regens nur wenige gekommen. Am 26., 28. und 30. November 1827 firmte der neue Bischof in der Kalbacher Kirche die Firmlinge der Aemter Usingen und Reichelsheim. Aus Frankfurt kamen auch viele, um sich firmen zu lassen.

Am 9. Dezember 1827 — einem Sonntag — hielt Bischof Dr. Brand in Weißkirchen sein letztes feierliches Amt mit einer Abschieds- rede, die aber, weil alle Gläubigen weinten, abgebrochen wurde. Selbst der Bischof konnte sich der Tränen nicht erwehren. Dieser wörtliche Bericht, der Weißkirchener Schulchronik entnommen, gibt ein beredtes Zeugnis des herzlichen Einvernehmens zwischen den Gläu- bigen und ihrem Pfarrer, dem nunmehrigen Bischof.

Nachmittags um 1 Uhr versammelte sich die

Gemeinde wieder in der Kirche, um den letzten Segen des Hochwürdigen Bischofs und ihres seitherigen Seelsorgers zu empfangen. Die Reisewagen wurden auf der zur Kirche füh- renden Straße bereitgehalten, und nach dem Segen begleitete eine Prozession den Bischof bis zur Chaise und von da noch bis vor das Dorf. Es begann die Reise, die Lehrer Niko- laus Henninger — der Vater des Heimatdich- ters — bis Limburg mitmachte. Sie zog zu- nächst nach Oberursel, wo an beiden Pforten Triumphbogen errichtet waren. Der Empfang erfolgte durch bürgerliche Reiterei, eine Pro- zession und mit Musik an der Vorstadt. Mit Musik und Gesang begleitete die Prozession den Wagen des Bischofs bis vor das Tor nach Königstein. Abwechselnd wurden Katzenköpfe (Böll) abgebrannt.

Oberhalb von Kronberg empfing dann die Kronberger Prozession mit Musik, Gesang und Böllerschießen den Bischof und begleitete ihn bis nach Königstein, wo wieder ein rühren- der Empfang war. In Königstein übernachteten die Mitglieder des bischöflichen Reisezuges im Gasthaus „Zum grünen Baum“, und am 10. Dezember 1827 frühmorgens ging der Zug in Begleitung immer feierlicher werdender Prozessionen und unter gleichen Empfängen von allen katholischen Dörfern auf der Straße nach Limburg weiter, wo man um 4 Uhr nach- mittags ankam. Abends waren um das bischöf- liche Palais alle Häuser illuminiert, und man hörte Gesang und Musik bis gegen 10 Uhr. Am nächsten Morgen, nachdem der Hochwür- dige Bischof mit dem abgeordneten Zuge aus der bischöflichen Kapelle in den Dom abgeholt worden war, begann die Installation unter großen Feierlichkeiten.

Das nassauische Verordnungsblatt berich- tete damals, daß der Bischof und die vier Domherren vom Herzog von Nassau, zwei wei- tere Domherren jedoch von Frankfurt ernannt worden seien. Der gleichen Anschauung ent- sprang die Forderung der nassauischen Regie- rung, im Antritts-Hirtenbrief des Bischofs die Worte „durch des apostolischen Stuhles Gna- de“ zu streichen, weil der Bischof ja doch durch des Herzogs Gnade zu diesem hohen Amt gekommen sei.

Am 11. Dezember 1827 überreichten die Ver- treter des Herzogs und der Stadt Frankfurt in der Limburger Stadtkirche (der bischöflichen Kapelle) auf blau-goldenem Kissen dem Bischof die Dotationsurkunde. In feierlicher Prozession ging es zum Dom, dessen Schlüssel auf blau-goldenem Kissen dem Bischof über- reicht wurde. Nassauisches Militär bildete Spalier, Pauken und Trompeten erklangen, und feierlich zog der Oberhirte in seine Kathed- rale, von der er durch Handaufschlag auf den Hochaltar Besitz nahm, während der Hymnus „Veni Creator Spiritus“ gesungen wurde. Geschmückt mit Mitra und Stab hielt nun der erste Bischof seine Ansprache von der Dom- kanzel. Dann nahm er unter Pauken- und Trompetenklang Besitz von seinem bischöflichen Throne. Domkapitular Bausch (der spä- tere Bischof) verlas die beiden päpstlichen Errichtungsbullen und die Dekrete über die Errichtung des Bistums und die Aufhebung des bisherigen Erzbischöflichen Trierer Vika-

riates. Nach der Vereidigung des neuen Dom- kapitels erscholl unter Glockenklang und Böll- erschießen das Te Deum.

Wohl waren Dotationsurkunde und Dom- schlüssel auf blau-goldenem Samt gebettet, der Bischof aber war weniger weich gebettet und wurde von der Regierung nicht mit Samt- handschuhen angefaßt. Mehr als genug bekam er zu verspüren, daß das Bistum auf blau- orangenem Untergrund ruhte und von Nassaus Gnade abhängig war. Von den Pranken des nassauischen Wappenlöwen wurde er hart und schmerzhaft umkrallt. Ohne die bischöf- lichen Wünsche zu berücksichtigen, nahm die Regierung eine neue Dekanateinteilung vor und ernannte nach eigenem Gutdünken „her- zogliche Dekane“. Der Bischof sah, wie die Kirche zur Magd des Staates und der Bischof zum Knecht des Herzogs erniedrigt wurde. Es ist verständlich, daß er sich danach sehnte, die Ketten zu lösen, damit die Kirche Braut und Magd des Herrn und er selber nur Knecht Gottes sein könne. Bischof Brand spürte, daß die durch Aufklärung, Josephinismus und Wessenbergianismus gebrachte Erstarrung nur durch lebendiges religiöses Leben gelöst werden könne. Er begann — wie einst sein großer Landsmann Julius Echter — mit der Erziehung des Klerus und sorgte für die Ein- richtung des Priesterseminars in Limburg. Der Herzog, persönlich dem Bischof freundlich gesinnt, suchte manche harte Maßnahme der Wiesbadener Regierung abzubiegen.

Der erste Limburger Bischof war gutmütig, klug und fromm. Infolge eines Schlaganfalles starb er plötzlich am 26. Oktober 1833 im Alter von 57 Jahren. Als Volksbischof wurde er von allen tief betrauert. Seine Beisetzung erfolgte im Mittelschiff des Limburger Domes. Im Dienstzimmer des Pfarrhauses von Weiß- kirchen hängt ein meisterhaftes Oelgemälde des Bischofs zur immerwährenden Erinnerung.



Altstadtwinkel in Oberursel

Der letzte Ritter von Dornstein

Wie das Urseler Rittergeschlecht unterging

An dem nordwestlichen Ende der Stadt Oberursel erhob sich vor Zeiten eine stattliche Burg, die der Stammsitz eines alten Urseler Rittergeschlechts war und den Namen Dornstein führte. Lange schon ist keine Spur davon mehr zu finden und ihr Andenken wäre, wie die Familien ihrer Edlen, erloschen, wenn das an ihrer Stelle stehende alte Haus nicht noch jetzt den Namen der „Burg“ trüge und die anliegenden Gärten und Wiesen nicht noch heutzutage der „Burggarten“ genannt würden.

Hilbert von Dornstein, der letzte Sproße des Urseler Rittergeschlechts war ein wackerer Haudegen und reich an Wäldern und Gütern. Als sein Lieblingsgeschäft aber, wenn die Fehden ruhten, übte er die Jagd, und gleiche Neigung befreundete ihn daher auch bald innig mit Romuald, dem Herrn von Königstein.

Eine holdselige Tochter war Letzterem erblüht, die den Namen Jutha führte und ganz die „Gute“ war, welche der Name bezeichnete. Um sie zu lieben, bedurfte es nur, sie zu sehen. Hilbert schwur sich daher, keine Opfer zu scheuen, um zu ihrem Besitz zu gelangen. Aber wie viele angesehene Ritter auch für sie glühten und ihre Huld zu erwerben strebten, ihr Herz schlug für den Geringsten unter ihnen an Macht, für Hartmut von Askeborn, dessen Burg in der Nähe von Eschborn stand, der aber an Edelmut alle anderen Ritter weit übertraf.

Ein großes Gelage führte einst viele Ritter und Edelfrauen auf Burg Königstein zusammen. Herrlich strahlte der Kranz der lieblichen Frauen; aber alle übertraf in ihrer Schönheit die reizende Jutha. Daß sie zuvorkommend zu Hartmut sich neigte, war den schärferen Blicken nicht entgangen, und darum war er in manchem Auge der Ritterschaft schon lange ein Dorn. Tiefer aber als allen war er aus diesem Grunde Hilbert von Dornstein verhaßt. Die Becher klangen, und Minnesänger verherrlichten das Fest durch ihre Lieder; alles war Leben und Fröhlichkeit, und unter Tanz und Spiel verrannen die flüchtigen Stunden. Der Ursler nahm daran zuletzt keinen Anteil mehr; in eifriger Unterhaltung saß er in einer Nische mit Romuald allein, und dieser versprach ihm endlich auf Ritterwort die Hand seiner Tochter gegen — Abtretung eines schönen Stück Waldes.

Der Herold unterbrach plötzlich die laute Freude und teilte den aufhorchenden Gästen mit, daß sein Herr den Ritter Hilbert von Dornstein zu seinem Eidam erkoren habe. Allgemeines Staunen erfüllte den Saal. Jutha sank bewußtlos zusammen, und Hartmut stürzte verwirrt und ohne Abschied zu nehmen, hinaus, warf sich zornentbrannt auf sein Roß und sprengte durch das Tal hinab nach Askeborn.

Kaum fing der Morgen an zu grauen, da hatte er schon seine Reisingen aufgerufen und lag vor den Toren der trotzig Burg Königstein. Das hatte Romuald nicht erwartet, und er nahm daher seine Zuflucht zu einem schrecklichen Rettungsmittel. Von den Zinnen der Burg ließ er das Wort seines Herolds ertönen. „So wahr mein Gebieter ein Ritter ist, wird seine Tochter von der Höhe des Turmes in die Tiefe gestürzt, wenn du nicht augenblicklich mit deinen Mannen abziehst!“

Hartmut erstarrte bei dieser Drohung beinahe das Herz im Leibe, und er leistete voll banger Sorge dieser Forderung Folge, weil er den Burgherrn zu wohl kannte, der in seiner Wut auch zu dem Unmenschlichsten fähig

war. Im tiefsten Verließe aber schmachtete Jutha. Keine Drohung hatte ihr Herz bewegen können, sich dem Willen ihres Vaters zu fügen. Trotz aller Qualen schmähete sie den Urseler Ritter und zog es vor, bei kargem Was-

ser und Brot in Ketten zu trauern, als ihm ihre Hand zu reichen. Jeden Morgen ließ der harte Vater sie an seinen Willen erinnern, aber es war umsonst; sie sandte ihm jedesmal ein standhaftes „Nein“ zurück.

Da die Gewalt nichts über sie vermochte, so nahm Romuald seine Zuflucht zu einer grausamen List. Er trat von dem Burgkaplan und Hilbert von Dornstein begleitet zu ihr in das Verließ und sprach. „Noch heute wird Hartmut aufgeknöpft, wenn du nicht meinem Willen nachgibst und auf der Stelle Hilbert's Gattin wirst. Sein Burgvogt hat mir für fünfzig Goldgulden sein Nest geöffnet, und ich habe den Vogel gefangen. Du nur kannst ihm das Leben erhalten, wenn du auf ihn Verzicht leistest.“ Zu Tode erschrocken schenkte Jutha dieser unwahren Botschaft Glauben und reichte, um ihrem Geliebten Leben und Freiheit zu retten, dem Urseler Ritter die Hand zum Ehebande, welchen der Burgkaplan noch in derselben Stunde einsegnete. Aber wenn auch ihre Hand jetzt dem Urseler angetraut war, ihr Herz gehörte noch immer dem geliebten Hartmut und sie folgte nur voll Kummer dem verhaßten Manne nach der Burg Dornstein.

Vier Wochen verschlichen ihr daselbst in tragem Gange, und Hilbert fügte sich ihrem Wunsch, sie still und einsam zu lassen, in der Hoffnung, daß sie ihm mit der Zeit die Liebe gewähren werde, die sie ihm jetzt versagte. Da ging er eines Tages nach Königstein auf die Jagd, und Jutha sandte eilig ihre treue Magd in einem Pilgerkleide nach Askeborn, um Hartmut zu benachrichtigen, daß jetzt der Augenblick günstig sei, ihre Befreiung zu bewirken.

Kaum war ihm die frohe Kunde geworden, da saß er auch schon mit seinen Freunden zu Roß und führte seine Vasallen in nächtlicher Stille gegen Ursel. Kein Sternchen funkelte, kein Auge wachte auf der Burg Dornstein und man kam unbemerkt an's Ziel. Mit Sturmleitern sind bald die Ringmauern erstiegen. Verwirrung ergreift die Besatzung und die ganze Burg wird ohne Widerstand genommen. Auf seinem Zelter entführt Hartmut sicher seine süße Beute; seine Mannen aber plündern die Burg und werfen Brandfackeln, so daß bald die vernichtenden Flammen zum Himmel emporlodern. Die Zinnen krachen und fallen zusammen und der ganze Bau liegt in Schutt und Trümmern, ehe durch des Himmels Rot geschreckt. Hilbert herbeigeeilt kam. Von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt, entbrannte er in furchtbarem Zorn, er sann auf die blutigste Rache und schwur auf der rauchenden Stätte, ebenso wie es mit seiner Burg geschehen, auch die Burg Askeborn in einen Trümmerhaufen zu verwandeln und den Räuber wie sein ungetreues Weib lebendigen Leibes zu schinden.

Viele Ritter und Herren schlossen sich ihm an und zogen mit ihm vor die Burg Askeborn. Aber sie wurde nicht so leichtes Streiches genommen, wie Hilbert es gehofft hatte. Schon sechsmal war vergeblich der Sturm gewagt worden, und die festen Mauern hatten getrotzt. Schon war Romuald von Königstein, viele Ritter und Mannen im Kampfe gefallen, schon fühlte sich Hilbert genötigt, die Belagerung aufzugeben, da half ihm Gold und Verrat erringen, was ihm das Glück der Waffen hartnäckig versagt hatte. Die Burg ward ihm nächtlicher Weile geöffnet. In wilder Wut drang er mit seinen Mannen ein. Diese mordeten und brennen, er selbst aber stürmt mit gezücktem Schwert durch alle Gemächer, Jutha zu finden und ihr den Stahl ins Herz zu bohren. Und er fand sie; aber als er den blutigen Streich ausführen wollte, sprang Hartmut hinzu und versetzte ihm den Todesstoß.

Die Burg war nicht mehr zu retten; die Flammen griffen alles vernichtend um sich und Türme und Mauern stürzten zusammen. Hartmut und Jutha konnten sich durch einen von der Burg ausgehenden in dem nahen Wald ausmündenden unterirdischen Gang retten.

Beide kehrten nicht nach der zerstörten Burg Askeborn zurück, sondern erbauten, nachdem sie durch priesterliche Weihe für immer vereint waren, die stattliche Burg Cronberg und wurden die Gründer eines blühenden und tapferen Rittergeschlechts.

Die Trümmer der Burg Askeborn aber begruben den letzten Ritter von Dornstein unter sich. Aus den Trümmern seiner Burg in Ursel ließ ein anderes Rittergeschlecht eine neue Veste entstehen, der Stätte einen neuen Namen gebend.

Kein Denkstein, kein Wappenbild erzählt uns von den Dornsteinern, in keiner Urkunde werden sie uns genannt; nur in der Sage leben sie in der Erinnerung fort, nur in der Sage wird ihre Burg genannt.



Wahrzeichen der Altstadt
Das alte Oberurseler Rathaus mit dem Torbogen

Oberursel im tollen Jahr 48

Ein Bericht aus der Nassauer Chronik

„Schlecht vertreten war unsere abgelegene Stadt bei der allgemeinen Volksversammlung am 4. d. M. in Wiesbaden, aber nicht Mangel an Gemeinsinn, sondern Mangel an Kunde war die Ursache. Erst abends, 10 Uhr, am 3. März, brachten junge Männer von Höchst die Nachricht von der Versammlung hierher, wovon jedoch die Mehrzahl der Bürger nichts gewahr wurde. So kam es dann, daß nur wenige entschiedene Besucher der Versammlung von Oberursel eintrafen. Umso schöner feierte indes heute (6. März) Oberursel die Wiedergeburt des Bürgersinns. Heute Morgen, 8 Uhr, ertönte die große Sturmglocke (die alte sagenberühmte D. V.), die Bürger eilten zusammen und einten sich ebenso schnell zu einer Bürgerthat. Die Stadt hat ein reiches Spital, die gewaltübende Vormundschaft hatte die Pa-

piere im Jahre 1830 gegen heftigen Widerspruch der Bürger nach Königstein bringen lassen und schaltete willkürlich mit dem Vermögen des Fonds. Bald hieß es, eine Gemeinde irgendwo, bald ein Fonds habe unverzinslichen Vorschuß aus dem Oberurseler Spitalfonds erhalten, während hiesige Bedürftige, welchen die Stiftung gilt, abgewiesen wurden. Der Wiedereroberung dieser Papiere, oder vielmehr des Fonds galt daher der heutige Bürgerzug. Nach 12 Uhr mittags ertönten abermals die Glocken, und die Nachricht: „Sie kommen!“ wälzte sich wie Feuerlärm durch die Straßen der Stadt, und alles, wankende Greise und Weiber, Männer und Jünglinge, Frauen und Mädchen, zog, Freudenlieder singend, den kräftigen Bürgern entgegen. Fahnen wehten, Musik erklang, unter fortwährendem Glockengeläute. Und als die beiden Züge sich trafen, füllte ein donnerndes Hoch von beiden Seiten die Lüfte. Jetzt ging es nach der Stadt, die Jugend mit Tannenzweigen voran. In feierlichem Zuge wurde das eroberte Gut durch alle Straßen gefahren, die verschiedensten Lieder ertönten, bald: „Großer Gott wir loben Dich!“ bald: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Aber keine Unordnung störte die feierliche Freude. Mit fröhlichem Ernste bewegte sich unaufhaltsam der Zug, nur vor dem Pfarrhaus gab es einen Halt, um ein neues Hoch der Freiheit, der Religionsfreiheit (!) zu bringen, worauf in der schönsten Ordnung sich der Zug zum Rathaus bewegte, wo man die Kiste mit den Papieren dem Stadtvorstande, der sich innerhalb der Stadt angeschlossen hatte, übergab. Noch ein Hoch der Freiheit und dem Recht ertönte, und jeder ging wieder an seine Geschäfte. Möchte die Stadt das wichtige Palladium, ihre bürgerliche Freiheit, zugleich mit in ihre Mauern gebracht haben, dann würden ihr wohl auch die anderen Fonds wieder, die man ihr teilweise gewaltthätig hinweggenommen. Charakteristisch ist noch der Umstand, daß das Volk den Mann, der einst die Kiste fortgefahren, zwang, dieselbe auch zurück und im Triumph durch die Stadt zu fahren.“



Romantischer Altstadtwinkel
Blick in einen Hof in der Hospitalgasse



E. ADRIAN

Wäscher- und Plättermeister

Oberursel/Taunus, Im Köbener 23, Telefon 2327

Stückwäsche - Gewichtswäsche
Herrenhemden - Schnelldiensthemden
Spezial-Abteilung für Gardinen

Otto Heil oHG

Ein Betrieb, der bisher wenig an die Oberurseler Öffentlichkeit getreten ist, dessen Erzeugnisse aber auf der ganzen Welt in über hundert Ländern verbreitet sind, ist die elektrotechnische Fabrik Otto Heil oHG. Kein Firmenschild verrät an der Ecke Berliner und Freiligrathstraße, daß hier eine Belegschaft von etwa 65 Leuten für in- und ausländische Kunden arbeitet, die zu den größten Unternehmen der Welt gehören.

Der Ruhm und Ruf der Firma gründet sich auf einen kleinen Spezialartikel, der von ihr 1951 entwickelt, zum Patent angemeldet und bald danach vom Fachnormen-Ausschuß Elektrotechnik als DIN-Norm erklärt wurde: Kaltgerätesteckverbindungen. Unter diesem Riesenwort sind kleine Stecker zu verstehen, die für alle Geräte außer solchen zur Erzeugung von Heizwärme Verwendung finden können, also z. B. für elektrische Nähmaschinen, Staubsauger, Tonbandgeräte, Fernschreiber, Vervielfältigungs- und Adressiermaschinen, elektromedizinische Apparate und viele andere.

Das Besondere daran ist gerade ihre Kleinheit. Bevor Otto Heil seine Steckverbindungen entwickelte, mußten in alle diese Geräte die großen Normalsteckdosen eingebaut werden. Diese sind deshalb so groß, da sie einen Wärmeisoliator enthalten, wie er für Bügeleisen, Heizsonnen usw. gebraucht wird. In allen Kaltgeräten jedoch ist er völlig überflüssig. Diese prinzipielle Erkenntnis und das darin noch schlummernde Geschäft hat Otto Heil sich zu eigen gemacht. Durch das Patent und die anschließende Erhebung seines Patents zur Industrie-Norm wurde ihm praktisch eine Sonderstellung in unserer konkurrenzstarken Wirtschaft eingeräumt.

Otto Heil hat in jahrelangem Bemühen auch den Weltmarkt erobert. Seine Spezialsteckverbindungen sind in sämtlichen Ländern zugelassen, wo Prüfungsvorschriften bestehen, also in Dänemark, Schweden, Norwegen, der Schweiz, Kanada, USA und sogar Australien. Damit kann jede Firma, die die Stecker in ihre Geräte einbaut, nach allen Ländern der Welt exportieren, ohne deshalb auf Zulassungsschwierigkeiten zu stoßen. Dementsprechend hat die Firma direkten und indirekten Export nach etwa 120 Ländern der Erde, was einen Anteil von etwa 70 Prozent der betrieblichen Produktion ausmacht. Das direkte Exportgeschäft wird durch eigene Auslandsvertretungen getätigt, die die Oberurseler Firma in der Schweiz, Dänemark, Schweden, Norwegen, Oesterreich, Frankreich, Italien, Holland, England und Australien unterhält.

Die Anfänge dieses nun weltweiten Unternehmens liegen in der Zeit nach dem Ende des letzten Krieges, als der gebürtige Oberurseler Otto Heil, aus dem Flugzeugbau kommend, sich selbständig machte, zunächst als Vertreter einer westfälischen Metallwarenfabrik Söllingen/Braunschweig. Bereits 1946 kam er nach Oberursel und vertrat hier als Niederlassungsleiter die gleiche Firma bis 1950. In diesem Jahr begann er die eigene Fabrikation von Elektromaterial, zunächst handelsüblicher Steckverbindungen und Zuleitungen, die er über den Fachhandel absetzte. 1951 begründete die Entwicklung der Kaltgerätestecker das Standardprogramm der betrieblichen Produktion.

In einem Spezialprogramm wurden in

jahrelanger Konstruktionsarbeit Präzisions-Kunststoffgehäuse für Elektromotoren und Fußanlasser für Nähmaschinen entwickelt, und zwar bewußt in zukunftssicherer Ausführung. Das sog. Schutzkontakt-System, das immer geerdet werden muß, ist gerade deshalb bereits technisch überholt. Die Entwicklung in der Geräte- und Maschinenindustrie weist auf die Vollisolation hin, bei der die Erdung überflüssig ist. Bei Otto Heil laufen bereits mehr als 25 verschiedene Artikel in Vollisolation. Daneben wird an einem neuen „Europastecker“ gearbeitet. 1960 hat Otto Heil seine Firma in eine oHG umgewandelt mit Frau und Tochter als Gesellschaftern. Im nächsten Jahr

soll mit einem dreistöckigen Neubau begonnen werden.

Die Geschäftsleitung ist laufend bemüht, die Automation voranzutreiben. Kürzlich wurde z. B. eine Montagemaschine entwickelt und selbst gebaut, welche die bisherige Montagezeit um 90 Prozent herabsetzt. Eine automatische Schraubeneindrehmaschine und eine amerikanische Kabelzuschneid- und Abisoliermaschine stehen seit kurzem in der Fertigung. Automatische Spritzpressen und Spritzmaschinen stehen zur Verfügung, so daß die enormen Stückzahlen, die bei fast allen Modellen in die Millionen gehen, gefertigt werden können. Die Kunden sind meist in- und ausländische Großfirmen, die Riesenauflagen brauchen und somit die Erzeugnisse der Oberurseler Firma buchstäblich in Massen in der ganzen Welt verbreiten.

M. Topp & Co.



Werkhalle von Topp & Co.

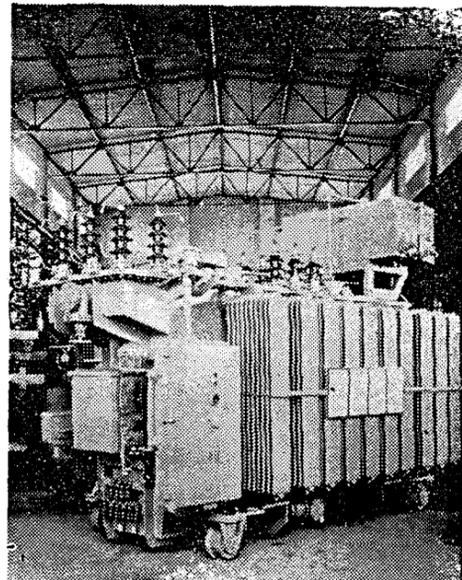
Seit Kriegsende ist die Elektroindustrie u. a. durch die Frankfurter Transformatoren-Fabrik M. Topp & Co. in Oberursel vertreten. Dieses Werk befaßt sich fast ausschließlich mit dem Bau von Leistungs- und Spezialtransformatoren, die insbesondere für die öffentliche und industrielle Stromversorgung Verwendung finden. Es handelt sich hierbei um Apparate, die Hochspannungen bis zu 65 000 Volt auf niedrigere Hochspannungsstufen und schließlich auf Verbrauchsspannungen, wie sie Industrie und Haushalt erfordern, herabtransformieren.

Das Werk hat modernste Einrichtungen, die durch Neuanschaffungen laufend auf dem neuesten Stand des Werkzeugmaschinenbaues gehalten werden. Ferner steht ein modernes Prüffeld mit äußerst leistungsfähigem Gleichstrom-Aggregat zur Verfügung.

Die Fabrik ist 1926 in Frankfurt am Main von ihrem 1955 verstorbenen Inhaber Max Topp gegründet worden und befindet sich

wie nur noch wenige Unternehmen dieser Art, auch heute noch in Familienbesitz. Der Wiederaufbau der 1944 in Frankfurt am Main zerstörten Fabrik war 1949 in Oberursel begonnen und 1955 vorläufig abgeschlossen worden. Seitdem durchgeführte weitere bauliche Maßnahmen dienten vor allem sozialen Zwecken, aber auch der im Zuge der Modernisierung und Rationalisierung notwendigen Weiterentwicklung.

Der Betrieb hat Invaliditäts- und Altersversorgungseinrichtungen geschaffen, ebenso



Transformatoren . . .

. . . werden in der ganzen Welt gebraucht. Die Frankfurter Transformatorenfabrik Topp & Co. exportiert ihre Transformatoren, wie sie unser Bild im Werk zeigt, in viele Länder der Erde

kommt eine ausgezeichnete Werksverpflegung den Bedürfnissen der Belegschaft, von der mehr als die Hälfte zwischen 10 und 35 Jahren dem Betrieb angehört, entgegen.

Franz Bucker

Im Jahre 1922 wurde der Betrieb in Oberursel, Obere Hainstraße, gegründet. Es wurden zuerst Kleinkrafträder verschiedener Modelle hergestellt. Ab 1924 wurde die Herstellung auf Krafträder bis 600 ccm mit Columbus- und JAP-Motoren erweitert. Hier von wurden beträchtliche Stückzahlen im In- und Ausland verkauft.

Für besondere Liebhaber wurden auch Luxus-Sport-Maschinen hergestellt. Dieser Spezialtyp hatte einen 1000-ccm-JAP-V-Motor, welcher mit seinen 75 PS eine Geschwindigkeit von 170 km/h erreichte.

Erfolgreich waren die Bucker-Motorräder auch in sportlichen Wettbewerben, bei Zuverlässigkeitsfahrten und Rennen im In- und Ausland.

Unter anderem wurde bei der Internationalen Sechs-Tage-Fahrt in England 1936 die Gold-Medaille in der Klasse bis 350 ccm errungen.

Die Nachfrage nach Bucker-Motorrädern wurde ständig größer, und so wurden 1937 neue, große und moderne Fabrikräume in der Hohemarkstraße erstellt, und die Produktion lief auf vollen Touren.

Der zweite Weltkrieg brachte den Motorradbau zum Erliegen, aber schon kurz nach Beendigung des Krieges wurde die Fabrikation wieder aufgenommen. Es wurden nun der Zeit entsprechend Motorräder von 125 bis 250 ccm gebaut.

Der Absatz war sehr gut, auch bei sportlichen Wettbewerben wurden wieder große Er-

folge erzielt. So waren Sonntag für Sonntag Bucker-Renn- und Gelände Maschinen auf allen Pisten vertreten und erkämpften sehr viele Siege und Gold-Medaillen. Der größte Erfolg war die Deutsche Straßenmeisterschaft 1949 auf einer 250er-Bucker-Rennmaschine

Es wurden auch Spezialmaschinen für Zementbahnrennen hergestellt. So wurde u. a. auf der Frankfurter Stadionbahn mit einer 350-ccm-Bucker-Bahnmaschine ein Bahnrekord mit 139 km/h aufgestellt. Dieser Rekord wurde auch nicht mehr überboten.

Als 1953/54 das MOPED in Mode kam, wurden auch hiervon beträchtliche Stückzahlen gebaut. Auch diese wurden in großen Stückzahlen exportiert. Gegen Ende 1954 wurde das Zweirad von den Automobilen langsam verdrängt, und man ließ die Produktion auslaufen. Der Betrieb wurde völlig umgestellt. Neue Werkshallen wurden gebaut, moderne Schmierdienstanlagen eingebaut, so daß 1955 der Verkauf, Kundendienst und Reparatur von Automobilen aufgenommen werden konnte. Es wurde die FORD-Vertragswerkstatt mit Verkauf von FORD-Fahrzeugen übernommen, ebenso wie die Vertretung der GLAS-Automobile für den Obertaunuskreis und den Kreis Usingen. Es wurden laufend steigende Umsätze erzielt. Es wurden inzwischen beachtliche Stückzahlen von Automobilen verkauft und betreut, so daß auch hierbei der Name Bucker wieder in gutem Ruf steht. So steht heute den vielen Automobilkunden ein moderner, großer Reparaturbetrieb mit gutem Fachpersonal zur Verfügung, und die Aufwärtsentwicklung ist noch nicht beendet.

DER fröhliche HAUSHALT

Seit 1929 dienen wir der Hausfrau! Im In- und Ausland haben weit über 2 Millionen Familien die von uns hergestellten (mehrfach international ausgezeichneten) Hausgeräte gekauft.



Seit einem Jahr ist nun unser neuer Verkaufsladen ein Anziehungspunkt für viele. Praktische **Anbauküchen** — **Schwedenküchen** und Elektrogeräte stehen in unserer ständigen Ausstellung „DIE IDEALE KÜCHE“ zum Verkauf.

Und jetzt führen wir auch **formschöne** und **praktische Wohnzimmer-Anbau- und Polstermöbel** für Leute, die „etwas Besonderes“ haben wollen.

Besuchen Sie uns bald! Wir freuen uns darauf, Sie gut zu beraten und Ihnen günstige Angebote zu machen (auch wegen Zahlungserleichterung können wir ungeniert reden). Unser Kundendienst wird dann sorgfältig und zuverlässig die ausgesuchten Stücke liefern und aufstellen.

FRANKFURT AM MAIN, HEDDERNHEIMER LANDSTR. 155

(Nordweststadt) Haltestelle Wiesenau

Großer Eigener Kundendienst



Reinhold Adam

Der Betrieb wurde 1924 in Mainz gegründet. Da er im Jahre 1937 geeignete Räumlichkeiten in Oberursel erwerben konnte, wurde er damals nach hier verlegt.

Zwei Jahre vor dem 40jährigen Geschäftsjubiläum, im Mai 1962, konnte bereits das 26jährige Bestehen in dieser Stadt gefeiert werden. Bei dieser Gelegenheit wurde eine größere Zahl männlicher und weiblicher Betriebsangehöriger ausgezeichnet für die bis zu 25 Jahren dem Betrieb gehaltene Treue. Dies ist der Beweis für ein gutes Verhältnis zwischen Betriebsführung und Mitarbeitern. Die Betriebsführung liegt in den Händen von Herrn Reinhold Adam und seinem Sohne Ernst-Ludwig Adam.

Die Firma ist ihrem alten Qualitätsprinzip treu geblieben. Dadurch war es möglich, die Beziehungen zu der Behördenkundschaft weiter zu festigen und in vielen Fällen beratend mitzuwirken. Ihre Tätigkeit lenkte sie in großem Umfange auf Sicherheitsgeräte zum Schutze von Menschenleben. Der Betrieb wurde ununterbrochen modernisiert und auf dem neuesten Stand der Technik gehalten.

Einige auswärtige Betriebe sind von ihm mit Maschinen ausgerüstet worden und ständig für ihn tätig.

Heller-Pralinen

Im Jahre 1919 begann Herr Alois Heller in Frankfurt am Main mit seiner Ehefrau eine Pralinenfabrikation, die mit einem Ladengeschäft verbunden war. Im Laufe einiger Jahre wurde der Name Heller zu einem Begriff für gute einwandfreie Pralinen. Es kamen Angestellte hinzu und bald auch ein zweites Ladengeschäft in der Kaiserstraße. Das Fabrikat genöß nicht nur das Vertrauen in einem ausgedehnten Frankfurter Kundenkreis, sondern wurde auch von hier

aus nach vielen Städten Deutschlands versandt.

Anfang der dreißiger Jahre verlegte Herr Heller dann die Produktion nach Oberursel in die Schillerstraße. Während des Krieges mußte die Arbeit eingeschränkt und später wegen Rohstoffmangels aufgegeben werden; auch wurden die Geschäfte in Frankfurt am Main zerstört bzw. aufgelöst. Erst nach der Währungsreform begann Herr Heller wieder, in kleinerem Rahmen zu produzieren, und eröffnete nun in Oberursel in der Schillerstraße sein Ladengeschäft. Seine heutige endgültige Form fand der Laden 1955 auf demselben Grundstück im Althöferweg 6.

Da der Sohn des Gründers im Kriege gefallen war, begann nun der Enkel Alois Hellers,

Wolfgang Ruzicka, nach einer Lehre im Café Kranzler sich in die spezielle Fabrikation einzuarbeiten. 1960 übernahm er den Betrieb, den er gründlich renovierte und rationalisierte. Im vergangenen Jahr legte Wolfgang Ruzicka die Meisterprüfung in seinem Fach ab. Oberster Grundsatz des Hauses Heller bleibt auch für die Zukunft das Bestreben, zu einem vernünftigen Preis Pralinen von einer Qualität zu liefern, die für sich selbst wirbt.

Bernhard Schneider oHG

Die aus kleinsten Anfängen hervorgegangene Firma ist eine Maschinenfabrik besonderer Prägung, wie es im Frankfurter Raum keine gleichartige gibt. Sie hat keine eigene Konstruktionsabteilung, sondern spezialisierte sich auf die Herstellung von Einzelstücken

nach gelieferten Zeichnungen und Plänen. In diesem Brancheteil genießt die Oberurseler Firma höchste Anerkennung für die Präzision ihrer Erzeugnisse und die termingerechte Erledigung — zwei Vorzüge, die seit je die beste Werbung sind.

Die Gründung des Betriebes erfolgte im Jahre 1928 durch Bernhard Schneider, der Schnitt- und Stanzwerkzeuge fertigte. 1934 kam sein Bruder Karl Schneider als Gesellschafter hinzu, der ebenso wie Bernhard Schneider eine Ausbildung als Werkzeugmachermeister genossen hat.

Im gleichen Jahre wurde die Herstellung von Vorrichtungen für die spanabhebende Fertigung im gesamten Maschinen- und Motorenbau aufgenommen. Man versteht darunter Bohr-, Dreh-, Fräs-, Schleif-, Kontroll- und Rundlaufvorrichtungen in allen Variationen. Heute werden ca. 60 Leute beschäftigt, darunter viele langjährige Mitarbeiter und einige, die über 25 Jahre bei Schneider sind.

Als Rohmaterial dient hauptsächlich unlegierter und legierter Stahl, der auf den hundertstel Millimeter genau gehobelt, gefräst, gedreht, geschliffen und von Spezialmaschinen genau gebohrt wird. Die Spezialwünsche der Kunden — meist große Firmen aus dem In- und Ausland — werden in dem Oberurseler Werk zu Werkzeugen höchster Genauigkeit. Nach nochmaliger Vergrößerung im Jahre 1953 stehen heute rund 800 qm Betriebsfläche zur Verfügung.

Die Inhaber sind gebürtige Oberurseler. Zwei männliche Nachkommen sind auf dem besten Wege, in weiterliegender Zukunft die Geschicke der Firma würdig zu vertreten.

Über 100 Jahre Deutsches Haus

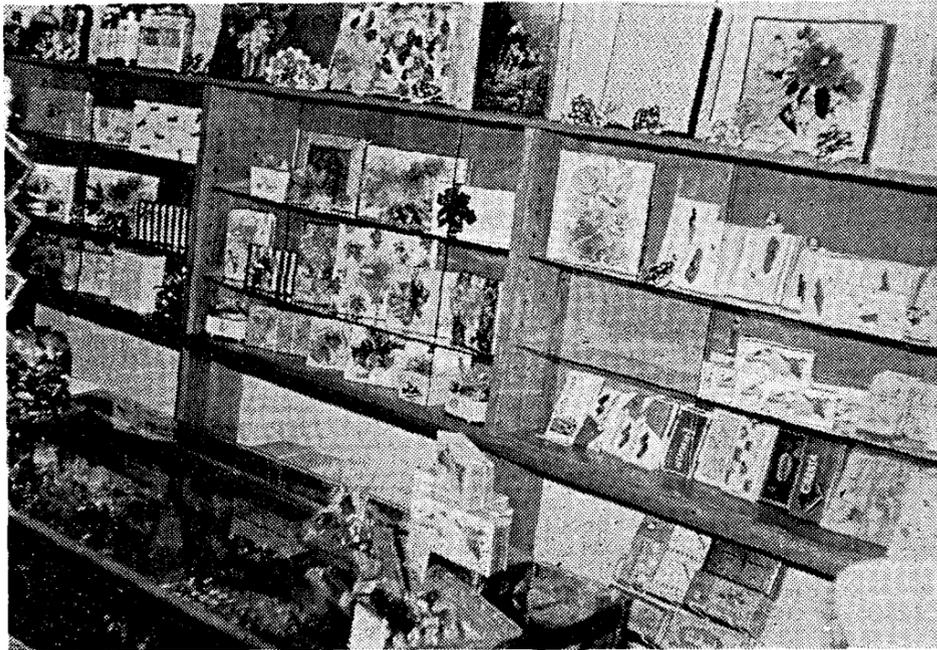
Das Gründungsjahr der heutigen Gastwirtschaft „Zum Deutschen Haus“ in der Ackergasse läßt sich nicht mehr genau feststellen. Etwa um das Jahr 1830 war es, als die Ur-Urgroßmutter des heutigen Besitzers dieses schönste alte Patrizierhaus unserer Stadt, das 1720 — 1724 gebaut wurde, erwarb und hier eine Gaststätte „Zum Römischen Kaiser“ einrichtete. Seit dieser Zeit, also seit rund 130 Jahren ist das Haus in Familienbesitz geblieben. Schon der Vater, Großvater und Urgroßvater des heutigen Besitzers Karl Jamin waren Wirte im „Deutschen“. Im Jahre 1873 wurde der Name der Gaststätte unter dem Eindruck der Reichsgründung umbenannt und trug nun den Namen „Zum Deutschen Kaiser“, den sie bis in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg beibehielt, um nun die Bezeichnung „Zum Deutschen Haus“ anzunehmen.

Der heutige Inhaber Karl Jamin übernahm die Gastwirtschaft im Jahre 1954 von seinem gleichnamigen Vater, nachdem er zehn Jahre lang in Frankfurt, Jena und Bad Homburg sich in renommierten Häusern die Kenntnisse für seinen Beruf angeeignet hatte. Die Tradition des Deutschen Hauses ist auch in Zukunft nicht gefährdet. In Karlheinz Jamin, dem Sohn des derzeitigen Inhabers, der seine Ausbildung als Koch in der Bordküche der Deutschen Lufthansa und zur Zeit im Schloßhotel Kronberg absolviert, steht die fünfte Generation bereit, das Haus in der bewährten Weise weiterzuführen.

Das sehenswerte und unter Denkmalschutz stehende Haus in der Ackergasse beherbergte in den siebziger Jahren für längere Zeit auch die Druckerei des Taunus-Anzeigers, des damaligen Oberurseler Bürgerfreundes.

Über 90 Jahre Salon Ruppel!

Es war nach dem Kriege 1870/71, als der Oberurseler Friseur und Bader Angelus Ruppel, aus dem Feldzug heimkehrend, sich in seiner Vaterstadt als Herrenfriseur und Bader niederließ. Er fing bescheiden an und ging mit seinem Kofferchen zu seinen Kunden ins



Ausstellung von Heller-Pralinen

GLASBAUSTEINE

Profilit-Bauglas

Zellenglas-Bauelemente

Glasbautechnische Beratung,
fachgerechte Verlegung und Lieferung
durch:

EVG-glasbeton

Oberursel (Taunus), Zimmersmühle
Ruf 4878

Besuchen Sie unsere modernen Ausstellungsräume



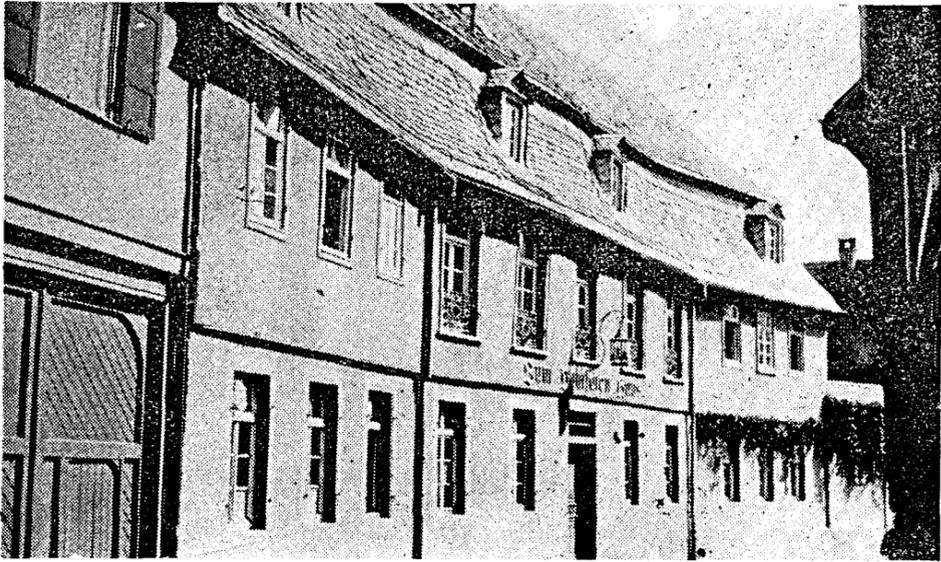
kommt
sowieso
ins Haus!

nutz
das aus!



zum Kochen, Kühlen, Waschen
zur Heißwasserbereitung
u. zum Heizen mit dem Nacht-
strom-Speicherofen

Ausführliche Beratung durch
Elektrizitätswerk Bad Homburg v. d. H.
Louisenstr. 63



Aus dem 17. Jahrhundert stammt das barocke Treppenhaus im „Deutschen Haus“, das zugleich das älteste Gasthaus am Platze ist. Unser Bild zeigt die Außenfront in der Ackergasse

Haus, um sie zu „balbieren“ oder ihnen die Haare zu schneiden. Er konnte aber auch Zähne ziehen oder seinen Kunden Schröpfköpfe aufsetzen. Schon drei Jahr später gründete Angelus Ruppel im Hause Marktplatz 11 ein eigenes Herrenfriseurgeschäft mit bescheidener Einrichtung. Im Jahre 1907 übernahm sein Sohn Eberhard Ruppel das Geschäft und eröffnete mit seiner Frau einen Damensalon. Der neue Geschäftszweig blühte besonders auf, als 1928 die Zeit der kurzen Frauenhaare, des sogenannten Bubikopfes, begann. Zu dieser Zeit übernahm Karl Ruppel in der dritten Generation mit seiner Ehefrau Christine, geb. Spang, das Geschäft und baute das Haus am Marktplatz vollständig um.

Nach modernsten Gesichtspunkten wurden die Räume vollständig neu eingerichtet. Im Jahre 1957 hat Willi Ruppel mit seiner Ehefrau Helmi, geb. Dinges, die Leitung des Geschäftes übernommen. Heute erfüllt das Haus Ruppel alle modischen Wünsche der Damenvelt wie Färbungen, Tönungen, Haarpflege, Dauerwellen, Maniküre, Kosmetik usw.

Die Mutter des heutigen Inhabers, Frau Ruppel sen., die im 82. Lebensjahr steht, freut sich am Aufblühen des Geschäftes, das nun von der vierten Generation im gleichen Hause geführt wird.

75 Jahre Heinrich Döringer

Das heutige Papierwaren-Fachgeschäft, verbunden mit Fotohandlung und Fotolabor Heinrich Döringer wurde 1888, also vor 75 Jahren, von dem Buchbindermeister und Fotografen Heinrich Döringer sen. gegründet. Seine Buchbinderarbeiten wurden allgemein geschätzt, und auch die Stadt Oberursel ließ ihre Ehrenbürgerbriefe bei ihm anfertigen. Im Dachgeschoß seines Hauses in der Strackgasse hatte er das erste Fotoatelier Oberursels eingerichtet. In vielen Oberurseler Familienalben dürften noch Aufnahmen von ihm von Taufe, Kommunion oder Hochzeit zu finden sein. Lichtdruck-Ansichtspostkarten von Oberursel nach Aufnahmen von Heinrich Döringer gingen in alle Welt.

Von den zwanziger Jahren an arbeitete auch der jetzige Inhaber, Heinrich Döringer jun., ebenfalls Buchbindermeister und Fotograf, im Geschäft mit. Er erweiterte die Geschäftsräume und eröffnete die erste Fotohandlung in Oberursel. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde die Buchbinderei endgültig aufgegeben und der dadurch freiwerdende Raum zu einem modernen Fotoverkaufsraum ausgestaltet. Da weitere Erweiterungsmöglichkeiten für das Geschäft in der Strackgasse nicht mehr bestehen, soll demnächst ein neues Geschäftshaus Döringer in der Vorstadt gebaut werden.

76 Jahre Textilhaus Weigand

Im vergangenen Jahr konnte das Textilhaus Weigand in der Unteren Hainstraße auf ein 75jähriges Bestehen zurückblicken. Es wurde im Jahre 1887 von Johann Weigand und seiner Ehefrau Maria in der Eppsteiner Straße 6 gegründet und 1895 in die früher „An der Bleiche“ genannte Untere Hainstraße 3 verlegt, und zwar in die Räume, in denen ein Teil des alten Oberurseler Postamtes untergebracht war. Nach dem Tode des 1924 verstorbenen Gründers Johann Weigand führten zunächst seine Ehefrau und ab 1938 August Weigand und Frau Elisabeth Deschauer, geb. Weigand, das Unternehmen weiter. Räume und Einrichtung wurden laufend erweitert und modernisiert. Heute steht das Geschäft unter der Regie von Elisabeth Deschauer, Wilhelmine Weigand, Margot Weigand und Liesel Wirth, geb. Weigand. Sie alle sind im Sinne der Gründer bestrebt, die Einwohner von Oberursel und Umgebung mit einer reichhaltigen Auswahl hochwertiger und preiswürdiger Textilwaren zufriedenzustellen.

70 Jahre Textilhaus Dau

Im Februar 1893 gründete der Kaufmann Fritz Dau in dem Städtchen Barth in Pommern ein Manufakturwarengeschäft, das rasch aufblühte. Als in dem alten Grundstück keine Erweiterungsmöglichkeiten mehr vorhanden waren, wurde 1913 ein Neubau mit zwei Geschäftsetagen bezogen unter der Firmierung Kaufhaus Fritz Dau. Im Februar 1922, nach

dem Tode des Gründers, übernahm dessen Sohn, Hans Werner Dau, das Geschäft, das weiter aufblühte und mit 35 Angestellten sich zu einem der führenden Häuser der Stadt entwickelte. Im Jahre 1945 beim Zusammenbruch wurde es restlos ausgeplündert, später aber wieder eröffnet und im Jahre 1948 enteignet.

Hans Werner Dau mußte 1948 die Heimat verlassen und kam nach Oberursel, wo er aus allerersten Anfängen heraus die Firma wieder aufzubauen begann. Trotz des schweren Neubeginns gelang es ihm unter der tatkräftigen Mitarbeit seiner Frau, die Firma wieder zu ihrer heutigen Bedeutung zu entwickeln. Das Textilhaus Dau gehört heute in seinen schönen Räumen in der Strackgasse auch in Oberursel zu den angesehensten Geschäften der Stadt.

65 Jahre Homm Wwe. KG

Als der Taunus-Anzeiger gegründet wurde, befand sich in der Ackergasse 7 eine Bäckerei mit Landwirtschaft. Das Haus lag noch innerhalb der alten Stadtmauer und grenzte mit der Rückseite daran. So ergab es sich, daß die Bewohner des Hauses eine eigene Tür durch die Felder und nach Homburg abkürzen konnten. Diese Tür im Hause ist heute noch vorhanden und fand auch Erwähnung in der Erzählung vom „Ackergässer Floss“, dessen Verfasser im Hause Nr. 7 sein Elternhaus hatte. Als Anton Homm im Jahre 1898 das Haus mit dem Grundstück erwarb, baute er es für seine Zwecke um und schuf ein Geschäftshaus, welches man ohne Uebertreibung als Stammhaus der Firmen Homm bezeichnen kann. Die Firma Homm Wwe., K. G., die bereits in der dritten Generation das Geschäft in diesem Hause weiterführt, hat durch einen großzügigen Umbau in den Jahren 1958—1959 dem Haus Ackergasse 7 seine moderne Form gegeben. Hier werden die Kunden in einem modernen Geschäft so bedient, wie es der Tradition der Firma und des Hauses entspricht. Laufende Anzeigen im Taunus-Anzeiger zeigen den Lesern, wie günstig und vorteilhaft

man in diesem alten Fachgeschäft einkaufen kann.

60 Jahre Hotel Waldlust

Das heutige Hotel Waldlust wurde etwa um die Jahrhundertwende gebaut und von der Familie Hepp als Gaststätte und Ausflugslokal geführt. Zu Beginn des zweiten Weltkrieges wurde das Lokal geschlossen und von der Wehrmacht übernommen. Nach dem Kriege fielen die inzwischen leergewordenen Räume der übergroßen Wohnungsnot zum Opfer und mußten Zwangsmieter aufnehmen. Nach jahrelanger Zweckentfremdung erwarb A. Hofmann das Haus und eröffnete es nach umfangreichen Renovierungsarbeiten 1955 wieder als Hotel. Sowohl der Restaurations- wie auch der Hotelbetrieb liefen dank der fachmännischen Leitung sehr gut an, so daß die rund 50 Betten des Hauses fast ständig besetzt sind. Fast jährliche Modernisierungen und Umbauten, u. a. der Einbau eines Personenaufzuges, sorgten dafür, daß heute das Hotel Waldlust zu den renommierten Hotels im vorderen Taunus gehört. Zahlreiche Tagungen und Konferenzen finden laufend in den schöngelegenen und gemühtlichen Räumen der Waldlust statt.

40 Jahre Uhren-Burkard

Im Jahre 1923 gründete der Oberurseler Uhrmacher und Optiker Heinrich Burkard im Hause Vorstadt 15 das heutige Fachgeschäft für Uhren, Optik und Goldwaren, das sich so gut entwickelte, daß er im Jahre 1932 einen modernen Neubau in der Vorstadt 24 errichten konnte. Er legte dabei besonderen Wert auf eine moderne Ladengestaltung und große Schaufenster, die eine Ausstellung des reichen Warenlagers ermöglichten. Im Jahre 1960 starb Heinrich Burkard. Das inzwischen zu einem der bekanntesten Geschäfte Oberursels gewordene Unternehmen wird heute von seiner Witwe weitergeführt. Sie wird von ihren beiden Söhnen tatkräftig unterstützt, von denen der eine als Uhrmacher, der andere als Optiker eine gründliche Ausbildung erfahren haben. Die Tochter des Gründers ist im Verkauf tätig.

ALLES FÜR'S BÜRO



BÜROMASCHINEN, BÜROMÖBEL
ORGANISATIONSMITTEL
BÜROMASCHINEN-REPARATUREN
VERVIELFÄLTIGUNGEN

RUF: 2783

VOM FACHGESCHÄFT

NEUZEIT - BÜRO - ORGANISATION

Walter Schauss, OBERURSEL (TAUNUS), Allee 16

Friedrich
jetzt
ganz
groß!

4 Stockwerke mit schönen Dingen für Ihr Heim erwarten Sie jetzt bei Friedrich.

Kommen Sie und staunen Sie über unser reichhaltiges Angebot in Elektrogeräten, Kücheneinrichtungen, Möbel aller Art, Herde, Fernseher, Radios.

Lassen Sie sich überraschen von unseren günstigen Preisen, die Ihnen viel Geld sparen.

friedrich alles für die Wohnung
günstig unter einem Dach

jetzt Oberursel, Oberhöchstatter Str. 14 schräg gegenüber dem Rathaus,
Bushaltestelle Gartenstraße

**„Neuzeit“-Büro-Organisation
Walter Schauß**

Die Firma „Neuzeit-Büro“ Walter Schauß wurde zu einer Zeit gegründet, da es schwer war, irgendetwas zu liefern, geschweige denn fabrikneue Büromaschinen. Trotzdem gelang es Walter Schauß in diesem Jahr 1946, einige Schreibmaschinen zu besorgen. Er verkaufte sie damals zum Selbstkostenpreis, nur in dem Bestreben, sich für bessere Zeiten einen Kundenstamm zu schaffen. Anfangs führte er das Geschäft noch in seiner Wohnung in der Goethestraße. 1953 zog er um in das Haus Allee 16 und eröffnete hier zwei Jahre später das Ladengeschäft, das im vergangenen Jahr flächenmäßig verdoppelt wurde.

Es ist im Sinne der Branche das einzige Büro-Fachgeschäft am Platz. „Im Sinne der Branche“ muß man in einem solchen Geschäft nämlich das Buchungsmaschinenprogramm beherrschen und Formulare selbst entwerfen, es müssen Büroräume organisationsgerecht eingerichtet und Büromöbel aller Systeme ausgewählt werden. Die dazu erforderlichen Kenntnisse hat sich Walter Schauß in über 30 Jahren in der Fachbranche aus Erfahrung und Liebe zum Beruf angeeignet. Darüber hinaus hat er seinem Geschäft eine Spezial-

reparaturwerkstätte für Büromaschinen angegliedert.

In einem Satz zusammengefaßt: „Neuzeit-Büro“ Walter Schauß führt alles, was zum Büro zählt, aber verkauft nicht nur das, was auf Lager ist, sondern das, was der Kunde braucht, also das, was die Beratung ergibt.

42 Jahre Uhren-Helfrich

Das heutige Fachgeschäft für Augenoptik, Uhren und Goldwaren A. Helfrich, Vorstadt 34, wurde nach dem ersten Weltkrieg im Jahre 1919 von August Helfrich gegründet. Sein unermüdlicher Fleiß und sein Bestreben, dem Kunden zu dienen und ihn zufriedenzustellen, machten sein Fachgeschäft rasch bekannt und beliebt. Werkstatt und Verkaufsraum wurden wiederholt verbessert und dem neusten Stand angepaßt. Durch mehrere Umbauten des Hauses, das früher zur Ackergasse gehörte, wurden große, moderne Geschäftsräume und elegante Schaufensterfronten geschaffen. Geschultes Verkaufspersonal und erfahrene Fachkräfte in den Werkstätten, die den Kunden die Gewähr bester Leistungen geben, hielten mit dem äußeren Wachstum Schritt.

Nach dem Tode des Gründers August Helfrich ging die Geschäftsführung auf seine Tochter Anna Henrich, geb. Helfrich, über, die

schon viele Jahre lang eine Stütze des Unternehmens gewesen war. Heute ist bereits der Enkel des Gründers, Hans Henrich, als Uhrmacher- und Optikermeister in dem Familienunternehmen tätig.

Hotel Mergner

Im Jahre 1957 kaufte die Familie Mergner das Haus Nr. 20 in der Liebfrauenstraße, das im April 1958 als Hotel eröffnet wurde. Das Haus mußte von Grund auf renoviert werden und befindet sich jetzt in seinem letzten Bauabschnitt. Gegenwärtig wird der 2. Stock ausgebaut und die Außenfassade des Hauses erneuert. Das Hotel verfügt über neuzeitlich moderne Fremdenzimmer mit Oelzentralheizung und fließendem warmem und kaltem Wasser. Den Gästen stehen auch Bäder, Duschen und Zimmertelefon zur Verfügung. Für die Unterbringung von Autos ist ein Abstellplatz vorhanden. Das Haus hat sechzehn Betten.

Das Hotel Mergner befindet sich in einer besonders ruhigen Lage, wobei die intime Atmosphäre des Hauses noch dadurch betont wird, daß kein Restaurationsbetrieb vorhanden ist und die Küche nur für das Frühstück und kleinere Speisen der Hausgäste arbeitet. Der Besitzer, Karl Mergner, ist Hotelfachmann

von der Pike auf. Er war längere Zeit im Hotelgewerbe in Frankreich, England und Aegypten in erstklassigen Häusern tätig und spricht mehrere Fremdsprachen. Trotz der ruhigen Lage ist das Hotel Mergner zentral sehr günstig gelegen. Bis in die Vorstadt sind es nur drei Minuten, vor dem Hause ist eine Straßenbahnhaltestelle und der Bahnhof ist nur fünf Minuten vom Hotel entfernt.

Eine fachkundige Bedienung und Betreuung der Gäste ist Grundsatz des Hauses.

Franz Leyer & Sohn

Die heutige Firma Franz Leyer & Sohn wurde 1926 von Franz Leyer gegründet. Franz Leyer war als Mustermacher, Werkmeister, Abteilungs- und Betriebsleiter in führenden Lederwarenfabriken tätig gewesen und hatte sich dort die Fachkenntnisse angeeignet, die ihn in die Lage versetzten, in Oberursel einen eigenen Betrieb, die Lederwarenfabrik Franz Leyer aufzubauen. Nach dem zweiten Weltkrieg trat sein Sohn, im gleichen Fach ausgebildet, in das Geschäft ein. Neben der Fabrikationswerkstatt im Hause Hospitalstraße 2 wurde 1954 in der Vorstadt 27 ein Lederwaren-Fachgeschäft eröffnet, in dem die eigenen Fabrikate verkauft werden können.



Oberursel/Ts., Untere Hainstraße — Telefon 25 79

Seit 76 Jahren das bewährte Fachgeschäft für Damen-Oberbekleidung, Herren-, Damen- und Kinderstrickwaren, Stoffe, Gardinen, Bett-, Haus- und Tischwäsche, Herren-, Damen- u. Kinderwäsche, Strümpfe, Baby-Bekleidung, Berufskleidung

HOTEL UND RESTAURANT

Schützenhof

AN DER ALLEE

GEPFLEGTE HOTELS
MIT VORZÜGLICHEM RESTAURANT

*

SEPARATE RÄUME
FÜR FAMILIENFEIERN
UND TAGUNGEN

Parkhotel Schnitker

FELDBERGSTRASSE 15/17

Hellers Pralinen

über die Grenzen der Stadt hinaus ein Begriff

Wir bieten Ihnen ein in langjähriger Erfahrung gereiftes Pralinenortiment mit ca. 35 verschiedenen Sorten.

SPEZIALITÄTEN: Sahnetrüffel
Sahnekaramellen
Orange- und Ingwer-Stäbchen
Kognakkirschen mit Stiel

Pralinenkauf ist Vertrauenssache!

Eine große Auswahl an Geschenkbonbonnieren in jeder Größe ist ständig vorrätig.

Alle Aufträge, auch Postpäckchen, werden prompt und zuverlässig erledigt.

Oberursel (Taunus)

Verkauf Altenhöfer Weg 6



Ferdinand Metzler

Fabrik für Spezialholzkohle

Weißkirchen/Taunus, Memeler Straße 4

Telefon Oberursel 39 00

Holzkohlen für jeden Bedarf

auch für Handwerker und Industrie sowie für Grillzwecke

Textildruckerei Oberursel GmbH.

Oberursel (Taunus), Weißkirchener Weg 1-3

Deutsche Werkstätten Textilgesellschaft m. b. H.

Oberursel (Taunus), Weißkirchener Weg 1

Ernst Kopp & Cie.

Oberursel (Taunus), Tabaksmühlenweg

Der vordere Taunus

Das Verbreitungsgebiet des Taunus-Anzeigers

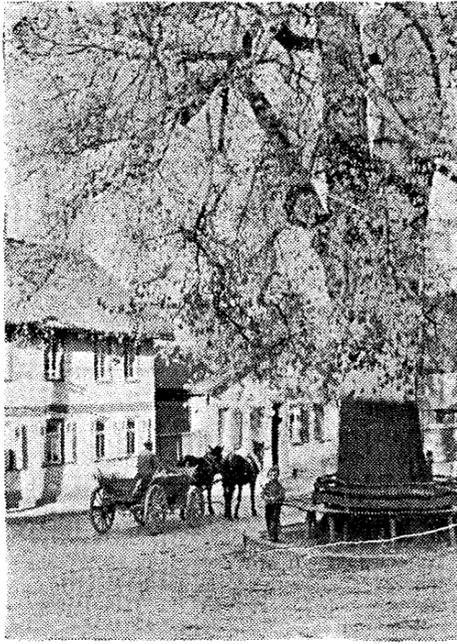
Stierstadt

Zwischen zwei sanften Höhenrücken eingebettet, zu beiden Seiten des Altbaches und umgeben von einem Kranze fruchtbarer Obstbäume, liegt das Dorf Stierstadt, man könnte sagen Alt-Stierstadt; denn Stierstadt gliedert sich heute in zwei räumlich voneinander getrennte Ortsteile, den ehemaligen Dorfkern und die nach dem ersten Weltkrieg entstandene und später weitergeführte Siedlung.

Die ältesten Aufzeichnungen deuten darauf hin, daß Stierstadt schon bei Beginn der heutigen Zeitrechnung bestanden hat. „Steinernes Haus“ und „Steinerne Straße“ lassen den Schluß zu, daß römische Soldaten vielleicht hier auf vorgeschobenem Posten standen, zum mindesten, daß durch Ort oder Umgebung eine Straße führte, die das Römerlager an der Nidda bei Hedderheim mit den Befestigungen nördlich des Taunuskammes verband. Als Stierstadt im Jahre 1950 sein 1200jähriges Bestehen feierte, nahm man als Zeitpunkt der Entstehung das Jahr 750 an. Der Name der Siedlung hat im Laufe der Zeiten verschiedene Aenderungen erfahren. Seit Mitte des 14. Jahrhunderts ist die heutige Bezeichnung „Stierstadt“ geblieben. Ueber Entstehung und Bedeutung der alten Bezeichnungen Steorstadt, Teorstadt u. a. kann man verschiedener Auffassung sein.

Politisch hat der Ort im Laufe der Zeit viele Herren gehabt: das Kloster Lorsch, die Herren des Niddagaues, den Grafen von Nörings, Cuno von Münzenberg, die von Bollanden, von Königstein, von Eppstein und schließlich den Grafen von Stollberg. Nach dem Tode des Grafen von Stollberg kam die ganze Herrschaft Königstein, damit auch Stierstadt und Oberursel, zum Erzbistum Mainz. Die Auswirkungen der religiösen Streitigkeiten nach der Reformation zeigten sich auch in Stierstadt. Einwohner, die der neuen Lehre anhängen, mußten entweder auswandern oder ihre Konfession wechseln, galt doch der Rechtsgrundsatz: cuius regio, eius religio.

Schwere Zeiten brachen herein, als der Dreißigjährige Krieg ausbrach und unser



Dorfstraße in Stierstadt

deutsches Vaterland schwer heimgesucht wurde. Die Vortaunuslandschaft als der Weg zu den großen Völkerstraßen durch Wetterau und Maintal hatte ganz besonders unter dem Durchmarsch der bewaffneten Scharen und des sie begleitenden Trosses zu leiden. Zuerst waren es Spanier, befreundete Truppen, die Stierstadt vollständig ausplünderten. Am 6. Juni 1622 steckten die Soldaten Christians von Braunschweig das Dorf in Brand.

Als der Braunschweiger, bei Höchst geschlagen, flüchtete, folgten die Kaiserlichen unter Tilly. Nach einigen einigermaßen ruhigen Jahren folgten 1631 Schweden und Hessen. Zweimal brachten die Stierstädter sich mit ihrer bewertlichen Habe hinter den schützenden

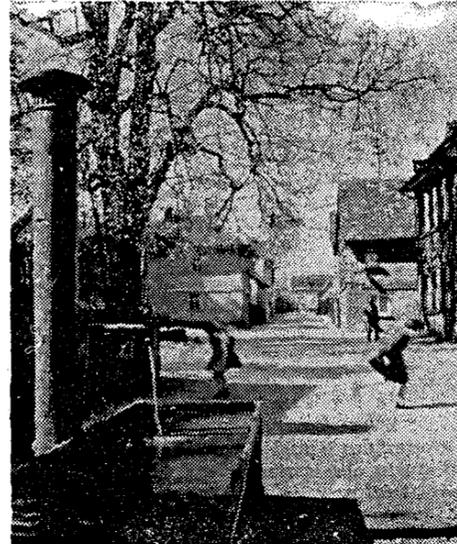
den Mauern Oberursels in Sicherheit. Was an fremden Völkern in der Folgezeit in Deutschland auch umherzog und den Weg von Norden nach Süden nahm — unter allen hatte Stierstadt zu leiden. Man kann sich die Freude der Gemeinde ausmalen, als 1648 die Friedensglocken läuteten und der Schrecken ein Ende nahm. Der unermüdete Fleiß der Bewohner ließ bald aus Schutt und Asche ein neues Stierstadt erstehen. Lange sollte allerdings der Friede nicht dauern. Wieder sah das Dorf fremde Besatzungen, Kaiserliche, Franzosen, Sachsen u. a. in seinen Mauern, die der Bevölkerung durch Brandschatzung, Plündern und Diebstahl arg zusetzten.

Der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich von 1756—63 zog auch Stierstadt, weitab von den beiden Kriegführenden, in Mitleidenschaft. Die Franzosen, mit Oesterreich verbündet, zogen nach Norden, und zwei volle Jahre lagen Franzosen in Stierstadt im Quartier. Wie groß in dieser Zeit die Not war, geht daraus hervor, daß zu Fuhrleistungen im ganzen Dorf kein Stück Zugvieh mehr vorhanden war. 40 Friedenstahre Jahre des Aufbaues, folgten. 1792 zogen die französischen Revolu-

tionsheere auf ihrem Rückzug, gefolgt von den Kaiserlichen, durch die Gegend des südlichen Taunus. Beiden Parteien mußte Stierstadt wieder seinen Tribut zahlen. Als Napoleon 1803 die vielen kleinen Staaten links des Rheins verschwinden ließ und die geistlichen Fürstentümer auflöste, kam Stierstadt, das zum Kurfürstentum Mainz gehört hatte, an Nassau-Usingen. Als 1806 der Korse aus den nassauischen Besitzungen ein „Herzogtum Nassau“ schuf, wurde das Dorf für 60 Jahre nassauisch. Nachdem 1813 die letzten Franzosen Stierstadt verlassen hatten, kamen ungeliebte Gäste aus dem Osten. Russische Kosaken suchten auf räuberische Weise in Stierstadt Beute zu machen. Mit Hilfe der Oberurseler Schützen wurden sie gefangen und nach Oberursel gebracht. Von den fremden Truppen war der Typhus eingeschleppt worden, und innerhalb eines halben Jahres starben an dieser Krankheit 15 Personen. Wieder stand nach Kriegsende die arme, ausgeplünderte Gemeinde vor schweren Aufgaben. Bald aber waren die Kriegsschäden geheilt und die Besatzungslasten wieder abgetragen.

Die fortschreitende Kultur ging auch nicht ganz an Stierstadt vorüber. Die Zehntablösung, d. h. die Befreiung von Abgaben, die nach altem Recht zu zahlen waren, war für die Einwohner eine fühlbare Erleichterung. Vermessung und Konsolidierung des Grundbesitzes brachten mehr Ordnung in die Wirtschaft des einzelnen.

Etwas Unruhe in den geruhsamen Tagesablauf des Dorfes brachten die Jahre 1859 bis 1862, als die Bahn von Frankfurt nach Bad Homburg gebaut wurde. Stierstadt war zwar nicht selbst Bahnstation geworden, aber es war an den Verkehr angeschlossen. Bald aber wurde wieder die friedliche Ruhe des Dorflebens gestört: 1866, im deutschen Bruderkriege, der Nassau Preußen einverleibte, und als 1870 Väter und Söhne der Gemeinde in den Kampf ziehen mußten. In den darauffolgenden Jahren des Friedens ging die Aufwärtsentwicklung des Dorfes weiter. Im Jahre 1900 wurde mit dem Bau der Wasserleitung begonnen, die im folgenden Jahre fertiggestellt worden ist. Zur gleichen Zeit erstrahlten die Zimmer und Kammern der Häuser abends im Scheine elektrischer Beleuchtung.



Brunnen in Stierstadt



Seit über 50 Jahren



Modelle in Holz und Metall

Kokillen für Leichtmetall

Formen aus Stahl

Sand- u. Kokillenguß aus Leichtmetall

Josef Kleebach GmbH. & Co. KG.

Weißkirchen am Taunus - Feldstraße 7

Telefon Oberursel 2217

Seit



1912

WILLI OPPERMANN

Schreinereibetrieb • Fenster

Türen • Innenausbau

Stierstadt am Taunus, Weißkircher Straße 37

Telefon Oberursel 2387

Scheele & Co.

Polsterwarenfabrik

Oberursel (Taunus)

Philipp-Reis-Straße 2-6

Hersteller sämtlicher Arten von
Matratzen, besonders der durch
Rundfunk und Fernsehen
bekannt gewordenen

Rotband-Matratzen



Der „schiefe Turm“ von Stierstadt

Wieder einmal wurde der wirtschaftliche Aufschwung durch kriegerische Wirren unterbrochen. Am 2. August 1914 und in den folgenden Tagen und Monaten verließen viele Söhne des Dorfes ihre Familien und Arbeitsstätten. Der erste Weltkrieg mit seinen traurigen Begleiterscheinungen machte sich auch in Stierstadt bemerkbar. Von 186 Einwohnern, die ins Feld ziehen mußten, kehrten 36 nicht mehr zurück. Am Weihnachtsabend 1918 rückte französische Besatzung in das Dorf ein. Da Stierstadt gerade an der Grenze des besetzten Gebietes lag, Oberursel und Frankfurt/M. aber vom Feinde frei blieben, konnte ein Großteil der Bevölkerung, der seine Arbeitsstätten in diesen Städten hatte, nicht oder nur mit großen Schwierigkeiten dorthin gelangen. Auch diese Zeiten gingen vorüber.

Bereits im Jahre 1909 hatte die Gemeinde Gelände zu Siedlungszwecken bereitgestellt, um der damals schon herrschenden Wohnungsnot zu steuern. Das Bauprojekt wurde aber erst nach Kriegsende in Angriff genommen, und es entstand ein neuer Ortsteil, heute kurz „Die Siedlung“ genannt. Die Inflation 1923 zerstörte so manchen Traum und machte manche Hoffnung vieler Baulustiger zunichte. Langsam ging es wieder aufwärts, unterbrochen durch manchen Rückschlag in den Jahren 1927-33. Die Gemeindekasse hatte mancher Not zu steuern, als viele Familienväter arbeitslos wurden. Im Jahre 1933 und in den folgenden Jahren schien es besser zu werden. Arbeitslose gab es nicht mehr aber es war eine Scheinblüte, hervorgerufen durch Arbeitsbeschaffung in falscher Richtung und auf einem verderblichen Gebiet. Zuerst getarnt, später offen wurde gerüstet. Als im August 1939 in dunkler Nacht zuerst die ersten Gestellungsbefehle kamen, als die Veteranen des 1. Weltkrieges zu Einsatzübungen eingezogen wurden, da konnte man nur ahnen, wie groß das Unglück sein würde, das über das deutsche Volk hereinbrechen würde. Am 24. 8. 1942 warfen feindliche Flieger auch über unserem Dorf, hauptsächlich an der Siedlung, Spreng- und Brandbomben. Ein Haus brannte vollständig nieder, während die übrigen durch beherrschtes Zugreifen der Inhaber, der Nachbarn und der Feuerwehr teilweise gerettet

werden konnten. Durch Angriffe auf Frankfurt/M. wurden Abertausende ausgebombt, und an den Tagen nach solchen Angriffen wälzte sich der Strom der obdachlos gewordenen auf das Land. Auch Stierstadt nahm eine große Anzahl dieser Armen auf. In den letzten Märztagen 1945 fielen plötzlich nachts sofort nach Alarm Brandbomben, diesmal in den Dorfkern. Im Nu stand eine ganze Anzahl von Gebäuden in Brand, die zum Teil vollständig niederbrannten. In der Untergasse kam die Familie Nik. Aumüller in ihrem brennenden Hause um, da bei dem schnellen Umsichgreifen des Brandes keine Hilfe mehr möglich war. In der letzten Phase des Krieges sollte das Dorf noch in Verteidigungszustand durch Anlage von Panzersperren gesetzt werden. Doch die Vernunft siegte und die Anlagen unterblieben. Am Gründonnerstagnachmittag rollten die ersten amerikanischen Panzer aus Richtung Weißkirchen in das Dorf, nachdem es zwei Tage vorher und in der letzten Nacht in seinem Außenbezirk nach der Bahn noch feindlichem Artilleriebeschuss ausgesetzt war, der aber, Gott sei Dank, keinen wesentlichen Schaden anrichtete. Feindliche Besatzung kam nicht ins Dorf, abgesehen von einem Kommando, das kurze Zeit in der Schule einquartiert war.

Allmählich trafen die ersten ehemaligen deutschen Soldaten ein, die aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen worden waren, andere folgten. Das Jahr 1946 brachte Stierstadt und dem ganzen deutschen Volk neue Lasten. Volksdeutsche aus dem Sudetenland, aus Schlesien und den anderen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie wurden von Grund und Boden vertrieben und nach dem Westen abgeschoben. In Stierstadt fanden über 300 Vertriebene eine neue Heimat und gründeten sich eine neue Existenz.

Stierstadt erhielt die erste Industrie, als im Jahre 1891 der Fabrikant Julius Schopflocher aus Frankfurt/M. außerhalb des Dorfes eine Bronze- und Blattmetallfabrik einrichtete, deren Gewerbesteuerträge den Gemeindefiskus wesentlich füllten. Die Anlagen vergrößerten sich, und die Zahl der Beschäftigten stieg. Wohl war es keine angenehme Industrie, denn das mahelnde und knirschende Geräusch

der Stampfmaschinen wurde oft unerträglich. Oftmals mußte die Stierstädter Feuerwehr ausrücken, um die in den Fabrikanlagen entstandenen Brände zu löschen oder den Schaden von kleineren oder größeren Explosionen zu beheben. In den späten Abendstunden des 18. Juni 1941 schossen gegen 23 Uhr haushohe Feuersäulen gegen den nächtlichen Himmel, und drei in Bruchteilen einer Sekunde erfolgende Explosionen erschütterten Stierstadt und die Umgegend. Aus nicht bekannten Ursachen wurde das ganze Werk in Sekunden in eine glühende Hölle verwandelt, in der acht Arbeiter, die nicht mehr ins Freie flüchten konnten, den Tod fanden. Das Werk wurde nach Wehrheim verlagert, und in den Trümmern baute sich die Gold- und Silberscheideanstalt Frankfurt/M. einen Teilbetrieb auf. Weiter entstand u. a. nach dem Kriege in den Resten ehemaliger Fabrikgebäude eine Seifenfabrik. Als 1946-47 sich die ersten sudetendeutschen Flüchtlinge in unserem Dorfe und der Umgegend ansiedelten, gilt es für diese heimat- und brotlos gewordenen Brüder eine neue Existenz aufzubauen. Männer aus ihren eigenen Reihen suchten das Schicksal zu meistern, und sie begannen nach einer Möglichkeit zu schauen, um diese Menschen in ihrem erlernten Berufe, der Herstellung von Glas und Glaswaren, zu beschäftigen. In ihrer alten Heimat, im Sudetenland, hatten sie eine Industrie zurücklassen müssen, die in früheren Jahren für viele Millionen Mark jährlich in aller Herren Länder exportierte.

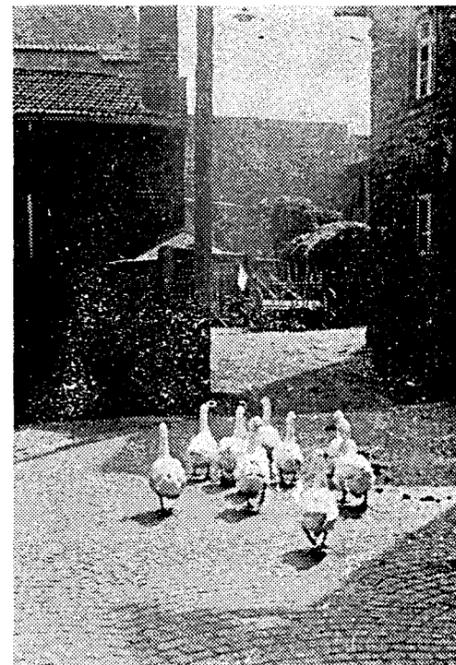
In den Trümmern der ehemaligen Bronze- fabrik legten optimistische Heimatvertriebene den Grundstein für das neue Unternehmen: die Hessen-Glaswerke G. m. b. H., Stierstadt, das unter großen Opfern der Beteiligten und mit schier unübersehbaren Schwierigkeiten Schritt für Schritt aufgebaut wurde, mit dem Erfolg, daß ein großer Teil der hier und in der Umgebung ansässig gewordenen Flüchtlinge in dem erlernten Gewerbe wieder Arbeit und Brot finden konnte.

1963 über 3000 Einwohner

An der Stelle, wo die heutige Kirche steht, wurde im Jahre 1348 eine dem hl. Sebastianus geweihte Kapelle erbaut, in der alle 14 Tage durch einen Kaplan aus Oberursel Gottesdienst abgehalten wurde. Durch die Kriegszeit verfiel das Kirchlein und mußte 1670

renoviert werden. Gelegentlich hielten ab 1692 Kapuziner aus Königstein in der Kapelle in Stierstadt den Gottesdienst ab. 1826 wurde die alte Kirche, an der man um 1750 noch einmal umfangreiche Reparaturen vorgenommen hatte, vergrößert und vollständig neu aufgebaut. Da sie bei der stets wachsenden Bevölkerungszahl — heute etwas über 3000 — die Gläubigen nicht mehr alle aufnehmen konnte, wurde sie 1931 durch den Anbau von zwei Seitenschiffen vergrößert. 1898 wurde Stierstadt, das seit seinem Bestehen zu der Pfarrgemeinde Oberursel zählte, eine selbständige Vikarie und später zur Pfarrei erhoben.

Seit 1000 Jahren steht Stierstadts Wahrzeichen, die Linde, ein mächtiger Baum, dessen Stamm einen Umfang von 4,30 m hat. Weit streckt sie ihre Aeste ausladend über den freien Platz vor der Kirche. Sank auch Stierstadt in Kriegswirren in Schutt und Asche, die Linde überlebte und überdauerte schlechte und gute Zeiten.



Idyll aus Stierstadt

Weißkirchen

Weißkirchen liegt im Wiesental des Urselbaches, welches sich besonders im nordöstlichen Teile der Gemarkung noch unverändert erhalten hat. Der alte Kern des Dorfes schmiegt sich unmittelbar an den Lauf des Baches an. In engem Bereiche, der nur dreihundert Meter im Geviert umfaßt, finden sich fast alle historischen Stätten des Dorfes, die siebenhundertjährige Linde und in ihrer Nachbarschaft das Elternhaus Henningers, die alte Johanniskirche und die „Steinerne Straße“, die an den sagenumwobenen Flurscheiden der „Mauer“, der „Wingerten“ und des „Mönchhohl“ vorbei nach Sankt Crutzen zog. Um diesen alten Kern und in neuerer Zeit entlang den Straßen nach Süden und Norden hat sich die Gemeinde zu ihrer heutigen Größe und Ausdehnung entwickelt.

Weißkirchen wird erstmalig im Jahre 1171 in einer eppsteinischen Urkunde, und zwar bereits als Dorf, erwähnt. Es dürfte jedoch älter sein und ist vielleicht wie seine Nachbargemeinden Oberursel, Oberstedten, Kalbach, Steinbach, Stierstadt und Oberhöchstadt in karolinischer Zeit entstanden. Hinweise darauf gibt die Zugehörigkeit Weißkirchens zur einstigen Bonifatiuskirche Sankt Crutzen, deren bedeutendste Filialgemeinde es war. Vor einigen Jahrzehnten hat man weiterhin Belege für eine Vorläuferin der Johanniskirche, nämlich die Sankt-Margarethen-Kapelle in der unteren Au gefunden. Sie muß

während langer Zeit als Behelfskirche des Dorfes neben seiner Mutterkirche Sankt Crutzen gedient haben, da die Johanniskirche schon um 1350 bestand. Weißkirchen war bis zum Niedergang der Kirche St. Crutzen untrennbar mit dieser bereits 799 gegründeten Kirche verbunden. Daher kommt es wohl, daß keinerlei Urkunden über Schenkungen oder Stiftungen vorliegen, wie sie die Nachbargemeinden aus frühester Zeit als Belege für ihr Bestehen heranziehen können.

Weißkirchen machte, wie die meisten Orte seiner Umgebung, die geschichtliche Entwicklung seiner jeweiligen Herrschaft mit. In alten Zeiten gehörte es zum Niddagau, der später in einzelne Landgerichte, sogenannte Grafschaften unterteilt wurde. Im Jahre 1171 waren die Münzenberger, ab 1255 die Falkensteiner und ab 1418 die Eppsteiner Herren des Ortes. Im Jahre 1535, nach dem Aussterben der Linie Eppstein-Königstein, fiel die Grafschaft Königstein, der Weißkirchen angehörte, an die Stolberger und 1581 an das Kurfürstentum Mainz. Mit der Säkularisation wurde dieses 1803 aufgehoben und Weißkirchen fiel an Nassau. 1866 wurde Nassau und damit Weißkirchen von Preußen einverleibt, dem es schließlich von 1870 bis 1945 innerhalb des deutschen Reiches angehörte.

Weißkirchen hat viel unter Kriegen und Kämpfen leiden müssen. Im 14. und 15. Jahrhundert wurde es in die Fehden der Ritter

FS
Seit 1927

Franz Simon
Maler und Weißbindergeschäft
Weißkirchen (Ts.), Bahnhofstraße 40
Telefon Oberursel 37 31

●
●
●
●

Reiche Tapetenkollektionen führender Firmen.

Elektro-Lachenmeier

MESSEBAU

Weißkirchen/Ts., Feldbergstraße 17
Telefon Oberursel 21 80

DAMEN-FRISIER-SALON

Irmgard Hercher
Weißkirchen (Taunus)
Bahnhofstraße 15
Telefon Oberursel 36 21

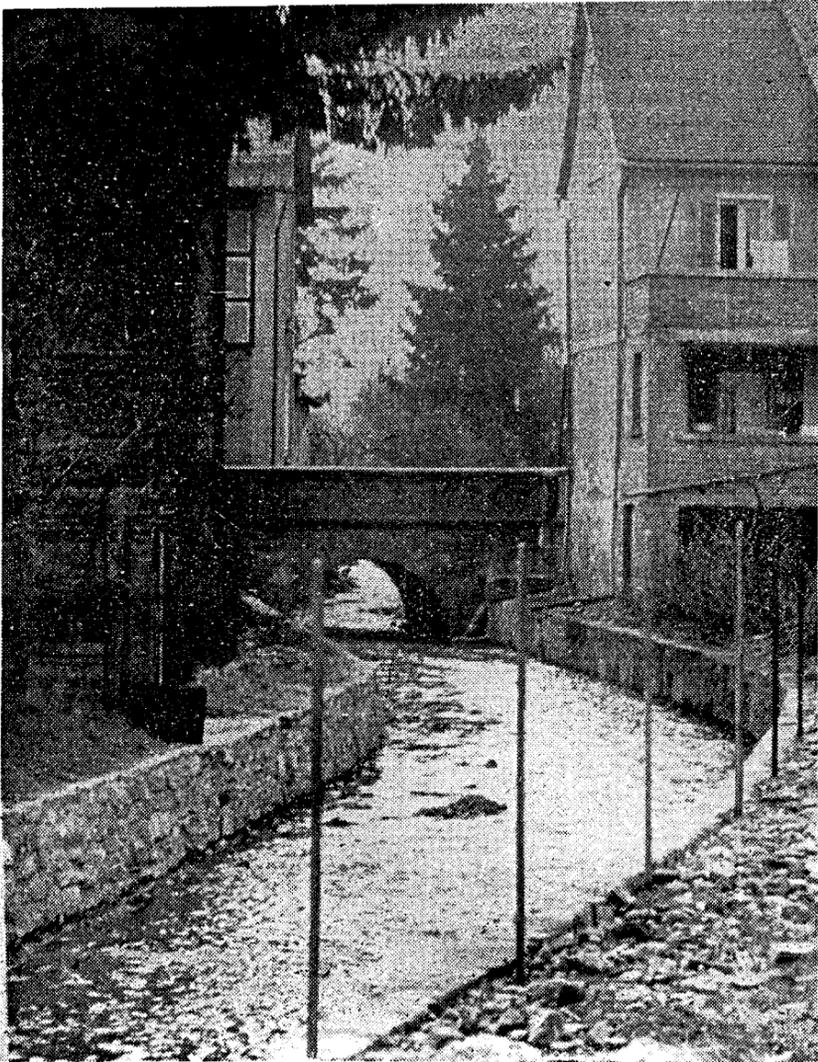
Kosmetik
Parfümerie
Schönheitspflege

Individuelle und schnelle Bedienung

Wilhelm Ritsert
Weißkirchen (Ts.)
Homburger Straße 14
Telefon Oberursel 30 81

● Haus- und Küchengeräte
● Glas und Porzellan
● Gartengeräte

Wir fertigen auch:
■ **Tore · Gitter · Zäune**
und alle übrigen Schlosserarbeiten



Auch Weißkirchen liegt am Urselbach

und Städte hineingezogen. Der schmalkaldische Krieg, der Dreißigjährige Krieg, die nachfolgenden französischen Kriege am Ende des 17. Jahrhunderts und die fast ununterbrochenen Kriegsjahre von 1732 bis 1801 brachten den Einwohnern viel Leid und Not. Das Dorf wurde am 6. Juni 1622 von den Braunschweigern völlig niedergebrannt. Oftmals suchte die eingeschüchterte Bevölkerung in den Mauern Oberursels Zuflucht. Die Kriegszüge Napoleons brachten neue Entbehrungen und Repressalien. Einquartierungen und Zwangsrequisitionen fremder Truppen waren bis zum Jahre 1815 an der Tagesordnung. Die nachfolgenden Kriege von 1866 und 1870 wirkten sich in Weißkirchen, allgemein gesehen, nicht aus. Dagegen hatte der erste Weltkrieg lange Besatzungsjahre im Gefolge.

Weißkirchen hat alle Kriegsnot und Drangsale überdauert und sich trotz des vielfachen politischen Wechsels zu einer ansehnlichen Gemeinde entwickelt. Vor dem Dreißigjährigen Krieg hatte das Dorf 57 Familien, also etwa 200 Einwohner, am Ende des Krieges gab es nur noch 18 Einwohner. Bereits 1776 war die Einwohnerzahl wieder auf knapp dreihundert angestiegen. Die nassauische Zeit brachte einen neuen Aufschwung, 1840 zählte man 476 Einwohner, 1884 waren es 635. Der weitere Anstieg der Einwohnerzahl wurde nach dem ersten Weltkrieg gebremst, sie hielt sich von 1925 bis 1939 bei rund 900. Die Flüchtlinge des zweiten Weltkrieges brachten einen plötzlichen Anstieg auf rund 1400 Einwohner. Inzwischen hat sich die Gemeinde durch allmählichen Zuzug organisch auf eine Einwohnerzahl von 2250 vergrößert.

Die Gemeinde besitzt seit 1855 ein eigenes Schulgebäude, in dem zur Zeit vier hauptamtliche Lehrkräfte unterrichten. Weißkirchen

ist an der Oberklassenschule in Stierstadt beteiligt und plant für die nächsten Jahre den Ausbau der eigenen Schule auf dem Gelände hinter der neuen Kirche. Weißkirchen hat mit Stierstadt eine gemeinsame Wasserversorgung, die augenblicklich durch einen neuen Behälter von 200 cbm Inhalt ergänzt wird. Die Abwasserkläranlage betreibt Weißkirchen seit 1959 gemeinsam mit Oberursel und Stierstadt. Der Ausbau des Kanalnetzes wird bis zum Jahre 1966 vollendet sein, ebenso auch der Ausbau der Gemeindestraßen.

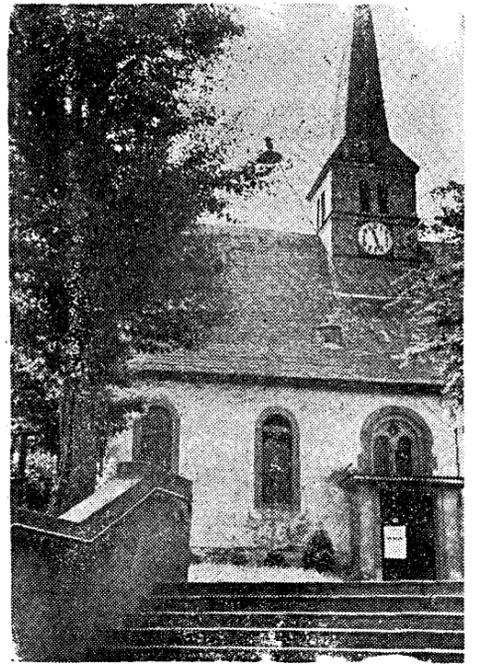
In Weißkirchen, das früher ausschließlich Ackerbau trieb, gibt es heute nur noch sieben, allerdings größere Landwirtschaften. Es ist Wohnsiedlung vieler Arbeiter und Angestellten geworden, die in die nahegelegenen Städte Oberursel, Bad Homburg und vorzugsweise Frankfurt zur Arbeit fahren. Neben der altansässigen Industrie, einer Ceresinfabrik, einer Fabrik für Modell- und Formenbau, einer Fenster- und Türenfabrik, einem mechanischen Betrieb, einer Elektromotorenwerkstätte und einer Holzkohlenfabrik, hat sich im laufenden Jahre eine Anzahl neuer Betriebe im neu erschlossenen Industriegebiet an der Oberurseler Stadtgrenze angesiedelt, darunter ein Hersteller von Thermometern und Thermosflaschen, eine Fabrik für Autozubehör und eine weitere für neuzeitliche Entlüftungs- und Entstaubungsanlagen.

Das Jubiläum des Taunus-Anzeigers gibt Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß Weißkirchen auch in der Geschichte der Oberurseler Zeitungen eine Rolle spielte. War es doch Alois Henninger, der 1850 die erste Oberurseler Zeitung, den „Taunuswächter“ ins Leben rief und damit viele Geschehnisse seiner Zeit der Vergessenheit entriß. Zwar in Stierstadt geboren, lebte Henninger lange Zeit in Weißkirchen und hat dieses Dorf mit einem rei-

chen Kranz von Schilderungen aus Geschichte und Sage in Versen und in Prosa umgeben. Henningers Vater war Lehrer in Weißkirchen, Henninger selbst verlor wegen Unterstützung des Bürgeraufstands seine Anstellung als Lehrer im Fürstentum Nassau und widmete sich literarischer Tätigkeit. Friedrich Stoltze war sein Freund. In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg fanden die sinnigen Gedichte des Weißkirchener Georg Bode Aufnahme im „Oberurseler Bürgerfreund“ dem jetzigen Taunus-Anzeiger. Schließlich setzte der gebürtige Bommersheimer Johann Stimpert, auch unter dem Namen „Josti“ bekannt und in Weißkirchen beheimatet, das Zusammenwirken zwischen Oberursel und Weißkirchen fort. Er hat sich weit über das Niveau eines bloßen Berichterstatters erhoben. Es ist bedauerlich, daß seine so reizvollen „Altbommersheimer Erinnerungen“ nicht in Buchform vorliegen. Hochbetagt hat er erst kürzlich seine Mitarbeit eingeschränkt.

Eine weitere Berühmtheit Weißkirchens war Dr. Jakob Brand, der von 1809 bis 1827 die Weißkirchener Pfarrei innehatte und anschließend der erste Bischof der Diözese Limburg wurde. Jakob Brand wurde 1776 in Mespelbrunn geboren, studierte in Mainz und Aschaffenburg und wurde 1802 in Mainz zum Priester geweiht. Er wirkte schon seit 1799 als Lehrer und ab 1802 als Professor am Gymnasium in Aschaffenburg. Gleichzeitig Pädagoge, Philologe, Geschichts- und Naturwissenschaftler verfaßte der gewandte Redner und Schriftsteller schon in dieser Zeit mehrere Werke für die Schule und den Gottesdienst. Auch war er Präses der Herren- und Bürgersolidarität.

1809 zog er — obwohl „Ausländer“ — als Pfarrer in das nassauische gewordenen Weißkirchen ein, dem damals noch Kalbach als Filiale angegliedert war. Trotz seiner vielen Arbeit, zu deren Bewältigung er sich seit 1814 auf eigene Kosten einen Kaplan hielt, wirkte er auch über die Grenzen seiner Pfarrei hinaus. Er verschaffte den zweihundert Katholiken Bad Homburgs 1812 eine Kirche, die er selbst ausstatten ließ und betreute. Beim Aufbau der nassauischen Schulorganisation arbeitete er tätig mit und wurde 1817 Schulin-spektor. 1814 wurde Brand zum Dekan des Landeskapitels Königstein gewählt und wurde 1822 vom nassauischen Ministerium dazu bestimmt, auch das Dekanat Höchst mit-zuverwalten. 1825 wurde er von der Geistlichkeit zum Landstande und Vertreter im Landtage gewählt. Die Theologische Fakultät der Universität Würzburg ernannte Brand

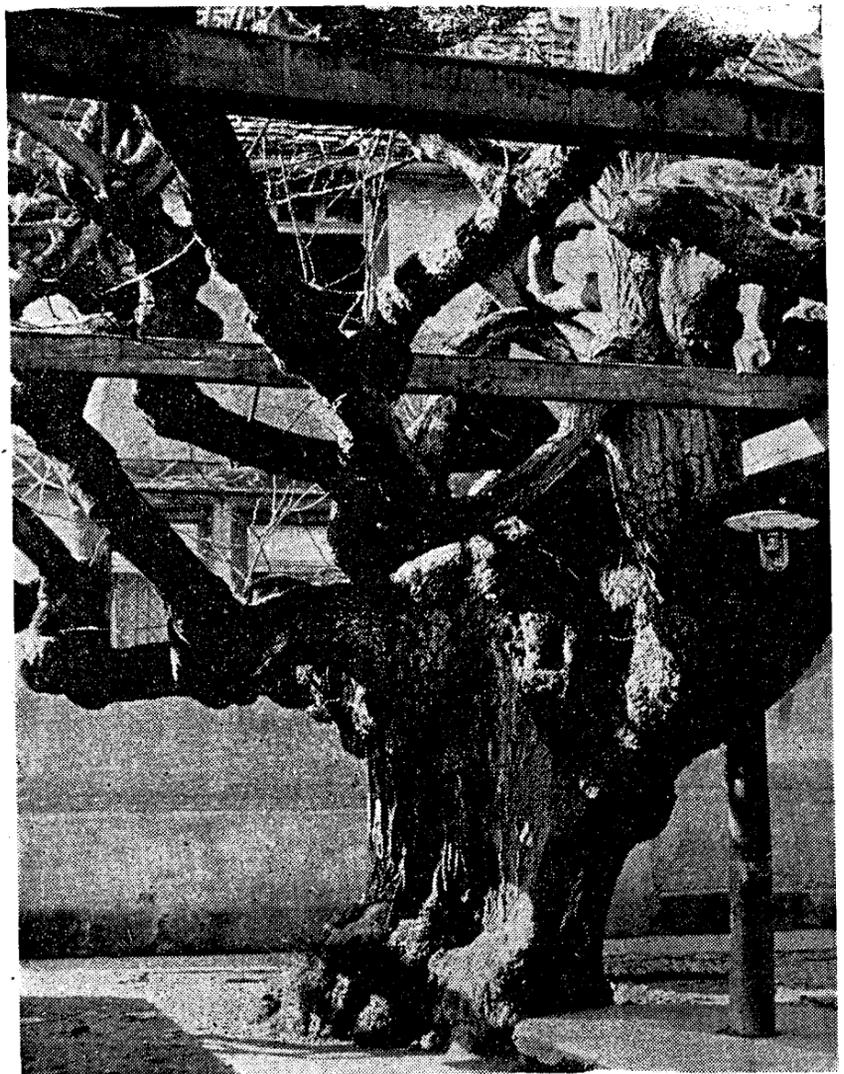


Die Kirche in Weißkirchen

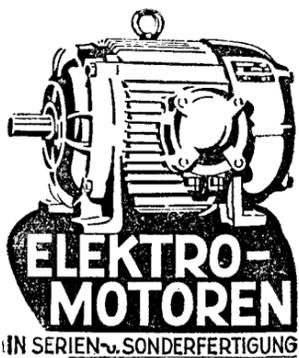
1821 zum Ehrendoktor, ebenso später 1830 die Universität Gießen.

Nachdem 1821 das Bistum Limburg errichtet worden war, wurde der Geistliche Rat und Landdechant Dr. Jakob Brand 1827 nach mancherlei Schwierigkeiten erster Bischof zu Limburg. Er empfing im Oktober 1827 in der Castorkirche zu Koblenz durch den Trierer Weihbischof Milz die Bischofsweihe und reiste schließlich am 9. und 10. Dezember nach Limburg, wo am 11. die Inthronisation in der säkularisierten Stiftskirche St. Georg stattfand.

Sein erstes Hirtenschreiben verfaßte Bischof Brand noch in Weißkirchen, es ist mit der im Wappen von Weißkirchen dargestellten Kirche geschmückt. Er hatte während seiner unerwartet kurzen Regierungszeit mit vielerlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Er förderte besonders die Vorbildung der Priester durch Errichtung von Seminaren und suchte die Säkularisation und ihre Folgen zu überwinden. Er starb 1833 nach kurzem Krankenlager an einem Nervenschlag und wurde als erster Bischof im St. Georgsdom beigesetzt. (Geschichtliche Angaben von Joh. Schmidt, Dr. Brand nach der Schrift von Ferd. Ebert.)



Die Linde, ein Wahrzeichen von Weißkirchen



IN SERIEN- u. SONDERFERTIGUNG

**Elektromotoren
und Apparatebau
Neufertigung
Reparatur
Ankerwickelerei**



Bahnhofstraße 1 - Telefon Oberursel 2267

Bettenhaus Anton Rühl

Weißkirchen/Ts., Taunusstraße 3

Inlett, Bettfedern und Matratzen

Moderne Dekorationen · Möbel und Polstermöbel

Telefon Oberursel 3713

Moderne Bettfedernreinigung

Kalbach

Der Autofahrer, der von Frankfurt oder von der Autobahn kommt, wundert sich wohl einen Augenblick über die ländliche Stille, wenn er die Gemeinde Kalbach erreicht. Die mehr oder weniger stark betonte Hetze der Großstadt verschwindet, und von der eleganten Linienführung der Autobahn, die das Tor zur Fremde ist, empfängt ihn die einladende Atmosphäre eines hessischen Dorfes. Durchquert er Kalbach an einem heißen Sommertag, wenn die Mittagssonne glühend über dem Dorf liegt, dann könnte er für einen kurzen Augenblick glauben, die Zeit sei hier wirklich stehengeblieben. Nichts ist zu spüren von der großstädtischen Hast. Aber ist die Zeit in Kalbach, das nun bald 1200 Jahre zählt, wirklich stehengeblieben?

Kalbach wurde im Jahre 797 erstmals namentlich genannt. Die Gemeinde zieht sich mit ihrer fruchtbaren Gemarkung vom Fuße des Taunus bis zur Nidda und den Vororten von Frankfurt hin. Einst hieß es „Caltenbach“. Der Name wurde dem Dorf auf Grund des Wassers des kalten Baches zuteil, der im Bommersheimer Wiesengrund entspringt und bei Bonames in die Nidda mündet. Kalbach gehörte einmal zum Niddagau und war dem Grafen von Nüringen und später Münzenberg hörig, von welchem es im Jahre 1255 an die Ritter von Eppstein fiel. In der reichen Geschichte des Dorfes findet sich auch eine besondere Legende.

Im Volksmund: „Der Galgen“

Im Niddatal liegt der Bonifatiusbrunnen. Er soll an der Stelle entsprungen sein, wo man 755 mit der Leiche des von Friesen erschlagenen hl. Bonifatius übernachtete, als man sie von Mainz nach Fulda brachte. Zum Gedächtnis an diese Begebenheit wurde später an dieser Stelle eine Kirche gebaut, die zu einem Wallfahrtsort wurde und den Namen „Sankt Crutzen“ bekam. Bei der Kirche lag auch der Fronhof Crutzen. Die Geschichte weiß hierüber zu berichten. „Es war das ‚fürnehmste‘ Gericht in der Herrschaft Königstein“. Die Verbrechen von 15 umliegenden Ortschaften wurden hier abgeurteilt. Diese historische Stätte, der etwas Unheimliches anmutet, heißt im Volksmund noch heute der „Galgen“.

Im Jahre 1433 kam Kalbach an die Herrschaft von Königstein. Vier Jahre später verkauften die Herren von Königstein Kalbach an die Freie Reichsstadt Frankfurt am Main, um es 1513 wieder zurückzukaufen. In Erinnerung an diese Zeit gibt es in Frankfurt heute noch eine Kalbacher Gasse. Im Jahre 1581 kam der Ort an den Kurfürsten von Mainz. Als er 80 Jahre lutherisch gewesen war, führte der Mainzer Kurfürst im Jahre 1604 die katholische Lehre wieder ein.

Schutzpatron: Heiliger Laurentius

Im Jahre 1706 zählte Kalbach 483 Einwohner. 1862 hatte der Ort 586 Einwohner bzw. 117 Familien. Zu dieser Zeit wurde bereits eine Lederfabrik „Die Schlinkenmühle“ erwähnt.

Die katholische Pfarrkirche, im Barockstil von dem Tiroler Baumeister Fritz erbaut, wurde 1765 vom Mainzer Weihbischof Christoph Nebel geweiht und hat als Schutzpatron den heiligen Laurentius erhalten. Sie wurde aus den Steinen des in der Reformation und in den nachfolgenden Kriegswirren zerstörten Klosters Sankt Crutzen erstellt. Die Benennung des Weges von Niederursel nach Bonames, Crutzenstraße und Crutzenberg, legt heute noch von der Existenz des Klosters geschichtliches Zeugnis ab. Und bis in die heutige Zeit heißt auch das Pfarrgut, in dessen Bezirk sich das Kloster Sankt Crutzen erhob, Kreuztergut.

Konservativ bäuerliches Element

Nachdem Kalbach 1862, wie bereits erwähnt, 586 Einwohner zählte, 1866 das Feld in Gewanne aufgeteilt wurde und die Gemeinde 1885 zum Obertaunuskreis kam, nahm die bevölkerungsmäßige Entwicklung und ländliche Struktur des Dorfes bis 1910 einen kontinuierlichen Weg. Bei einer im Jahre 1910 durchgeführten Volkszählung zählte man 122 Wohnhäuser und 769 Einwohner. Der Bevölkerungskern war erhalten geblieben und Fremde hatten keinen Eingang in den Ort gefunden. Aus diesen Zahlen wird auch ersichtlich, daß es sehr schwer, ja schier unmöglich für Fremde war, in das ganz bäuerliche Dorf mit seinem konservativen Grundelement einzudringen.

1913 wurde in Kalbach das elektrische Licht eingeführt. Kurz vor dem ersten Weltkrieg

wurde mit dem Bau eines modernen Schulhauses begonnen, das im Jahre 1915 seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Im ersten Weltkrieg wurden in Kalbach 170 Mann zum Militär einberufen. Zwanzig von ihnen gaben ihr Leben für das Vaterland.

Ein wichtiges Ereignis für die Gemeinde war im Jahre 1929 der Bau einer Wasserleitung. Sie wurde von Bonames aus an das Frankfurter Rohrnetz angeschlossen. Diesem Anschluß an Frankfurt verdankt die Gemeinde noch heute eine reibungslose Wasserversorgung, die auch bei längeren Trockenperioden im Sommer nicht ernsthaft gefährdet wird. 1934 wurde die Reichs-Autobahn durch die Gemarkung gebaut.

Ziel schwerer Luftangriffe

Dann brach der zweite Weltkrieg über die Gemeinde herein, der, wie überall, viel menschliches Leid und Elend in zahlreiche Familien brachte. Kalbach war bald das Ziel wiederholter Bombenangriffe, die zu einem so frühen Zeitpunkt erfolgten, als man den eigentlichen Luftkrieg über Deutschland noch nicht kannte. Elf Menschen mußten bei diesen Angriffen ihr Leben lassen. Bei einem schweren Angriff am 11. Februar 1944 auf das Hedderheimer Kupferwerk fielen allein 368 Bomben in das Gebiet der Gemeinde Kalbach. Nur durch einen Glücksfall entging bei diesem Angriff die Gemeinde ihrer völligen Zerstörung. Der zweite Weltkrieg forderte unter der Bevölkerung Kalbachs 30 Gefallene und 29 Vermisste.

Nach Ende des zweiten Weltkrieges zählte Kalbach 1100 Einwohner. Der Gemeinde wurden 200 Flüchtlinge zugewiesen. Die Unter-

bringung der Neubürger bereitete der Gemeinde große Schwierigkeiten. Nach der Währungsreform im Jahre 1948 nahm der Aufbau einen positiven Gang. Größere Bauprojekte wurden in Angriff genommen und ausgeführt. Eine Schwerbeschädigtensiedlung entstand. 1956 wurde ein zeitgemäßes Feuerwehrgerätehaus errichtet und ein modernes Löschfahrzeug angeschafft. Gleichzeitig beteiligte sich die Gemeinde am Bau eines Kindergartens der katholischen Pfarrgemeinde. Zur gleichen Zeit wurde mit einer Teilkanalisierung begonnen.

Ein modernes Dorf entstand

1961 erfolgte der Ausbau der Straße im Neubaugebiet sowie des innerörtlichen Straßennetzes. Kostenaufwand: 400 000 DM, Zeitdauer zweieinhalb Jahre. Im gleichen Zeitraum wurde die Volksschule modernisiert, eine neue Toilettenanlage geschaffen, der Schulhof instandgesetzt und eine Ölheizungsanlage angelegt.

Im Zuge dieser Modernisierungsmaßnahmen erfolgte auch eine Erweiterung der Wasserversorgungsanlage, der Umbau und die Renovierung des Rathauses, die Einführung einer staubfreien Müllabfuhr und Erstellung einer neuzeitlichen Straßenbeleuchtung des Dorfes. Die Gemeinde beteiligte sich am Erweiterungsbau des Kindergartens und an der Turnhalle des Turnvereins. Im Augenblick ist eine neue Leichenhalle im Entstehen.

Bei einer großzügigen Flurbereinigung wurden rund 30 000 qm Land angekauft, um das notwendige Austauschgelände zu besitzen. Dabei wurde auch an eine notwendig gewordene Friedhoferweiterung gedacht. Neu für Kalbach war auch ein Mietwohnungsprogramm, um den Wohnungsnotstand zu beheben. Die ersten 15 Mietwohnungen wurden vor einigen Wochen bezogen.

Moderne Gemeinde am Rande der Großstadt

Seit 1961 verfügt Kalbach über einen hauptamtlichen Bürgermeister. Rudolf Lade übernahm als Erster dieses Amt. Mit großer Energie und Aufgeschlossenheit für die anstehenden Probleme unternimmt er den Versuch, eine moderne Gemeinde mit einer kulturellen und wirtschaftlichen Eigenständigkeit am Rande der Großstadt zu schaffen.

Die Einwohnerzahl nähert sich heute der Zahl zweitausend. Mit seinen noch erhaltenen 35 landwirtschaftlichen Betrieben ist Kalbach die am stärksten landwirtschaftlich ausgerichtete Gemeinde des Obertaunuskreises. 60 Prozent der Einwohner leben von der Industrie außerhalb Kalbachs, 30 Prozent von Industrie und Gewerbe innerhalb des Ortes.

Kalbach ist ein Dorf mit einer reichen Geschichte. Wir haben in unserem Streifzug auf fast 1200 Jahre zurückgeblendet und einige der wichtigsten Begebenheiten wiedergegeben. Das Buch der Geschichte aber ist nicht zu Ende. Es wird von der heutigen Generation und künftigen, die ihr nachfolgen werden, weitergeschrieben. Das Wirken in der Gegenwart ist auf die Zukunft ausgerichtet, auf eine Zukunft, von der alle hoffen, daß sie friedlich und glücklich sein möge.



Die Kirche in Kalbach



Anerkannt gute Küche

Geeignete Räume für Tagungen und Festlichkeiten

Zimmer mit kalt. und warm. Wasser - Zentr.-Heiz.

Großer Garten - Parkplatz



Modern eingerichtetes Haus

50 Betten - Lift

Wir empfehlen unsere Räume für Tagungen, Konferenzen und Familienfeiern



Druckfarben für alle Druckverfahren

Druckfarben für jeden Druckträger

A. M. Ramp & Co. GmbH · Eppstein im Taunus · Gegr. 1857

Oberhöchstadt

Oberhöchstadt mit seinen dreitausend Einwohnern, Nachbargemeinde der Stadt Oberursel und durch manigfache Beziehungen mit der größeren Stadt verbunden, hat auch einen beachtlichen Kontakt zur Heimatzeitung, zum Taunus-Anzeiger. Für Oberhöchstadts Leser bringt der Taunus-Anzeiger das heimatische Geschehen, das Lokale, auch das der Nachbargemeinden, und so wird diese Zeitung auch gewertet: Als Warte der näheren Heimat, als Chronist und aktuelle Tageszeitung. In der vorliegenden Jubiläumsausgabe soll nun auch Oberhöchstadt mit einem heimatgeschichtlichen Beitrag vertreten sein.

Vom Durchbruch ins Licht der Geschichte

Der Anfang liegt im Dunkeln, über die Entstehung können nur Vermutungen angestellt werden. Aus dem 8. und 9. Jahrhundert sind Schenkungsurkunden in Copiaren der Klöster Lorsch und Fulda erhalten, das ist im Wesentlichen der Durchbruch ins Licht der Geschichte. Die Vor- und Frühgeschichte Oberhöchstadts ist nur in Zusammenhang mit der Geschichte der gesamten Landschaft zu bringen. Auch die mittelalterliche Geschichte kann nur durch einige wenige Daten skizziert werden. Im Jahre 1048 schenkte der Gaugraf des Niddagaues dem Kloster Fulda einen Hof des in seinem Gau gelegenen Dorfes „Hecistat superior“. Hier wird urkundlich zum erstenmal von Oberhöchstadt geschrieben. In der Folgezeit gehörte Oberhöchstadt auch dem Pfalzgrafen Konrad (1156—95) und kam in späterer Zeit wohl an Eppstein. Als Königshof erscheint die Burg Oberhöchstadt urkundlich 1358. Ob diese Burg, von der heute nichts mehr vorhanden ist, auch der Stammsitz der späteren Frankfurter Adelsfamilie „von Heckstatt“ war, läßt sich aber nicht feststellen. Bauern und Leibeigene des jeweiligen Besitzers der Burg, das waren die wenigen Einwohner von Oberhöchstadt. Ueber Jahrhunderte hinweg haben sie an der heimatischen Scholle gehangen, haben dem teils kargen Boden abgerungen, was irgendwie abzurufen war. Arbeitsgeräte waren primitiv und Ochse oder Pferd die kräftigsten Hilfsmittel. Neulandrodungen ließen die Feldflur größer werden, aber auch die Frankfurter Stifte verstanden es, schon zeitig gute Weinberglagen und andere Ackerstücke in ihren Besitz zu bringen. Der Waldanteil der Gemeinde Oberhöchstadt lag in der „Kronberger Mark“. Aber auch in der „Hohe Mark“ hatte es einen gewissen Waldanteil und Nutzungsrechte.

Das Mittelalter und Oberhöchstadt

Der Zeitraum bis zum Dreißigjährigen Krieg urkundlich betrachtet, gibt uns über Oberhöchstadt auch nicht viele Nachrichten, die speziell örtlich zu werten wären. Alles kann nur gesamtgeschichtlich betrachtet werden. Da ist der Besitzwechsel der Grafschaft Königstein an die Eppsteiner und die Festlegung der Rechtsgewohnheiten vieler Dörfer in den „Weistümern von 1453“. Das Oberhöchstädter Weistum besagt, daß der Graf von Königstein oberster Richter sei, daß es einen Kronberger Hof zu Oberhöchstadt gab und daß Oberhöchstadts Einwohner zum Gerichtstag nach „Dieffenwegen“ (heute Rhein-Main-Schnellweg, nahe Eschborn-Ffm.-Sossenheim) mußten. Später wurden die Grafen Stollberg Herren der Grafschaft Königstein. Im Zeichen der Reformation wechselten die Einwohner der Königsteinschen Grafschaft ihre Konfession. Aber alle diese politischen Ereignisse änderten nichts an der schlechten soz. Stellung der Landbevölkerung. Trotzdem kann man natürlich diese Zeit nicht mit heutigen Maßstäben messen, denn so wie uns heute vieles eine Selbstverständlichkeit ist, im Bereich unserer Lebensgewohnheiten und sozialen Ordnung, über das spätere Generationen mitleidig lachen werden, so war auch unseren Vorfahren vieles selbstverständlich, was wir heute grausam oder abscheulich finden.

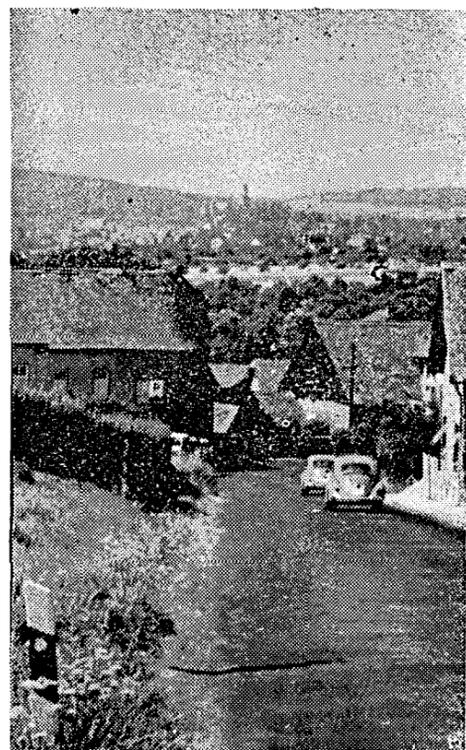
Oberhöchstadt hat in der Gegenreformation — die Grafschaft Königstein war inzwischen in den Besitz des Kirchenstaates Cur-Mainz übergegangen — eine recht widerspenstige Rolle gegenüber dem Landesherrn, dem katholischen Curfürsten von Mainz eingenommen. Ueber mehrere Jahre hinweg dauerten die Auseinandersetzungen an, zwischen dem Landesherrn und dem Patron der Kirche zu Oberhöchstadt, dem Grafen Solms-Laubach. Allein wer die Macht hat, hat auch das Recht. Dieser Grundsatz behauptet sich immer. Und nachdem die Kirche geschlossen, die Leute in religiösen Dingen nach Schwalbach mußten, kein evangelischer Pfarrer am Ort war und von Königstein die Kugelherren (sogenannt wegen ihrer cuculla, dem roten Mantel) in Oberhöchstadt die Missionsarbeit übernahmen, traten viele Einwohner wieder zum katholischen Glauben über, zumal ganz Hartnäckigen die Ausweisung aus der Heimat drohte. Das Jahr 1618 folgte nach und es begann einer der verheerendsten Kriege der europäischen Geschichte. Verschiedene Oberhöchstädter Einwohner zogen in den Jahren der größten Kriegsnot in die umliegenden Städtchen, wo sie sich sicherer fühlten als in dem offenen Dorf. Nur 16 Haushaltungen stellten nach Kriegsende das Gemeinwesen dar. Davon waren zwei Witwen, Not, Hunger und Krankheiten waren dreißig Jahre lang das Gespenst in der dürftigen Behausung der Einwohner Oberhöchstadts.

Eine andere Zeit beginnt doch

Aber der Wille zum Leben war stärker. Langsam aber stetig vergrößerte sich Oberhöchstadt. Noch ist es eine kleine armselige Bauerngemeinde, aber einen Lehrer hat Ober-

höchstadt nun schon, und Schule wurde in einem gemeindeeigenen Gebäude gehalten. Und als gegen Ende des 17. Jahrhunderts die alte Kirche baufällig wird, will man sie renovieren lassen. Allein der Pfalzkrieg verhindert das. Im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts wird sie dann wegen Baufälligkeit geschlossen. Und unten im Dorf beginnen die Einwohner mit dem Bau einer neuen großen Kirche. Das war 1722, zwei Jahre später, nachdem man die alte Kirche oberhalb vom Gänsborn geschlossen hatte, ein Kirchlein, von dem gesagt wird, daß es über achthundert Jahre alt war, als man es dann abgerissen hat. Ueber zweihundert Jahre diente die neue Kirche der katholischen Kirchengemeinde als Gotteshaus. Einst eine große Kirche, war sie längst wieder zu klein geworden. Und 1961/62 erfolgte ein moderner Anbau an den barocken Altbau, der gleichzeitig eine harmonische Lösung zwischen alt und neu sein sollte und allen Anforderungen der Zeit Rechnung tragen mußte. Das sollte sowohl rein äußerlich, als auch im Inneren zum Ausdruck gebracht werden. Eine Kritik in dieser Richtung steht aber nur Fachleuten zu.

Nach diesem Durchbruch zur Gegenwart wollen wir die Entwicklung in der Gemeinde Oberhöchstadt weiter verfolgen. Es folgte die Zeit der Nachkriegsjahre des Dreißigjährigen Krieges und es folgten Kriegsjahre, die unsere nähere Heimat nur unmittelbar betrafen, immerhin aber eine normale Entwicklung nicht förderten. Erst das 18. Jahrhundert war für die langsame Weiterentwicklung Oberhöchstadts von Vorteil. Ueber Kirchenbücher, Steuerregister, Gemeinerechnungen und andere chronistische Aufzeichnungen kann man sogar die Menschen dieser Zeit, ihren Wohnraum, ihre Sorgen und Nöte, also praktisch das ganze Leben erfassen. Es sind Menschen,



Blick vom Ortseingang in Richtung Kronberg

sparsam und anspruchslos, vorsichtig im Entschluß und bedächtig, Bauern die einer schweren Arbeit nachgehen. Diese Entwicklung und der Ablauf, der für das ganze 18. Jahrhundert typisch ist, reißt auch im 19. Jahrhundert nicht ab. Ehe man eine neue Schule baut (1807—11), stimmt man lieber dem kleinen Uebel zu und baut einen Bauernhof so um, daß der Lehrer unterrichten und Schweine züchten kann. Als dann die Schule zu klein wurde (1821) mieteten die Gemeindevorstande einfach ein anderes Gebäude dazu. Als auch das wieder nicht reichte, wurde keine neue Schule gebaut, sondern ein altes Bauernhaus wurde umgebaut (1848). Man war eben sehr vorsichtig in Oberhöchstadt und nie gewillt, sich in großen kostspieligen, kommunalen Einrichtungen zu verausgaben.

Mindestens seit Mitte des 17. Jahrhunderts gibt es in Oberhöchstadt eine eigene Schule. Die Lehrer sind seit dieser Zeit lückenlos nachweisbar. Nach handschriftlichen Aufzeichnungen des Lehrers Streun, der 1802 nach Oberhöchstadt kam, wissen wir, daß vorher nur im Winterhalbjahr in Oberhöchstadt Schule stattfand, daß aber seit seiner Tätigkeit in Oberhöchstadt der Unterricht über das ganze Jahr hinweg gehalten wurde, mit Ausnahme der Erntemonate. Trotzdem findet man in einem alten Urkundenband über den Viehverkauf bei der Unterschrift vieler Einwohner den Vermerk, des Schreibens nicht gewohnt, zeichnet mit drei + + +. Der Band umfaßt Eintragungen aus den Jahren 1816—1835. Die schulische Entwicklung in Oberhöchstadt ist der mühsame Weg der deutschen Landschulen schlechthin. Erst in der Gegenwart zeichnet sich eine Verbesserung ab, noch aber ist man auch in Oberhöchstadt weit entfernt vom Vollendeten.

Der Uebergang

Das 19. Jahrhundert brachte in Oberhöchstadt politische Veränderungen großen Stils. 1803 wurde Cur-Mainz aufgelöst, Oberhöchstadt kam zu Nassau, dadurch wurde die Gemeinde zwar nicht reicher oder die Leute freier, aber einige Reformen, resultierend aus der zeitlichen Entwicklung, brachten wesentliche Verbesserungen der Selbstverwaltung und des Schulwesens sowie später der Gesundheitsbetreuung. 1866 kam Oberhöchstadt zu Preußen, und diesem Staatsverband gehörte es bis 1945 zu. In Oberhöchstadt wurden viele Vereine gegründet. Es gab mehrere Turnvereine, Gesangvereine und sonstige Interessengemeinschaften in Vereinsform. In



Dorfstraße in Oberhöchstadt

BEKA

BEKA-KLISCHEE-KOPIE

FÜR NORMALE

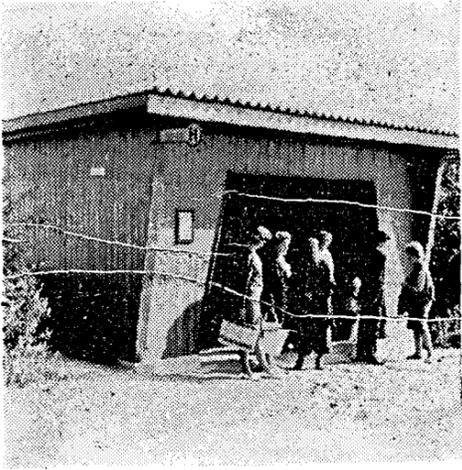
UND EINSTUFENÄTZUNG

Dr. BEKK & KAULEN

Chemische Fabrik GmbH

Lövenich/Köln

Telefon: Frechen 5190



Das geschenkte Wartehäuschen

mit Badeanlagen, Gerätehallen für die Freiwillige Feuerwehr errichtet und seiner Bestimmung übergeben.

Politische Organisationen bekämpften sich auch in Oberhöchststadt hart, und als 1933 Hitler an die Macht kam, „feierten“ auch in Oberhöchststadt seine Anhänger „ihren Sieg“ gebührend! Nach zwölf Jahren war über den zweiten Weltkrieg und den totalen Zusammenbruch Deutschlands auch der Spuk vorbei. Oberhöchststadt war noch einmal davon gekommen. Nicht nur äußerlich, sondern auch die Menschen, die den Krieg gut überstanden. Zu ihnen kamen neben Ausgebombten der Nachbarstädte die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen aus den deutschen Ostgebieten und dem Sudetenland. Die kommunale Selbstverwaltung mußte neu aufgebaut werden.

Bürgermeister Karl Jüngst leitete die Geschichte in der Zeit der ersten schweren Nachkriegs- und Aufbaujahre in Oberhöchststadt. Sein Nachfolger wurde Gottfried Menz. In Zusammenarbeit mit den Oberhöchststadter Kommunalpolitikern der Gegenwart hat auch er noch eine Unmenge von dringenden Aufgaben zu lösen. Vieles wurde in Oberhöchststadt im Laufe der letzten Jahre geschaffen. Immer war der Taunus-Anzeiger dabei, ausführlich hat er berichtet, und auch für die Zukunft wird es nicht anders sein.

Zum Abschluß der Oberhöchststadt-Reportage soll noch die evangelische Kirchengemeinde erwähnt werden, die vor einigen Jahren aus bescheidenen Anfängen entstanden ist und die vor zwei Jahren ein eigenes Gemeindehaus mit Pfarrhaus erstellen konnte.

treidemühlen fungierten, später zur Papier- und Pappenherstellung übergangen. Auch die Arbeit in den umliegenden Wäldern gehörte zu einer der Einnahmequellen der Bewohner. Noch heute wird rund ein Drittel der gesamten Gemarkungsfläche Oberstedtens landwirtschaftlich genutzt. Besonders der Obstbau, hierunter wieder die Mirabellenzucht, hat in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Aufschwung genommen. Mit über 15 000 Obstbäumen gehört Oberstedten zu den bekanntesten Obstbaugemeinden am vorderen Taunus.

Schon im 9. Jahrhundert stand in Oberstedten eine bescheidene kleine Kirche, die auch Mittel- und Niederstedten, ja sogar das damals ganz unbedeutende Dörfchen Hornburg betreute. Im Jahre 1526 vollzog sich im Ort der Glaubenswechsel vom Katholizismus zur evangelischen Lehre. Da eine Rekatholisierung — wie etwa in Oberursel — nicht erfolgte, ist Oberstedten noch heute vorwiegend evangelisch. Als später im 17. Jahrhundert durch den Homburger Landgrafen Hugenoten im Gebiet von Friedrichsdorf angesiedelt wurden, kamen einige Familien von ihnen auch nach Oberstedten, da der Ort damals noch rein evangelisch war. Im 18. Jahrhundert wurde die alte Kirche abgerissen und ein neues Gotteshaus errichtet, das 1715 eingeweiht wurde. Als in den letzten Jahrzehnten die Gemeinde immer mehr anwuchs und die Kirche zu klein wurde, ist sie in den Jahren 1954/55 umgebaut und vergrößert worden. Sie hat in dem neuen Turm ein schönes, aus vier Glocken bestehendes Geläute.

Infolge der Bevölkerungsumschichtung nach dem Kriege war inzwischen der katholische Bevölkerungsteil stark angewachsen. Als Zwischenschönung wurde 1958 eine neue kath. Gemeinde St. Hedwig für Oberstedten und den nördlichen Teil von Oberursel gegründet. Die katholische Gemeinde begann jedoch noch 1962 mit dem Bau eines eigenen katholischen Kirchenzentrums in Oberstedten in dem Gebiet „Am alten Bach“. Der großzügige Neubau ist zur Zeit schon im Rohbau fertiggestellt und soll im kommenden Jahre eingeweiht werden. Die Einwohnerzahl von Oberstedten beträgt im Jahre 1963 rund 3 600 Personen, von denen etwa 2 500 der evangelischen, rund 800 der katholischen Kirche angehören.

Die Gemeinde plant zur Zeit eine vielklassige, nach den modernsten pädagogischen Erfahrungen auszubauende Schule in den Bornwiesen. Nachdem früher im heutigen Anwesen Pfarrstraße 2 der Schulunterricht gehalten wurde, begann man im Jahre 1825 mit dem Bau eines neuen Schulhauses. Die Einwohner und auch die Schulkinder mußten beim Bau mithelfen. Hierbei wurden am 27. September 1826 zwei Einwohner durch herabstürzende Erdmassen verschüttet und ka-

Oberstedten

den sechziger Jahren gingen schon die ersten Einwohner in die Industriegebiete der Umgebung oder als Arbeiter zum Bahnbau. Die Epoche des Frühkapitalismus, die industrielle Revolution hatte begonnen und änderte auch das Gefüge der Gemeinde Oberhöchststadt. Schon um die Jahrhundertwende gingen die meisten Einwohner einem Erwerb außerhalb der Gemeinde nach. Durch den Ankauf einzelner und größerer Ländereien durch die Verwaltung des Hospitals Heiliger Geist in Frankfurt verloren viele Familien ihre Scholle. In normalen Friedenszeiten spürten es auch die Wenigsten. Aber in Zeiten der Not fehlte doch hier und dort die Reserve aus den Erträgen des eigenen Bodens. Die Verschmelzung der Umgebung mit Frankfurt und den anderen Städten, die Entwicklung der Verkehrsmittel und die Investitionskosten haben zudem manchen Landwirt bewegen, in den folgenden Jahren seinen Betrieb aufzugeben. In der Gegenwart gibt es rein bäuerliche Unternehmen, nur noch einige wenige, die sich höchstens auf der Ebene des mittleren Betriebes bewegen. Ein Teil der Landwirte unterhält den Betrieb sogar nur mit vorwiegend gepachtetem Land.

Zeitlicher Ausklang

Das 20. Jahrhundert brachte der Gemeinde zunächst eine neue Schule, die 1905/06 gebaut wurde, und das elektrische Licht (1911). Dann kam der erste Weltkrieg mit seinen Folgen von Not, Elend, Besetzung und Inflation. Die sogenannten goldenen zwanziger Jahre. In Oberhöchststadt hat in diesen Jahren Bürgermeister Karl Jüngst unter schwierigsten Bedingungen ein Gemeindehaus bauen lassen

Oberstedten gehört zu den ältesten Siedlungen im vorderen Taunus. Die alte gepflasterte Römerstraße, die von der Römerstadt Heddenheim zum Kastell Saalburg führte, berührt auch Oberstedten. Die Besiedlung des Ortes zur Römerzeit dürfte sicher sein. Urkundlich wird Oberstedten im Jahre 781 zum ersten Mal erwähnt. Das Ortswappen zeigt ein silbernes Hufeisen auf rotem Grund. Der Ort liegt auf den ersten Anhebungen des Taunus in etwa 250 Meter Seehöhe.

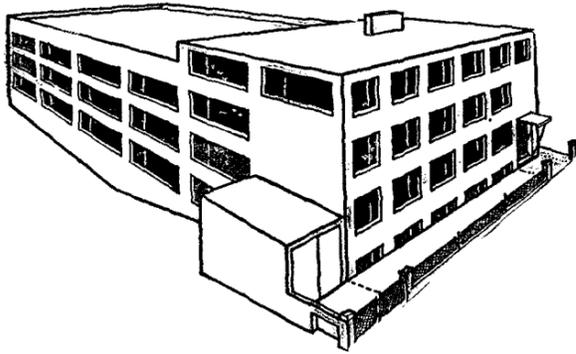
Die ideale Lage am Rand des Gebirges, die von den höhergelegenen Ortsteilen aus einen herrlichen Blick in die Mainebene gestattet, sowie die aus den weiten Wäldern strömende gesunde Luft haben die Entwicklung Oberstedtens zu einem Erholungsort und zu einer modernen Wohngemeinde außerordentlich begünstigt. Ursprünglich aus drei Gemeinden bestehend, Ober-, Mittel- und Niederstedten, hat sich der höher gelegene Ortsteil allein erhalten können, während Mittel- und Niederstedten durch Pest und Kriege untergingen. Daß man in Oberstedten schon vor dem Dreißigjährigen Krieg zu leben verstand, geht aus einer obrigkeitlichen Anordnung hervor, das im Jahre 1569 den Einwohnern die sonntäglichen Tanzvergünstigungen verbot, da schon damals aus den umliegenden Gemeinden die Tanzlustigen herbeiströmten, wodurch der Sonntag wieder gefährdet wurde.

Wie überall in Deutschland war die Zeit des Dreißigjährigen Krieges auch für Oberstedten eine Zeit schwerster Drangsal. Plünderungen, Verwüstungen und Brände setzten dem Ort und der Einwohnerschaft schwer zu. Die im Jahre 1635 ausbrechende Pest brachte den Ort fast zum Aussterben. Nur 35 Ein-



Oberstedtens neue evangelische Kirche

wohner überlebten diese schreckliche Zeit. Aber unermüdlich machten sie sich nach dem Kriege wieder an die Arbeit. Schon viele Jahre vor dieser Katastrophe hatten die Bewohner von Oberstedten nicht nur Landwirtschaft und Obstbau betrieben, sondern hatten, vom Dornbach begünstigt, die im benachbarten Oberursel blühende Wollweberei aufgenommen und ihre Erzeugnisse als Urseler Tuch auf den Frankfurter Messen verkauft. Später siedelten sich am Dornbach mehrere Mühlen an, die zunächst als Ge-



UNIWERBAU GMBH

Internationaler Messebau - Werbemittelproduktion
Planung - Gestaltung - Bauausführung - Innenausstattung
von Messeständen in jeder Größenordnung

Junge, aufgeweckte Menschen, die an vielseitiger und abwechslungsreicher Tätigkeit interessiert sind, wollen sich mit uns in Verbindung setzen.

UNIWERBAU GMBH

6376 Oberhöchststadt/Taunus

Friedrich-Ebert- Straße

UNIWERBAU-Haus

Telefon: Kronberg/Taunus 2417

Textilhaus
Dau

Das Fachgeschäft
das jeden gut bedient

Oberursel

Strackgasse 17

Gegründet 1893 in Barth, Pommern

Pelze aus Meisterhand

Pelzmäntel, Paletots, Stolen mit internationaler Prägung
finden Sie bei uns fertig oder nach Maß in großer Auswahl.

Jos. u. Ag. Becker

Oberursel (Taunus) — Am Schützenhof



Die Oberstedter Kirche vor dem Umbau

men zu Tode. Sie wurden unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung auf Gemeindekosten beerdigt. Das zweite Schulhaus wurde 1901 errichtet und beherbergte 10 Jahre lang auch die Bürgermeisterei. Eine ganz neuartige Schule erhielt Oberstedten nach dem zweiten Weltkrieg durch die Niederlassung der Reformfachschule in einem modernen Neubau. Es handelt sich um eine reine Branchenschule der internationalen Reformbewegung, der auch eine Diät-Lehrküche angeschlossen ist. Die Reformfachschule ist international. Auch Ausländer beteiligen sich an den Kursen.

Oberstedten, das schon vor dem zweiten Weltkrieg als Fremdenverkehrsort und Erholungsort immer größere Bedeutung erlangte, hat sich vor allem durch die Bebauung des sogenannten Eichwäldchens in den letzten Jahren außerordentlich vergrößert. Dieses rund 170 000 Quadratmeter große Gelände zwischen dem Ortskern und Oberursel wurde in 270 Bauplätze eingeteilt, mit deren Bebauung 1957 begonnen wurde. Infolge der prächtigen, erhöhten Lage vor dem Gebirgskamm machte die Bebauung sehr rasche Fortschritte und stellte die Gemeinde vor nicht leichte Aufgaben. Straßenbau, Wasser- und Lichtversor-

gung und Kanalisation für diesen großen neuen Ortsteil bereiteten der mit Glücksgütern nicht gesegneten Gemeindeverwaltung große Sorgen. Alle diese Probleme, von denen die Beschaffung ausreichenden Trinkwassers besonders schwierig war, konnten zufriedenstellend gelöst werden.

Heute gehört Oberstedten zu den größten Gemeinden des Obertaunuskreises, der unter allen Landkreisen der Bundesrepublik am dichtesten bevölkert ist. Es mutet fast grotesk an, daß die Bevölkerungsdichte von Oberstedten sich in den letzten 300 Jahren verundertacht hat. Sie betrug um die Mitte des 17. Jahrhunderts rund vier, heute rund 400 Personen auf den Quadratkilometer. Damit dürfte auch aller Voraussicht nach die Grenze des Möglichen nahegerückt sein. Eine weitere Ausdehnung der Gemeinde würde die Landwirtschaft zerstören und damit den Charakter des Orts als ländliche Erholungs- und Wohngemeinde beeinträchtigen. Denn noch immer hat Oberstedten, obwohl es sich dem Fortschritt weit geöffnet hat, sich ein Stück Beschaulichkeit und Ruhe bewahrt und damit gerade die Eigenschaften, die bisher seine Entwicklung zur modernen Gemeinde bestimmt haben.

Steinbach

Jeder Ort auf der Erde ist durch seine geographische Lage, nach Länge und Breite bestimmt. Steinbach liegt unter 50 Grad 7 Min. nördlicher Breite und unter 7 Grad 28 Min. östlicher Länge. Nach der MEZ sind wir 25 Min. später, d. h., die Sonne geht nicht um 12 Uhr, sondern 12.25 Uhr durch unseren Meridian. Die Bezeichnung a. Ts. (am Taunus) hat uns nicht vor Fehlleitungen bei Postsendungen bewahrt. Erst durch die Herausgabe der Postleitzahlen ist unser Steinbach eindeutig bestimmt, und es hat sich dadurch von den 25 Steinbach, die in dem Postbuch aufgeführt werden, distanziert. Mitten durch unser Dorf geht die Höhenlinie 170, an der Turnhalle haben wir schon die Höhenlinie 180 über n. n. Erst nach 1945 wurden wir als hessische Exklave vom Kreis Offenbach abgetrennt und dem Obertaunuskreis zugeteilt, dem wir schon längst nach geographischer Lage, Wirtschaft und Verkehr hätten angehören müssen.

In der Umgebung wird Steinbach, mit einem Anflug von Spott, immer noch „Steinbach in der Bütt“ genannt. Wohl liegt das alte Steinbach wie in einem Kessel um den Laufbrunnen am freien Platz herum. Das Wort „Bütte“ hatte aber noch einen anderen Sinn. Es stand nämlich früher an dem Laufbrunnen eine Bütte aus Eichenholz, in welche man den Fremden hineinsteckte, der zuviel von dem guten Aepfelwoi getrunken hatte. So zeigen es einige Ansichtskarten, die man hier und da noch sehen kann. Und dann deuten andere Ansichtskarten eine dritte Lösung an, wonach die Bütte eine Hamsterbütte gewesen sein soll, in welche man die Naturalien tat, wenn man sich einen Rat von einem gescheitern Mann geholt hatte. Daher das Gedicht auf jenen Ansichtskarten mit dem Anfang: „In Steinbach lebte einst ein Mann, der Rat erteilte jedermann“ Oder wie dieser Vers: „In Steinbach lebte ein Schulmeisterlein, das für Recht und gar Liebende sich legte hinein!“ Diese Ansichtskarten zeigten jeweils ein Wirtshaus, und da die Wirte sich starke Konkurrenz machten, so wollte jeder auch das schönste Sprüchlein auf seinen Karten haben. Manches reimte sich ganz gut, wie dieses: „Das Steinbach ist von alters her berühmt durch seine Bütte, aus Eichenholz und Brettern schwer stand sie in Dorfes Mitte, und wer zu lang im Wirtshaus saß beim guten Aepfelwoi, dem nahm man bald die Einfalt ab, warf ihn zur Bütt hinein.“

Bei einem Rückblick in die Geschichte des Dorfes muß man feststellen, daß manche Jahrhunderte ablaufen, ohne daß etwas Wesentliches geschieht, im letzten Jahrhundert jedoch überstürzen sich geradezu Ereignisse, Entdeckungen und Erfindungen. Beim Bahnbau der Strecke Frankfurt — Bad Homburg legte der Ingenieur Jost am Bahnhof Weiß-

kirchen nach der Steinbacher Seite zu eine alte Römerstraße, die „Steinerne Straße“, frei. Die Bahn, die auf der kurzen Strecke durch 5 verschiedene Landeshoheiten ging, schnitt auch die Gemarkung Steinbach an, die Station erhielt den Namen Weißkirchen, obwohl der Bahnhof z. T. auf Stierstädter, z. T. auf Steinbacher Gebiet lag. Wieviel Züge täglich in den ersten Jahren hier vorbeischlichen, läßt sich nicht mehr genau feststellen, es werden aber noch nicht $\frac{1}{20}$ der jetzigen Zahl (135) gewesen sein. Denn die Pausen zwischen den einzelnen Zügen waren so groß, daß der Bahnhofsvorsteher sein Schläfchen halten konnte, während ein Dieb neben ihm die Stationskasse plünderte. Als man den Dieb gefaßt hatte, gab es Schwierigkeiten in der Rechtsfrage, wer ihn nun zu bestrafen hatte, Preußen oder Hessen, die Grenze ging zwischen Schalter und Kasse hindurch. Der Dieb stand auf hess. Boden, hatte aber mit den Händen tief hinein in preuß. Gebiet gelangt und die Kasse herübergeholt. Friedrich Stoltze gibt in seinem Gedicht „Salomonisches Urteil“ eine Lösung der Streitfrage.

Das Jahr 1865 brachte bei der Konsolidierung der Stierstädter Gemarkung eine genaue Beschreibung unserer Loshecke, des nahen Taunuswaldes, von dem wir immer noch die Grundsteuer nach Stierstadt zahlen müssen. Das Jahr 1866 sollte schicksalhafte Bedeutung für Steinbach haben. Bei der Nachbereinigung zum Frieden von Prag in Berlin sollte auch Steinbach ausgetauscht werden. Daß es nicht dazu kam, darüber gab das hess. Staats-Archiv am 17. Mai 1929 folgende Antwort: „Von Preußen war vorgesehen ein Austausch mit dem kurhessischen Dorf Wolfersborn b. Bierstein, aber Großherzog Ludwig III. von Hessen entschied, nach Vortrag seines Ministers, er lege Wert darauf, die „brave Gemeinde Steinbach“ zu behalten und beauftragte ihn, diesen Austausch zu umgehen.“ So kam Steinbach von Hessen aus nicht auf die Austauschliste, und von Preußen wurde es nicht mehr angefordert, und so blieben wir bei dem altehrwürdigen hessischen Fürstenhaus, zu dem wir erst 1810 gekommen waren. So wurde Steinbach eine hessische Exklave bis 1945.

Bis zum Jahre 1873 blieb Steinbach beim Kreise Vilbel, von da bis 1945 beim Kreis Offenbach, um endlich in den Kreis Obertaunus eingegliedert zu werden. Kreisamt, Amtsgericht, Ortskrankenkasse waren in Offenbach, die Polizei kam anfangs aus Mainz. Kein Wunder, daß die Einwohner unzufrieden waren und der Gemeinderat einen einstimmigen Beschluß an die Regierung in Darmstadt sandte mit dem Ersuchen um Aufhebung seiner Sonderstellung. Der damalige hess. Innenminister Leuschner versprach in einem Vortrag in Steinbach am 22. November

Kietfrich
OBERURSEL 125 AN DER APOTHEKE 11

Vorstadt 34

Telefon 2341

Das Fachgeschäft
für moderne Augenoptik und gute Uhren



In unserem modern eingerichteten Verkaufsraum werden Sie gut bedient und fachmännisch beraten.

Franz Leyer & Sohn Lederwaren-Fachgeschäft
mit eigener Fabrikation



Über 50 Jahre Fach-Erfahrungen
bürgen Ihnen für *beste Qualität*
billige Preise
große Auswahl
in Lederwaren und Koffern

Oberursel (Taunus), Vorstadt 27
neben der Gaststätte „Blau Weiß“

Stomm
GEGR. 1897 *Wwe*

Das traditionsreiche Fachgeschäft mit dem modernen Lieferprogramm:

- Haushaltwaren
- Waschautomaten
- Elektrogeräte und -material

Seit 1898 nur in der Ackergasse 7



Dorfstraße in Steinbach

1928 kleinere Abhilfen, im übrigen aber bat er um Zurückstellung besonderer Wünsche bis zur allgemeinen Bereinigung, die ja kurz bevorstünde. Steinbach bekam darauf Gas, aber die dringend nötige Wasserleitung sowie die Herstellung der Hauptstraße blieben aus. Im Jahre 1927 war nämlich von Norden her die Straße Bad Homburg — Höchst bis zum Bahnhof Weißkirchen asphaltiert, und fast gleichzeitig kam von Süden her die Asphaltierung bis zur Landesgrenze zwischen Eschborn und Steinbach. Das 2 km lange hess. Straßenstück mit den tiefen Löchern, die immer wieder mit Lehm und Rasen zugeschmiert wurden, blieb unberührt. Das dringendste Problem der Wasserleitung konnte jedoch erst gelöst werden durch die Aufhebung seiner Exklavenstellung. Aber ehe Steinbach in den Genuß der Wasserversorgung kam, mußte es erst durch die Notjahre 1921, 1929 und 1948/49 gehen. Da die Bevölkerung seit 1945 durch den Zuzug von Flüchtlingen und Evakuierten um 50 % gewachsen war, so war das Notjahr 48/49 das schlimmste. Endlich kam es zum Bau der Wasserleitung, die, von Schwalbach kommend, in 3 Abteilungen fertiggestellt wurde. Nun begann auch in großem Ausmaße die Bautätigkeit. Die Tendenz der Entwicklung geht einesteils nach dem nahen Taunuswald, andernseits nach Frankfurt zu. Als Erinnerung

an die alte Wasserversorgung sind noch einige Ziehbrunnen mit Kette und Eimer im Dorfe zu sehen. Die Bevölkerung nimmt gewaltig zu. Noch zeigt aber die Zeitspanne von 8 Jahren (1947—1955) als noch keine Wasserleitung gebaut war, einen kleinen Zuwachs von 120 Einwohnern, von 1400 auf 1520; aber die Zeitspanne von 1955—1963 einen Zuwachs von 510. Am 1. April 1963 betrug die Einwohnerzahl 2030.

Die Steinbacher Feldgemarkung ist nicht groß, sie zählt nur 332,06 ha, wovon auf Acker- und Obstand 264,04 ha entfallen. Die Loshecke darf laut Verfügung des Herzogs von Nassau aus dem Jahre 1810 nicht in die Gemarkung eingezogen werden, dagegen kommt ein kleiner Zuwachs nach Oberhöchststadt in Frage. Dort sind, laut Beschluß vom 15. April 1953 Nr. 20, der Gemeinde 9208 ha hinzugeschrieben worden, während Steinbach 5,6957 ha an Oberhöchststadt abgibt.

Die Feldbereinigung wurde mit der Drainage bereits um 1900 durchgeführt und hat manche Veränderung in Flora und Fauna hervorgebracht. Schnepfen, Bekasinen und Kiebitze sind seit dieser Zeit allmählich verschwunden. Flurnamen wie im Schnepfeneck erinnern noch an ihr früheres Vorkommen. Dagegen ist die Pestilenzwurz, Petasites offi-

cialis, auch großer Huflattich oder falscher Fihabarber genannt, durch einen jahrzehntelangen Kampf fast ausgerottet. Flurnamen wie die Hanfäcker erinnern an den Anbau von Hanf, die Wingert an früheren Anbau von Wein. Der Obstbau geht gewaltig zurück, der Zuckerrübenbau nimmt zu. Im Jahre 1947 wurden noch 46 Pferde gezählt, im Jahre 1955 nur noch 28, im Jahre 1936 zählte man noch 30 Bienenstöcke, 1955 waren es nur noch 11. Die wenigen hiesigen landwirtschaftlichen Betriebe sind alle modernisiert, man sieht überall Traktoren, Mährescher, Schlepper usw.

Daß die Gemeinde Steinbach in der Hauptsache evangelisch ist, verdankt sie ihrer jahrhundertelangen Zugehörigkeit zur Grafschaft Hanau, an die sie mit drei anderen königsteinischen Dörfern im Jahre 1578 verkauft worden war. Bei der großen Renovierung unserer Kirche, angeregt durch Pfarrer Knolle, wurde unter dem Altar das Grab des preußischen Dragonerobersten Graf Georg Fried-

rich von Kameke, der am 30. Dezember 1762 in Steinbach gestorben war, freigelegt. Im Jahre 1956 erhielt die Kirche wieder ihre 2. Glocke, die Johannesglocke, die zum erstenmal am 3. Advent 1956 zum Gottesdienst läutete. Schule und Kirche werden für die nächste Zeit die Sorgenkinder der Gemeinde sein. Mit 114 Schülern war die Schule bis 1881 einklassig, von da bis 1906 waren 2 Lehrer tätig, von 1906 bis 1910 ist die Schule dreiklassig, und bei der Einweihung des neuen Schulgebäudes im Herbst 1910 sah man zum erstenmal vier Lehrkräfte. Nun geht die Entwicklung wieder etwas rückläufig: ab 1928 ist die Schule wieder dreiklassig und durch weiteren Abbau von 1933 sogar wieder zweiklassig. Am 25. August 1942 wurde bei einem Bombenangriff das schöne Schulgebäude vernichtet, so daß von da ab der Unterricht im Gasthaus „Zum Stern“ abgehalten werden mußte. Man könnte anschließend mit Wilhelm Busch sagen: „Eins, zwei, drei, im Sauschritt läuft die Zeit — wir laufen mit!“

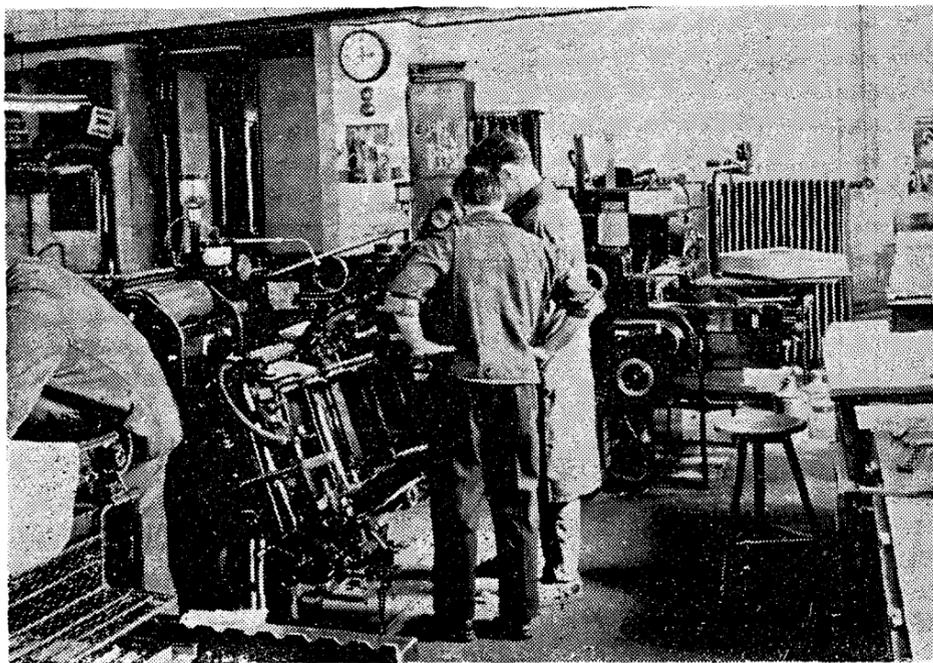
Das Rote Kreuz in Oberursel

Seit 64 Jahren ständig in Bereitschaft

Nachdem 1863 die Rotkreuzgesellschaft in Genf gegründet war, verbreitete sich der Gedanke der freiwilligen tätigen Mithilfe unaufhaltsam weiter. Am 27. Februar 1899 gelang es Bürgermeister Füller in der von ihm einberufenen Versammlung 28 Mitglieder zu einer „Freiwilligen Sanitätskolonne vom Roten Kreuz“ zusammenzuschließen. Schlossermeister Jakob Usinger wurde Vorsitzender. Schon im Gründungsjahr wurde die öffentliche Sanitätswache an Sonn- und Feiertagen besetzt. Bis 1909 erfolgte der Krankentransport mit einer fahrbaren Krankentrage mit Verdeck. Inzwischen waren jährlich mehr als 200 Transporte zu leisten, die Stadt beschaffte daher einen Krankenwagen für Pferdebespannung. Im Weltkrieg 1914/18 haben viele Sanitäter unter dem Zeichen des Roten Kreuzes Dienst geleistet. Der 1925 zum Vorsitzenden gewählte Heinrich Spang erreichte durch Spenden von Stadt, Industrie und Bürgern die Mittel zur Beschaffung eines Krankenkraftwagens, der ab 27. Februar 1927 als erstes derartiges Fahrzeug im Obertaunuskreis nicht nur für die Oberurseler zur Verfügung stand. Mit Zunahme des Wintersports im Taunus traten neue Aufgaben an die Sanitätskolonne, und dem rührigen Vorsitzenden Spang gelang es mit Unterstützung von 5 weiteren Kolonnen der Umgebung einen Wintersport-Rettungsdienst im Hochtaunus zu organisieren. 1936 konnte der zweite Krankenwagen und 1937 ein Personenwagen für Leichtkranke beschafft werden. Bei der damals regierungsseitig befohlenen Zentralisierung mußten 1942 nicht nur die 3 Krankenwagen, sondern auch das gesamte Vermögen abgeliefert werden. Die Umbenennung der „Freiwilligen Sanitätskolonne“ in DRK-Bereitschaft war schon vorher erfolgt. Als 1945 nach der Rückkehr der Aktiven vollständig von vorn begonnen werden mußte, gelang es dem heutigen Bereitschaftsleiter Joseph Mühl schließlich, die drei abgenommenen Krankenwagen zu ermitteln und zurückzuführen. Die Stadtverwaltung stellte die Garagen und sonstige notwendigen Räume zur Verfügung, und nachdem das von den Besatzungsmächten aufgelöste Deutsche Rote Kreuz von den bisheri-

gen Mitgliedern in Frankfurt für Hessen neu gegründet wurde, gab es für Oberursel wie bisher die Bereitschaft m und jetzt auch die Bereitschaft w, deren Mitglieder ein beachtlicher Teil der Aktiven des Ortsvereins waren. Die Leiterin war die Stadtschwester Pauline Steinbach. Ihre Nachfolgerin wurde die inzwischen verstorbene Anna Homm, die als jederzeit hilfsbereite Schwester Anna über die Stadtgrenzen bekannt war.

Inzwischen haben sich die Aufgaben vermehrt, aber die Zahl der Aktiven ist auch gewachsen, und zwar auf 56 männliche und 32 weibliche. Diese Zugänge kommen aus den Lehrgängen, die seit 12 Jahren Dr. Küster als Bereitschaftsarzt leitet. Es sind meistens Jugendliche, die sich in der Bereitschaft m und auch in der Bereitschaft w, diese jetzt unter der Leitung von Frau Nies, melden. Sie haben sich in die große Rotkreuzfamilie gut eingegliedert. So ist es möglich, daß bei Impfterminen, bei Fußballveranstaltungen, im Schwimmbad, beim Feldbergfest, beim AvD-Rennen und größeren Festlichkeiten in Oberursel und Umgebung laufend Sanitätseinsätze geleistet werden können. Um den Sanitätsdienst beim Wintersport erfolgreicher durchführen zu können und eine Unterkunft für die Helfer zu schaffen, wurde 1960/61 auf dem Sandplacken eine Blockhütte errichtet. Sie wurde erstellt unter Leitung von Herrn Beeringer von den Kameraden des DRK und des THW in ihren Freistunden. Im Dienste des Krankentransportes laufen jetzt drei Mercedes-Krankenwagen und ein Pkw für Leichtverletzte, von denen drei mit Sprechfunk versehen sind. Der Jahresdurchschnitt der Transporte liegt bei 3300 und 80—90 000 Fahrkilometern. Die Zahl der Unfallhilfsstellen konnte auf neun erhöht werden. Es sind dies: die Esso-Tankstelle in der Frankfurter Landstraße, die Aral-Tankstelle Homburger Landstraße, das Jugendsozialwerks-Heim, Fabrik Klöckner-Humboldt-Deutz, Sanitätsdepot in der Schulstraße, Blockhütte am Sandplacken, Beberweil Weißkirchen, Bahnhofstraße 1, das Schwesternhaus Kalbach und Bürgermeisterei Oberhöchststadt.



Im Raum der Druckmaschinen

Hier werden
Farbdrucke
Werkdrucke
Industrie-Drucksachen
und
Zeitschriften
hergestellt.

DRUCKEREI UND VERLAG H. BERLEBACH OHG, OBERURSEL
VERLAG DES TAUNUS-ANZEIGERS

Pfarrei und Kirche St. Ursula

Die Entwicklung der katholischen Gemeinde Oberursel in 12 Jahrhunderten



St. Ursula um das Jahr 1770

Das Christentum, das zuerst durch die Römer in unserer Gegend verbreitet wurde, verschwand auch mit diesen wieder, als sie in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts durch die Alemannen und Franken aus den Taunusbergen vertrieben wurden. Germanische Sitten und Bräuche nahmen wieder ihren Platz ein, die germanischen Götter kehrten zurück. Erst im 8. Jahrhundert, als schottische Mönche den Niddagau durchzogen, fand hier das Christentum wieder Eingang. Wohl durch diese wurde die erste Kirche um 850 in Oberursel errichtet — vielleicht noch aus Holz — und es ist anzunehmen, daß bereits diese erste Kirche der aus Schottland stammenden Ursula geweiht wurde, die am Rhein mit ihrem Gefolge den Märtyrertod erlitten hatte und bald darauf als Heilige verehrt wurde. Vielleicht wählten die Schotten deshalb Ursula als Patronin, weil die Kirche an der Stelle aufgebaut worden war, wo bisher die germanische Göttin Horsa (Orsel) verehrt wurde, so daß der Gleichklang der Namen hier den Ausschlag gab.

Daß das Christentum in Oberursel frühzeitig festen Fuß faßte, beweisen uns die kirchlichen Schenkungen, die von hier aus gemacht wurden. So schenkte nach einer alten urkundlichen Erwähnung Oberursels im Jahre 791 ein Suiger dem Kloster Lorsch Güter in Ursella und Stierstadt, 60 Morgen, einen Sklaven und zwei Hofstätten. Weitere Schenkungen folgten in den Jahren 796, 797 und 821. Durch eine Urkunde vom Jahre 831 erfahren wir, daß auch das Kloster Fulda inzwischen hier Güter erlangt hatte, welche in diesem Jahre durch den Abt des Klosters Fulda, Hrabanus Maurus, an das Kloster zu Prunn vertauscht wurden. Nachdem noch im Jahre 848 ein Erkengoz dem Kloster Lorsch Güter in Ursellere schenkte, gründeten die Schotten hier eine Mönchsniederlassung.

Eine weitere denkwürdige Nachricht über die Stadt erhalten wir durch eine kaiserliche Schenkung, deren Wirkung bis in die jüngste Zeit fortwirkte und für das katholische Pfarramt, die Kirche und das politische wie religiöse Leben der Einwohner von nachhaltiger Bedeutung gewesen ist. Im Jahre 876 nämlich schenkte König Ludwig II., der Enkel Karls des Großen, „jenes zu Ursel befindliche Kloster und jene Kirche in dem Dorfe, welches Steden genannt wird“, der Salvatorkapelle zu Frankfurt, dem späteren „Bartholomäusstift“. Damit hatten die Oberen der Salvatorkapelle das Recht, die Urseler Pfarrei zu besetzen, die zum Kloster gehörenden Güter zu verwalten, kurz, das geistliche und weltliche Patronat auszuüben.

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts wurde die alte hölzerne Kirche durch einen Massivbau ersetzt, der im Sinne anderer frühromanischer Kirchen als dreischiffige Basilika mit Querhaus, flacher Balkendecke, einer Hauptapsis und zwei Nebenapsiden zu denken wäre. Der Hauptaltar war etwa in der Mitte des jetzigen Triumphbogens zwischen Chor- und Mittelschiff. Aus dieser ganzen Zeit finden wir keine urkundliche Erwähnung Oberursels. Erst 1132 wird die Stadt in einer Schenkungsurkunde des Erzbischofs Adalbert zu Mainz wieder erwähnt. Es ist aber sicher, daß das kirchliche Leben sich inzwischen zur vollsten Blüte entwickelt hatte und daß in der Oberurseler Kirchenverwaltung peinlich geregelte Verhältnisse herrschten. Von der erwähnten Mönchskongregation hören wir nach 977 nichts mehr.

Zunächst dem Erzbistum Mainz zugeteilt, unterstand Oberursel in kirchengeschichtlicher Beziehung dem Landkapitel Friedberg, das der Kirche St. Maria ad Gradus in Mainz untergeordnet war. Das Dekanat für Oberursel

war Eschborn, der älteste Kirchensitz des Taunusgebietes. Die eigentliche Leitung des Kirchenwesens aber und die Versorgung der Pfarrei in Oberursel mit Geistlichen stand nach wie vor der Salvatorkapelle, bzw. Bartholomäusstift in Frankfurt zu. Am 20. März 1297 hatte der Propst von St. Bartholomäus dem ihm unterstellten Stift das der Propstei gehörende Patronatsrecht über die Kirche zu Ursel übertragen. Am 29. April desselben Jahres wurde durch den Erzbischof Gerhard II. von Mainz hierzu die Genehmigung erteilt und die Pfarrkirche „in monte



Wahrzeichen der Stadt

Hoch über den Dächern der Altstadt erhebt sich das gotische Wahrzeichen der Stadt, die St.-Ursula-Kirche

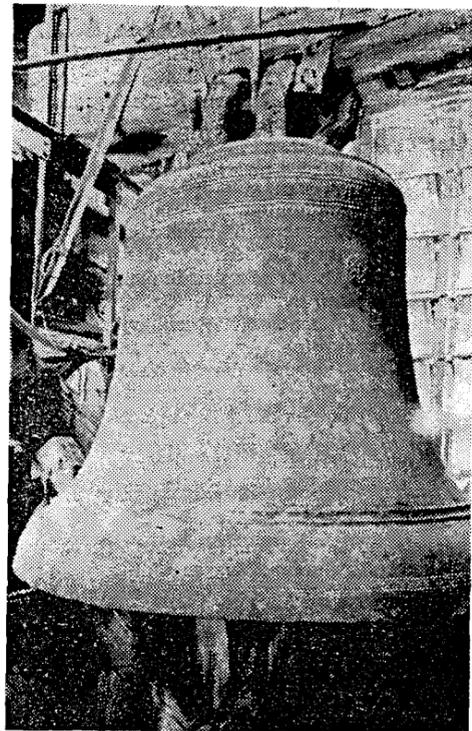
Ursel“ dem Bartholomäusstift einverleibt. Der erste Geistliche, der uns urkundlich genannt wird, war Cuno von Hofweisel. Er tritt 1296 auf, resignierte aber 1315.

In den folgenden zwei Jahrhunderten stetiger Entwicklung folgt ein Pfarrherr dem anderen. Es tauchen Namen auf wie Ludovicus von Hofheim, Johann von Peterweil, Syfridus von Marburg, Wickerus Wickeri von Cronberg, Gotzmann von Ingelheim, bis zu Johannes Rau, der 1525 sein Amt wegen der Einführung der evangelischen Lehre nieder-

legen mußte. 80 Jahre später, am 12. August 1604, mußten die Einwohner auf Befehl des Kurfürsten Johann Schweikart (aus dem Hause Cronberg), der nach dem damaligen Prinzip handelte „Wessen die Herrschaft, dessen die Religion“, wieder zum katholischen Glauben übertreten, wengleich der evangelische Sinn erst in einer späteren Generation verschwand.

Die frühromanische Kirche war inzwischen zerstört und durch einen kleineren Bau ersetzt worden, der mit dem Turm nicht verbunden war, sondern dort eine Abschlußwand hatte, wo heute an der Außenmauer die schräggestellten Strebepfeiler stehen. Um 1417 wurde die Altarpartei dann durch einen gotischen Chor ersetzt, der um 11 Klafter (zu 1,65 m) nach Osten vorgerückt ist. Dann mußte der kleinere Bau einem größeren, gotischen weichen, der dreischiffig und mit Kreuzrippengewölbe versehen war. Dieser wurde im Dreißigjährigen Krieg am Fronleichnamstag 1645 mit der ganzen Stadt von den Franzosen angezündet, was wohl der schwerste der vielen Schläge war, die die Stadt je zu erdulden hatte. Bis auf drei Häuser wurde alles, Kirche, Rathaus, Schule und 277 Häuser restlos eingeäschert, und wie durch ein Wunder blieb die vom Turm stürzende große Glocke „Maria Craft“, das Geschenk einer Gräfin Lüneburg aus dem Jahre 1508, unversehrt und uns bis heute erhalten. Beim Wiederaufbau wurden die schadhafte Stellen des Mittel- und südlichen Seitenschiffes samt der Stützenreihe zwischen diesen entfernt, die Kirche zweischiffig gemacht und bis 1659 mit einer provisorischen Flachdecke versehen, die erst bei der letzten Renovierung 1959, also nach genau 300 Jahren, wieder durch ein Gewölbe ersetzt wurde.

Der Mann, der während der schlimmsten Jahre der Oberurseler Geschichte die Pfarrstelle betreute, war Christoph Kumelius. Von 1635 bis zu seiner Pensionierung 1665 war er „ein leuchtendes Beispiel der Selbstverleugnung und aufopfernder Amtstreue, an dem



Die berühmte Urseler Glocke „Maria Craft“

zu bewahren suchte, dabei aber von der schonungslosen Soldateska ergriffen und gewaltsam mitgeschleppt wurde. Kumelius mußte mangels anderer Geistlicher auch umliegende Dörfer betreuen und dort geistlichen Zuspruch spenden. Er taufte, traut, beerdigt zu Bommersheim, Stierstadt, Weißkirchen, Steinbach, Oberhöchstädt, Harheim, Kirdorf, Obererlenbach und Reifenberg. Er taufte Marketen-derinnen- und Soldatenkinder, traut junge Oberurselerinnen mit fremden Söldnern und Offizieren und beerdigt die zahllosen Opfer des Krieges und der Seuchen. Wind und Wetter, Jahreszeit und Unsicherheit der Straßen, Kriegsnot und ungewisse Wildnis überwindet er ungezählte Male für seine Gemeinde.

Wenn auch die Zeiten nie wieder so schlimm wurden wie im Dreißigjährigen Krieg, so war es doch keine stetige Entwicklung bis in unser Jahrhundert, sondern immer wieder zogen feindliche Heere durch die Stadt, besetzten sie, zerstörten und plünderten, was gerade erst unter Opfern wiederaufgebaut war. Nacheinander war Oberursel königsteinisch, kurmainzisch, nassauisch, preußisch und hessisch.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts wurden die Gegensätze zwischen den Konfessionen verschärft, teils durch die antikatholischen Strömungen im damaligen Deutschland, teils durch kurzfristige lokale Politik. Mit dem Amtsantritt von christlichem Geist beseelter Männer in beiden Kirchen kehrte jedoch bald ein normales, ja freundschaftliches Verhältnis ein. Unter Pfarrer Gerhard Huyeng kamen am 2. Juli 1888 die barmherzigen Schwestern von der Göttlichen Vorsehung aus Mainz nach Oberursel und gründeten hier eine Niederlassung. Bald darauf wurde diese erweitert und das große Johannisstift an der Taunusstraße gebaut, das zur Aufnahme von Kindern jeder Konfession diente, deren Eltern in Not geraten und nicht in der Lage waren, die Erziehung ihrer Kinder selbst zu leiten. Am 16. September 1956 wurde das neue Johannisstift im Maasgrund, das „schönste Gebäude Oberursels“, ein Seminar mit Internat für Kindergärtnerinnen feierlich seiner Bestimmung übergeben und im Sommer 1963 durch eine Kapelle ergänzt.

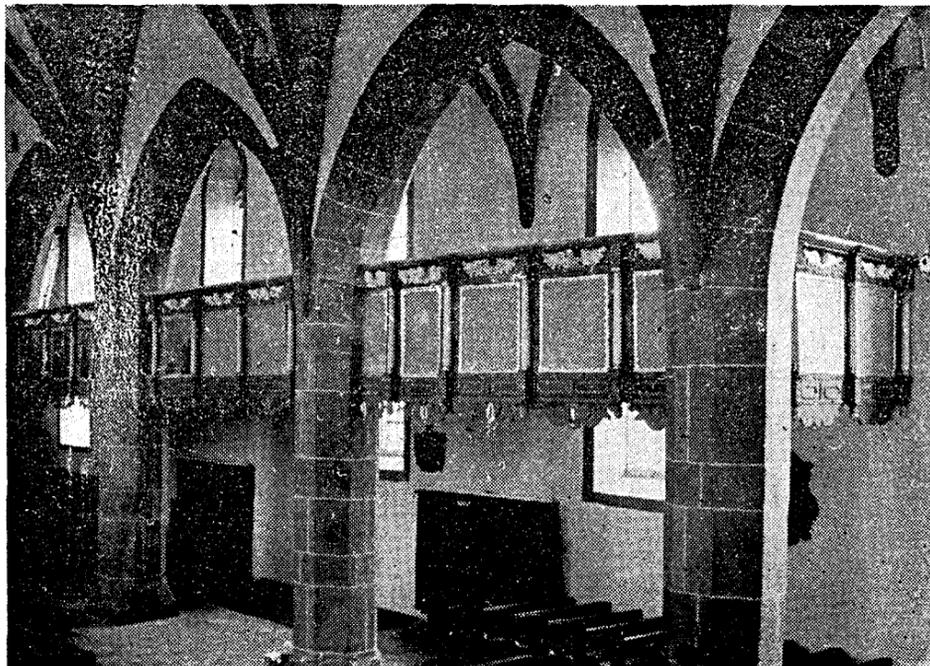
1897 wurde durch Dombaumeister Becher von Mainz die Renovierung des Turmes vollzogen und der alte, stumpfe Helm durch einen höheren, spitzen Helm ersetzt, der bis heute weithin sichtbar das Wahrzeichen Oberursels krönt. 1909 übernahm Maximilian Friton die Pfarrei St. Ursula und betreute sie 25 Jahre lang in verantwortungsvoller und fruchtbarer Tätigkeit bis 1934. Die schon vor dem Ersten Weltkrieg notwendige, aber durch ihn verzögerte Instandsetzung der St.-Ursula-Pfarrkirche hat er im September 1922 abschließen können. Seine Pläne, auch den in einem Außenbezirk notwendig werdenden Neubau einer Kirche zu verwirklichen, wurden 1923 durch die Inflation zerstört. Seine Gemeinde umfaßte in den zwanziger Jahren etwa 4 500 Katholiken bei einer Gesamtbevölkerung in Oberursel von rund 8 500.

Am Neujahrstag 1934 wurden dem neuen Pfarrer von St. Ursula, Josef Hartmann, feierlich die Schlüssel der Kirche übergeben, die nun so deutlich den Stempel seines Wirkens trägt. Was an baulichen Veränderungen in den nächsten Jahren und Jahrzehnten in St. Ursula geschah, läßt sich in die Worte „Bewahrung und Erneuerung“ fassen. Die künstlerisch wertlosen neugotischen Seitenaltäre verschwanden. Dafür erhielt die Kanzel ihren Figurenschmuck wieder und wurde an einen sinnvollen Platz gestellt. Die schöne Barockmadonna, die an der Brüstung der Orgelempore ein unbeachtetes Dasein fristete, wurde von den entstellenden Farben befreit und grüßt nun von der Höhe des Pfeilers herab, zur Seite des schlichten, edlen Altartisches, den Pfarrer Hartmann als bald zwischen Chor und Schiff errichten ließ, da der Blick zum Hochaltar wegen der Ver-

schiedenheit der Achsen vielen unmöglich ist. Um die Kälte in der hochgelegenen Kirche zu mildern, ließ er eine Heizung anlegen. Den Erneuerungen im Innern folgten großzügige und schwierige Reparaturen am Kirchendach. All diese baulichen Veränderungen erforderten, da die Kirche unter Denkmalschutz steht, eine umsichtige Planung.

Pfarrer Hartmann übernahm seine Pfarrei, als bereits erste Zeichen der Verfolgung auftraten. Damals verteilten z. B. die katholischen Parteigenossen der NSDAP Ortsgruppe Oberursel einen offenen Brief an Kaplan Schäfer, worin gegen seine „Agitation“ von der Kanzel protestiert wurde, die in einer Predigt „Christenkreuz — Hakenkreuz“ zum Ausdruck gekommen sei. Dann wurde Kaplan Josef Will aus Oberursel zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, weil er junge Mädchen vor den Gefahren des Arbeitsdienstes und des Landjahres warnte.

Die ersten elf Jahre der Amtstätigkeit Pfarrer Hartmanns waren Jahre schwerer Belastungen. Verhöre, denen er und seine Jugendführer sich immer wieder unterziehen mußten, wiederholte Haussuchungen, Mißtrauen und Verdächtigungen, die den stets auf Versöhnung der Gegensätze bedachten Mann, der bei allen Bevölkerungsschichten wegen seiner väterlichen Güte und seines Humors beliebt war, schwer treffen mußten, schließlich die Auflösung der Jugendverbände und der anderen kirchlichen Vereinigungen und seine Entfernung aus dem Schuldienst wegen „unsicherer vaterländischer Einstellung“. Es kamen die Kriegsjahre mit ihren Todesnächten, die der Pfarrer oft genug selbst über-



Nördliches Seitenschiff in St. Ursula mit Empore

Altarbild gereift, das noch während des Krieges in Auftrag ging. „Zur Patronin unsern erkoren, Schirmfrau du, St. Ursula.“

Aber nicht nur Not und Leid und Enttäuschungen brachten diese Jahre, sondern

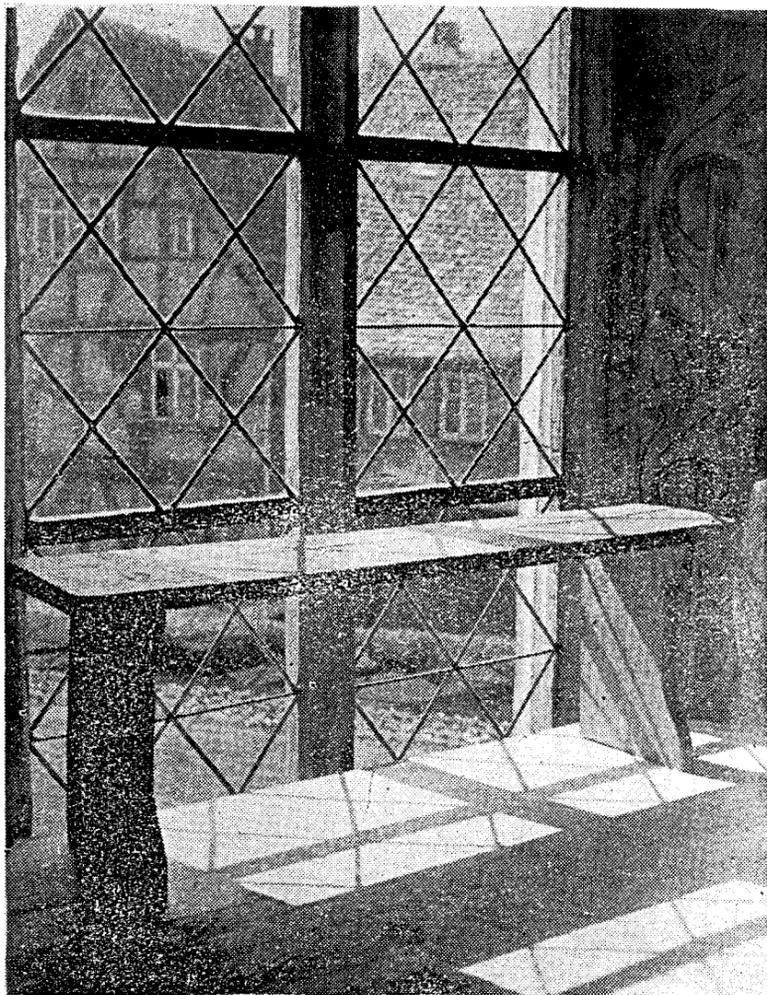
Das nächste Werk war die Renovierung der Hospitalkirche, die im Oktober 1953 vollendet war. Das kleine Kirchlein, 1676 geweiht und dem Schutze der hl. Barbara empfohlen, gehörte zu dem ehemals reichen Hospital, das, 1545 gegründet, den Zweck hatte, unbemittelten alten und gebrechlichen Personen Unterkunft zu gewähren. — Im Oktober 1956 erfolgte dann die Einweihung des Hedwigs-Heims, das einen Kindergarten mit allen erforderlichen Nebenräumen enthält, der allen Kindern des nördlichen Stadtteils offensteht, sowie im Obergeschoß eine Kapelle für die Katholiken dieses Stadtteils. In Kürze wird diese bereits durch eine neue Kirche ersetzt

sein. 1957 stellte die Baugemeinschaft St. Ursula 16 Eigenheime zwischen Rossert- und Alexander-Heß-Straße fertig, die größtenteils durch die Selbsthilfe junger katholischer Familienväter entstand. Bis 1959 wurden noch weitere acht Heime dazugebaut.

Die größte Aufgabe aber war wohl die gründliche Renovierung der Pfarrkirche, die zu Ostern 1959 abgeschlossen war. Die auffälligste Veränderung war das neue im gotischen Sinn aus Holz erstellte Kreuzgewölbe, das ein dreihundert Jahre altes Provisorium, die Flachdecke endlich beseitigte. Ferner wurden alle Wände neu verputzt und die Pfeiler und Arkaden rot grundiert. Da Probe-reilegungen an den Pfeilern leider ergaben, daß die bei dem Großbrand 1645 entwickelte Hitze große Stücke der Sandsteinquader abgesprengt hat (es fand sich sogar noch stellenweise eine Rußschicht auf dem Sandstein) wurde das achteckige Pfeilerprofil im Putz belassen. Auch der Hochaltar wurde völlig überarbeitet und insgesamt seine ursprüngliche Form wiederhergestellt. Bis in die Details wurde die gesamte Innenausstattung renoviert, auf der Empore die alten und teils sehr zerfressenen Balken durch neue ersetzt und schließlich noch ein völlig neues Gestühl angefertigt. Ein Jahr später konnte auch die von Grund auf erneuerte Orgel eingeweiht werden und, wie sich sofort herausstellte, war das Werk herrlich gelungen und eine würdige Krönung der gesamten Renovierungsarbeiten.

Der 1. Mai dieses Jahres war ein weiterer Meilenstein in der Geschichte der Pfarrei St. Ursula. Unter großer Teilnahme der Bevölkerung wurde der Grundstein zur Liebfrauenkirche gelegt, die inzwischen schon in ihrer ganzen Größe dasteht und nur noch des Innenausbau bedarf.

So hat sich um jenes Kirchlein „in monte Ursele“ im Laufe der Jahrhunderte eine Gemeinde geschart, die auch in dem vergrößerten Gotteshaus nicht mehr Platz findet und für die rings im Blickfeld der Mutterkirche St. Ursula neue Gemeindegzellen entstanden sind und weiter entstehen.



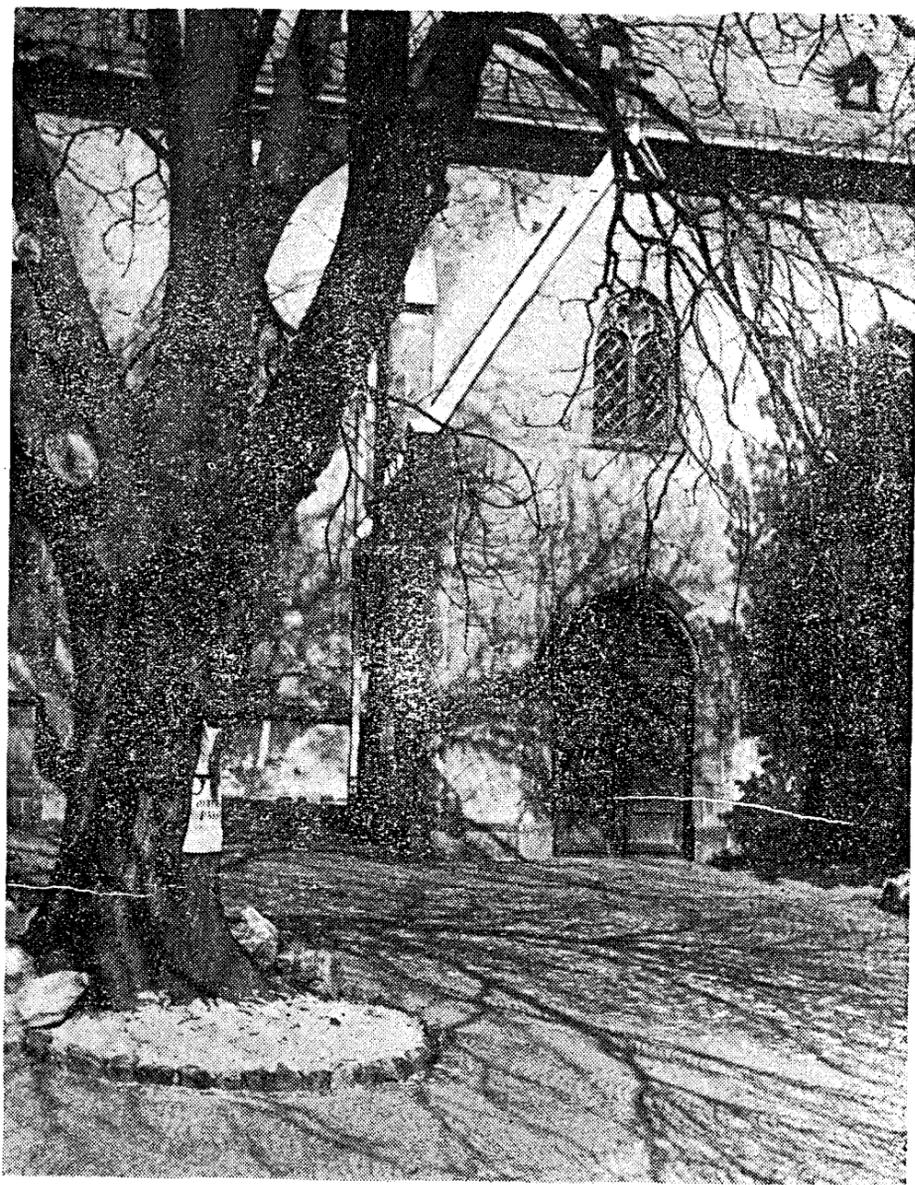
Durchblick von der Orgelempore

bringen mußte. Ihren gefallenen Pfarrkindern hat die Pfarrei ein Denkmal gesetzt in der zum Kreuzweg gestalteten Rückwand der Kirche unter der Orgelempore.

Es kamen die angsterfüllten Nächte, u. a. die „Bartholomäusnacht“ (25. August 1943), in der schwere Sprengbomben und Tausende von Brandbomben über Oberursel niedergingen, ohne nennenswerten Schaden anzurichten. Die Bewohner der Altstadt werden diese Nächte, während der sie in den zum Bunker ausgebauten Kirchturm mit dem Pfarrer von St. Ursula um das Schicksal der Stadt gebangt und gebetet haben, so leicht nicht vergessen. Aus dieser Situation ist der Plan zu dem

auch ein inneres Erstarren, eine Besinnung auf Wesentliches, Einkehr und Umkehr.

In den schweren Nachkriegsjahren galt es, die mannigfachen Wunden zu heilen, die Krieg und Zusammenbruch geschlagen hatten. An der Stelle des alten, noch während des Krieges abgebrannten Pfarrheims wurde schon am 15. Juli 1951 der Grundstein zu einem neuen Heim gelegt was in der damaligen Zeit kein geringes Wagnis bedeutete. Die einzelnen Verbände und Jugendgruppen waren bis dahin nur behelfsmäßig untergebracht, zum Teil im Pfarrhaus, zum Teil in privaten und öffentlichen Räumen und sogar in der ehemaligen Türmerwohnung hoch oben im Kirchturm.



Alter Kirchhof vor St Ursula

Ausführung aller Maler-, Anstrich-, Putz- und Tapezierarbeiten sowie Schriften und Autobeschriftung

in solider, fachgerechter und preiswerter Ausführung



Heinz Wehrheim

Maiermeister

(vorm. Bernhard Lotz), Homburger Landstr 74 • Tel 2401



Tel
Bd Hbg.
2 39 53

„friwo“
Parkett- und Intarsien-Werkstätte

W. Friedrich

6375 Oberstedten (Taunus)

Oberurseler Straße 5

Postfach 40



Das Sandsteinrelief in der obersten Kreuzwegkapelle am Schützenhof.

in der zweiten Hälfte des Jahres 1796 — nisteten sich schon wieder die Franzosen, die erst einige Jahre vorher abgerückt waren, in Oberursel ein und legten dem Städtchen schier unerschwingliche Lasten auf. Obgleich Ratschultheiß Schaller im Einverständnis mit dem gesamten Stadtvorstand auch den Vorsatz hatte, durch Klugheit und Umsichtigkeit die Forderungen der Franzosen einzuschränken und hier und da, wo es geboten schien, sogar dem Verlangen nachzugeben, so verweigerte die verbitterte Bürgerschaft doch fast immer die Ausführung der von dem Schultheiß verlesenen Befehle der Franzosen. Alle Ermahnungen

Dom Laub

Ich weiß noch wohl, wie, in des Herbstes Tagen
Das liebe Laub sich goldenschimmernd färbte,
Sich nach und nach von den Geästen löste
Und, sterbend, niederfiel zur Mutter Erde.

Es wurde kalt umher. Die Laubgewächse,
Die windumwehten, standen ohne Hülle,
Wohl sah ich kleine Knospen an den Zweigen,
Doch, Knospen allesamt, sie schiefen eben.

Schien uns die Luft einmal ein wenig milde,
So meinstest du, die Knospen müßten springen.
Ach nein, bald war es wieder winterfrostig,
Der bleiche Schnee bedeckte Wald und Felder.

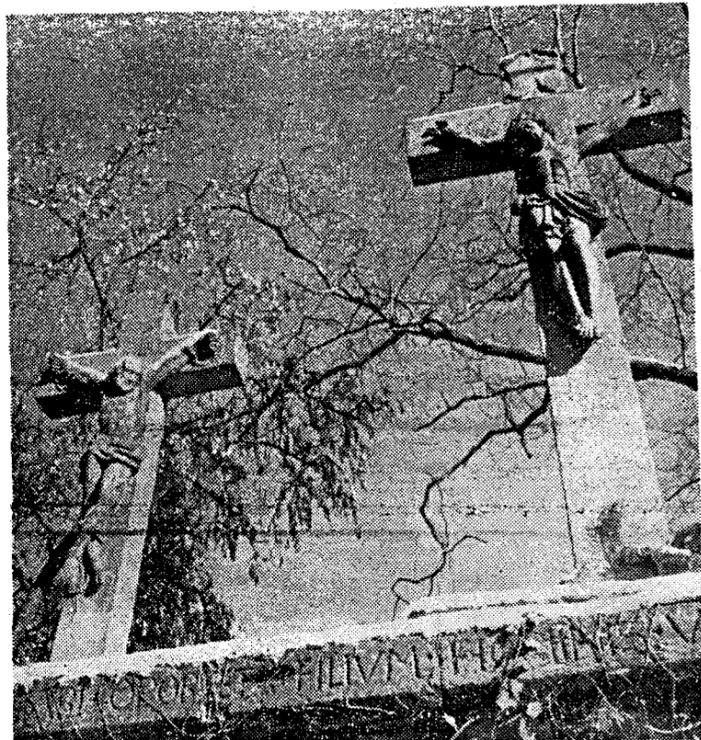
So gingen viele Wochen, gingen Monde.
Das Tageslicht war lange schon im Wachsen,
Und wollte doch der Frühling noch nicht kommen,
Bis einmal dann der Himmel rief: „Es werde!“

Nun war vorbei das lange kalte Säumen,
Die Winde wehten lockend und gelinde,
Die Vögel jubelten, die Knospen sprangen,
Und herrlich kam hervor das junge Grüne.

Es wuchs und wuchs, war nirgendmehr ein Halten,
Im Winter konntest du davon wohl träumen,
Doch konnt' kein Traum das Laub so lieblich malen,
So füllig, wie's uns nun entgegenlachte.

Nun, tritt ein in uns're Sommerwälder,
Schau, wie die vollbelaubten Buchen ragen,
Dich liebend überwölben und beschatten,
Wenn gar so warm der Tag wie eben heut,
Und sag dem Himmel deine Dankbarkeit.

Rolf Winter

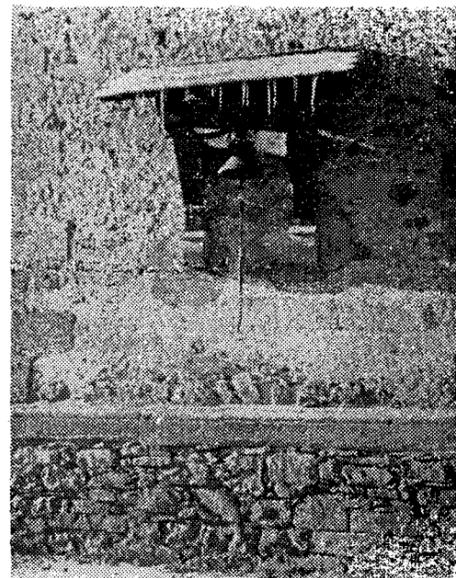


Kreuzigungsgruppe — der rechte Schächer ist auf diesem Bild nicht zu sehen — am ältesten Gräberfeld wird schon um 1590 erwähnt.



Versteckt im ältesten Gräberfeld liegt ein farnbewachsenes Grab mit schieferm weißem Marmorkreuz: die Ruhestätte des Schultheißen Schaller.

nate lebte er im Verborgenen — eine schwer kranke Frau und ein todkrankes Kind vorfand. Sehr bitter empfand er besonders die Vorwürfe der Bürger, er hätte bei der Verteilung der Einquartierungslasten nicht gerecht verfahren. Er zog die Konsequenzen und reichte im September 1799 sein Entlassungsgesuch ein, das aber abgelehnt wurde. Erst ein zweites Gesuch hatte Erfolg. Sonderbarerweise sehen wir ihn aber noch einmal als Schultheiß verzeichnet: von 1822 bis 1828.



Ein Glöckchen an der Außenmauer der Friedhofskapelle.

zur Befolgung der Befehle und alle Hinweise auf die eventuellen Folgen eines solchen Verhaltens fanden bei der Bürgerschaft kein Gehör.

Was nun Schaller befürchtete, war die Aushebung von Geiseln, wie es in anderen Orten schon geschehen war. Um dies zu verhindern, versuchte er in Verbindung mit dem Stadt-

Schützenschatze¹⁾

Daß die Schützen Schützenleben schätzen.
Das ist ganz am Platz;
Doch sie schätzen auch daneben
Ihren treuen Schützenschatz.
Schätzt ein Schütze seine Schätze,
Jeder Schütz' den Schatz beschützt;
Hoch der Schütz, den Schützen schätzen!
Schützenschatz schätzt seinen Schütz,
anno dozumul und heut!

1) Etwas zum schnellen Vortrag, ohne sich zu versprechen

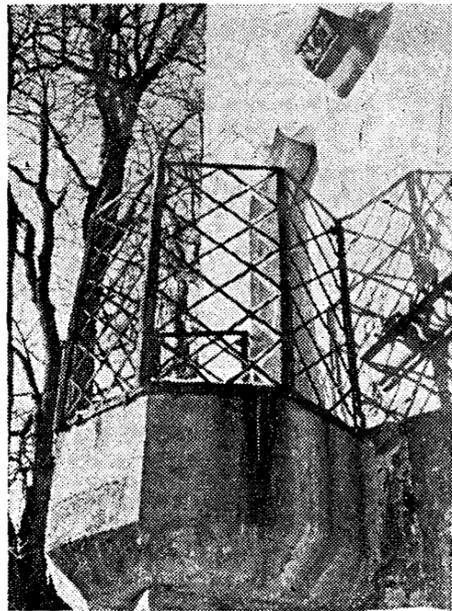
Das vorstehende Gedicht wurde uns eingesandt anlässlich des Jubiläums 500 Jahre Schützenverein Oberursel 1464 von Frau Johanna Kessler-Stengel. Es stammt von ihren Großeltern und kommt wahrscheinlich aus dem Schatzkästlein des „Frankfurter Schützenvereins der bürgerlichen Schießstände“.

vorstand die Bürgerschaft insofern zu beruhigen, daß man die geforderten Handarbeiten und Fuhrn verdingen und den Betrag hierfür in Mainz hinterlegen wolle. Dem Vorschlag stimmte die Bürgerschaft zu. Ein eigenartiger Umstand verhinderte aber die Ausführung dieses Beschlusses. Als der Bote, der das Geld nach Mainz bringen sollte, unterwegs von den bei den Franzosen „verrufenen Oberurselern“ hörte und ihm auch abgeraten wurde, nach Mainz zu gehen, kehrte er unverrichteterdinge mit dem Geld nach Oberursel zurück.

Die Nichtablieferung des Geldes war die Ursache von Drangsalierungen, die nun wegen dreier erneuten Widerspenstigkeit der Oberurseler

durch Aushebung von Geiseln einsetzen. Als erster sollte der Ratsschultheiß Schaller als Geisel festgesetzt werden. Als aber fünf Husaren vor dem Haus des Schultheißen auf dem Marktplatz erschienen, um den Befehl der Festnahme auszuführen, wurden sie von der inzwischen alarmierten Bürgerschaft bedroht und mußten wieder abziehen. Es dauerte nicht lange, da kamen ungefähr sechzig bis siebenzig Husaren im Galopp und mit gezogenen Säbeln in die Stadt gesprengt und vertrieben die sich am Haus des Schultheißen angesammelten Bürger.

Aber sie konnten den Befehl der Festnahme des Schultheißen wiederum nicht ausführen, denn Schaller hatte sich in dem Kupferhammerwerk des Matthäus Rompel in Sicherheit gebracht. Inzwischen besetzten die Husaren die Eingänge des Schallerschen Hauses, in dem Schaller einen Spezialeiladen hatte, und be-



Von der malerisch an der Südwand des Friedhofskapellchens angebrachten Sandsteinanzel nimmt man an, daß es sich um einen alten Taufstein handelt.

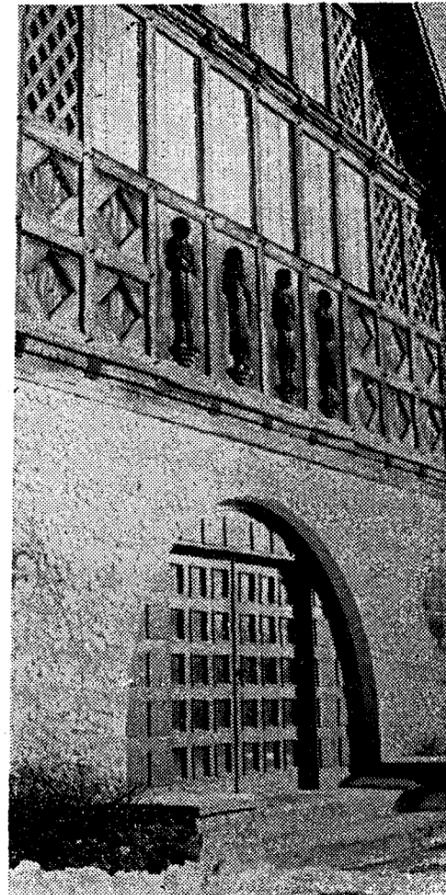
drängten die Frau des Schultheißen auf gemeinste Art um Auskunft über den Verbleib ihres Mannes. Da sie ihnen die gewünschte Auskunft nicht geben konnte, durchsuchten sie in der Wohnung alle Behälter und Schränke, weil sie Schaller irgendwo versteckt glaubten. Man fand ihn nicht, und, um sich schadlos zu halten, raubten die Husaren den gesamten Warendvorrat, wobei ein Offizier zusah.

Da man des Schultheißen nicht habhaft werden konnte, aber auch der Amtmann Hilt und



der Praktikant Schumann nicht aufzufinden waren, wurden alle Bürger, deren man habhaft werden konnte, auf dem Marktplatz zusammengetrieben. Der kommandierende Offizier schrie sie an: „Was? Ihr Urseler wollt euch gegen uns stellen? Ich lasse euch alle zusammenhauen! Liefert ihr mir aber den Schultheißen, den Amtmann, den Schreiber oder sonst einen von dem Stadtvorstand, dann soll euch nichts geschehen! Den Schultheißen müssen wir haben — tot oder lebendig!“ Schaller blieb für die Franzosen unauffindbar, und deshalb rächten sie sich an den wehrlosen Bürgern, indem sie dieselben als Geiseln festnahmen. An die nun in Haft befindlichen Bürger wurden hohe Forderungen in bezug auf Lieferung von Fourage oder Weinen gestellt, aber gar mancher rückte bei der „Besorgung“ der zu liefernden Waren aus.

Es würde zu weit führen, all die unliebsamen Geschehnisse anzuführen, die sich während der turbulenten Zeit damals zutrugen. Erwähnt sei nur noch, daß Schultheiß Schaller nach der Rückkehr in sein Heim — drei Mo-



Die Stirnseite der Trauerhalle mit den fast lebensgroßen Holzfiguren: Mutter mit Kind, Handwerker, Bauer und Wissenschaftler.
TA-Bilder: Jürgen Dietrich

Vom Dorf zur Stadt

Stadt Oberursel für jährlich 250 Gulden

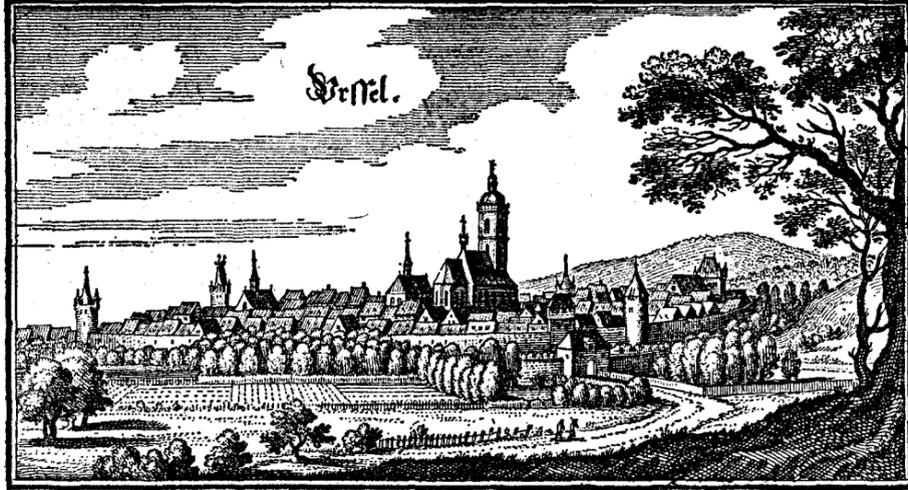
Oberursel (hn). Oberursel war schon lange vor der Erhebung zur Stadt kein eigentliches Dorf mehr, sondern ein ganz stattlicher und recht betriebsamer Marktflecken. Das beweist die Urkunde, durch die der Kaiser Friedrich III. am 31. Mai 1444 die Stadtrechte verleiht. Sie spricht von dem „Markt, Oberursel genannt“.

Es werden schwierige Verhandlungen gewesen sein, die zwischen den bis dahin leib-eigenen Oberurselern und dem Grafen Eberhard von Eppstein geführt wurden, bis er sein Recht auf die Leibeigenschaft aufzugeben gewillt war und bei dem Kaiser den Antrag auf Verleihung der Stadtrechte für seinen Marktflecken stellte. Die Bedingungen, unter denen der Loskauf geschah, waren denn auch schwer genug.

Die Oberurseler verpflichteten sich, dem Landesherrn künftig jährlich 250 Gulden zu zahlen. Das war für damalige Zeiten eine recht beträchtliche Summe und machte ein Drittel der gesamten städtischen Einnahmen aus. Dazu kamen die dem Landesherrn seit jeher zustehenden Anteile an Zöllen, Ohmgeld, Wasserfällen, Mühlenabgaben usw. Die Bürgerschaft schätzte aber die sich aus der Stadtbefreiung ergebenden Vorteile höher ein. Sicherheit und Stetigkeit des eigenen Besitzums, die Freiheit der eigenen Person, Selbstverwaltung der Gemeinde, der Schutz durch die Stadtmauer, die von den verliehenen Jahrmärkten zu erhoffende Verkehrssteigerung, eine gerechte Steuereinschätzung, eigene Gerichtspflege und eine eigene Stadtschule ließen sie die Bedingungen leichter annehmen.

Diese Rechte wurden Oberursel in der kaiserlichen Urkunde feierlich zuerkannt: „Wir, Friedrich von Gottes Gnaden Römischer König, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, Herzog zu Oesterreich, thun wissentlich von Römischer Königlichlicher Macht in Kraft dieses Briefes, daß Sie aus dem ehgenannten Markt Ursel eine Stadt machen und die mit Mauern, Thürmen, Thoren, Brücken und anderen nothdürftigen Wehren und Zurichtungen bewehren und befestigen mögen nach Nothdurft und ihrem Wohlgefallen, auch daselbst Stöck, Galgen, Gericht, Hütten, Handwerk und alle anderen offenen Aemter nach Gewohnheit

Einige Namen der ersten freien Bürger sind uns erhalten geblieben. Es wohnten in Oberursel im Jahre 1450 unter anderem: der junge ewalt, Rudolf der smyd, Jeckel Kippen, scharpfhene, Der alte Buer, Bernhart Hesse, der lange Cleß, Henne Keffenberger, der alte Ewalt, Nickel scherer, Peter Hil-



Stadt Oberursel nach einem Kupferstich von Merian, 1645

Der hessische Schützen-Verband

Pflege eines modernen Sports mit alter Tradition

Schützengesellschaften und Schützenvereine sind stets auch Heimatvereine gewesen und sind es auch heute noch. Schon aus dem Namen der Schützenvereine geht hervor, daß sie ursprünglich zum Schutze der Heimat gegründet wurden. Gerade im Raume des Hessischen Schützen-Verbandes tritt dies so recht hervor. Im heutigen Groß-Hessen hatten sich

chen, Jeckel hupp son, Der pherner (Pfarrer), Weizchen, Lyndenlaupp.

Schon als Marktflecken war Oberursel einigermaßen befestigt oder, wie der damals übliche Ausdruck war, „beschlossen“. Der Stolz, eine junge Stadt zu sein, wurde jetzt auch äußerlich sichtbar durch den Bau von Mauern, Türmen und Toren. Bisher war es, wie aus der kaiserlichen Urkunde hervorgeht, „mit Gräben, Planken und anderen Wehren ausgerichtet“. Erst die Mauer gab dem Fremden zu erkennen, daß er eine Stadt vor sich habe.

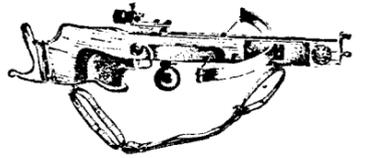
sprechenden Stände mehr. Hier, in unserem Bereich, wurde schon im Jahre 1888 Kleinkaliber, damals noch Flobert-Schießen genannt, gepflegt und damit die Verbilligung des Schießens eingeleitet.

Heute sind noch mehr als 30 Vereine vorhanden, die sich bereits damals dem Kleinkaliber-Sport widmeten. 1890 erkannte man auch im Deutschen Schützenbund, daß im Winter eine Fortsetzung der Uebungen nötig war, und hierfür wurde der sogenannte Zimmerschutz geschaffen. 28 Vereine sind aus dieser Zeit noch vorhanden, 1910 entstanden die ersten Wurf-Tauben-Vereine aus den Jäger- und Jagdclubs, und 1920 traten die ersten gebrauchsgeschäfteten KK-Gewehre auf, die ursprünglich in Deutschland zuerst geschossen, aber von England um diese Zeit erst wieder allgemein eingeführt wurden.

Der Hessische Schützen-Verband ist dann wie alle anderen Verbände wieder im Deutschen Schützen-Verband zu finden, der 1946/48 aufgelöst wurde. 1949 endlich setzten die Versuche ein, den schönen Schießsport von den Bindungen zu befreien, und 1950 wurden die ersten Aufrufe zur Gründung des Hessischen Schützen-Verbandes hinausgesandt und dieser alsdann auch 1951 gegründet. Nach der allgemeinen Lage schoß man zunächst nur mit sogenannten Luftgewehren, denen sich aber recht bald auch das KK-Gewehr zugesellte. 1954 durfte schon wieder mit Pistolen geschossen werden, 1956 gesellten sich die Wurf-Tauben-Vereine zum Hessischen Schützen-Verband, 1958 kamen auch die Bogenschützen, und selbst der Versuch mit sogenannten Luftpistolen fand im Verband jetzt auch eine Pflegestätte.

All diese Jahre beispielloser Arbeit und Opfer haben den Hessischen Schützen-Verband immer, mit einer ansehnlichen Zahl von befähigten Schützen in allen Disziplinen, an der Spitze der Leistungsschützen gesehen. Die zahlreichen Meisterschaften von Mitgliedern der Wiesbadener, Darmstädter und Frankfurter Vereine sind noch gut in Erinnerung.

Der Hessische Schützen-Verband e. V hat den vorgezeichneten Weg immer eingehalten und seine Vereine gefördert, daher ist auch die Treue der Vereine ein Musterbeispiel



bester Schützen-tradition. Geben doch annähernd 20 000 Leistungsabzeichen ein überzeugendes Bild der allabendlichen Schützentätigkeit, und keiner der Träger der goldenen und großen Abzeichen hat je eines derselben bekommen, wenn er nicht die geschossenen Beweise erbrachte.

Der Krieg hat den Verband um fast alle Schießstände gebracht. Man ist dabei, diese wieder zu errichten, wie man es auch in Oberursel — zum Teil noch notdürftig — getan hat. Und trotz aller sehr oft bemerkbaren Hindernisse wird stets daran gearbeitet, dem Schießen als Erholungssport den Weg zu ebnen.



Ruine Eppstein, Sitz unseres ehemaligen Landesherrn, nach einer Zeichnung von Jügel, 1840

und Herkommen anderer Städte aufrichten und bestellen sollen und mögen.“

In dem so teuer erworbenen Freiheitsbrief des Grafen Eberhard von Eppstein lesen wir: „Wir, Eberhard von Eppstein, Herr zu Königstein, thun kund öffentlich mit diesem Brief, daß sie und ihre nachkommenden Bürger uns, unseren Erben und Nachkommen alle Jahre jährlich und jedes Jahr besonders, auf unseren lieben Frauentag, als sie geboren ward, in der Frankfurter Herbstmesse gelegen, oder binnen acht Tage danach, nächst ohngefährlich sollen dienen und geben zweihundert und fünfzig Gulden guter Frankfurter Währung.“

Sie sollen ewiglich freisitzen, nach Freiheit als auch dieselbe unsere Stadt Ursel mit unsers allergnädigsten Herrn des Römischen Königs Brief gefreit ist, ausgenommen unser Ungeld und alle unsere Rechte, Renten und Gefälle daselbst, die wir uns fürder behalten wie bisher.“ In dem Gelöbnisbrief der Bürgerschaft verpflichtet sich Oberursel, alle Zahlungen und Beistand in Not- und Kriegszeiten zu gewähren:

„Wir, die Bürger gemeinlich der Stadt Ursel, bekennen öffentlich mit diesem Brief und begehren kund werden allen Leuten, daß wir gelobt haben und geloben mit diesem Brief recht und redlich für uns und unsere Nachkömmlige, dem edlen unsern gnädigen lieben Junkherrn Eberhard von Eppstein, seinen Erben und Nachkommen alle Jahre jährlich und jedes Jahr besonders, auf unser Lieben Frauentag als sie geboren ward, zu geben zweihundert und fünfzig Gulden guter Frankfurter Währung.“ Die Aenderung und der Neuerlaß von Gesetzen bedurften weiterhin der Billigung des Landesherrn: „Auch sollen und wollen wir keine Neuerung oder Gesetz groß oder klein machen oder thun in keiner Weise, wir thun es dann mit gutem Willen und Wissen des Obgenannten gn. Junkherrn, seinen Erben und Nachkommen“.

daher notwendigerweise alle die Schützen zu sammeln, die schon früh ihre Gemeinden, die vielen freien Städte und Ortschaften so recht im Sinne des Wortes „schützen“ mußten. So ist es nicht zu verwundern, daß der Hessische Schützen-Verband kein künstliches Gebilde irgendeines organisationsmäßigen Zusammenschlusses ist, sondern ein aus seiner engeren und weiteren Heimat hervorgegangener Verband. Er zählt heute nahezu 30 000 Mitglieder, ist unterteilt in 56 Kreise und 10 Gauen und umfaßt alle Schießarten der Neuzeit.

Seine Mitglieder sind meist alte Vereine, aus der Zeit der ersten Feuerwaffen und gerade daher haben sie auch die volksverbundene Zusammengehörigkeit nicht ers. erwerben müssen.

Nachstehende Schützengesellschaften u. a. m. sind zum Teil seit nahezu 700 Jahren fest organisiert und nehmen heute noch an allen Wettkämpfen und an dem Ausbau der Sportwaffen teil:

- Schützen Gilde Bad Hersfeld, 1252
- Schützen Gesellschaft Höchst am Main, 1360
- Schützen Gesellschaft Bad Homburg, 1390
- Cronberger Schützengesellschaft, 1398
- Schützen Verein e. V. Sontra, 1400
- Schützen Gesellschaft Butzbach, 1410
- Schützen Gesellschaft Büdingen, 1414
- Schützen Gesellschaft Usingen, 1422
- Schützen Verein Eschwege, 1433
- Schützen Gesellschaft e. V. Babenhausen, 1454
- Schützenverein Oberursel, 1464
- Frankfurter Urschützen, 1469
- Schützen Gilde Oranien Dillenburg, 1480
- Schützengesellschaft Worms am Rhein, 1493
- Schützen Gesellschaft Dreieichenhain, 1500
- Schützen Gesellschaft Seulberg (Taunus), 1524
- Schützen Gesellschaft Wanfried, 1533
- Schützen Gesellschaft Ziegenhain, 1539
- Priv Schützen Gesellschaft Darmstadt, 1538
- Schützen Verein Kassel, 1547
- Schützengesellschaft Grebenstein, 1553



Schützen-Verein Oberursel e. V.
Gegründet 1464.

Sonntag, den 14. September

Einweihung

der neuen Schießstände

verbunden mit

Großem Volksfest

auf dem Schießplatze im Rosengärtchen.
Beginn 3 Uhr. (Abends und bei ungünstiger Witterung im Saale der „Waldblust“)

Hierzu ladet ergebenst ein

Der Festausschuß

— Eintritt frei. —

Der Festplatz ist von der Haltestelle **Waldblust** der Linie 24 in 3 Minuten zu erreichen.

NB. Nachts 1 Uhr Extrazug ab Waldblust

800 Jahre Schützengeschichte

von Karl Heinz Lanz

Ueber Gründungsjahre alter Schützengesellschaften einen dokumentarischen Nachweis zu erbringen, ist vielfach äußerst schwer. Es gibt in Deutschland kaum eine von den alten Schützengilden, die den Tag ihrer Gründung oder wenigstens das Gründungsjahr mit Bestimmtheit nachweisen könnte. Lediglich aus Dokumenten und Nachrichten allgemeiner Art ist in einigen Fällen abzuleiten, daß in dem betreffenden Ort zur Zeit der Datierung einer Urkunde bereits eine Schützengilde bestanden haben muß.

Kein Zweifel dürfte jedoch daran bestehen, daß die Anfänge der Geschichte des deutschen Schützentums schon im frühen Mittelalter zu finden sind. Der Ursprung scheint auf das 12. Jahrhundert zurückzuführen sein, denn in mehreren Schriftstücken finden z. B. die rheinischen Schützengilden Gymnich mit dem Gründungsjahr 1139 und Düsseldorf mit dem Gründungsjahr 1190 sowie die Schützengesellschaft zu Oldenburg mit dem Gründungsjahr 1192 Erwähnung. Hier handelt es sich offenbar um vereinzelte Vorläufer, wengleich es durchaus möglich ist, daß die Bildung von Gilden und Bruderschaften in noch früherer Zeit gesucht werden muß.

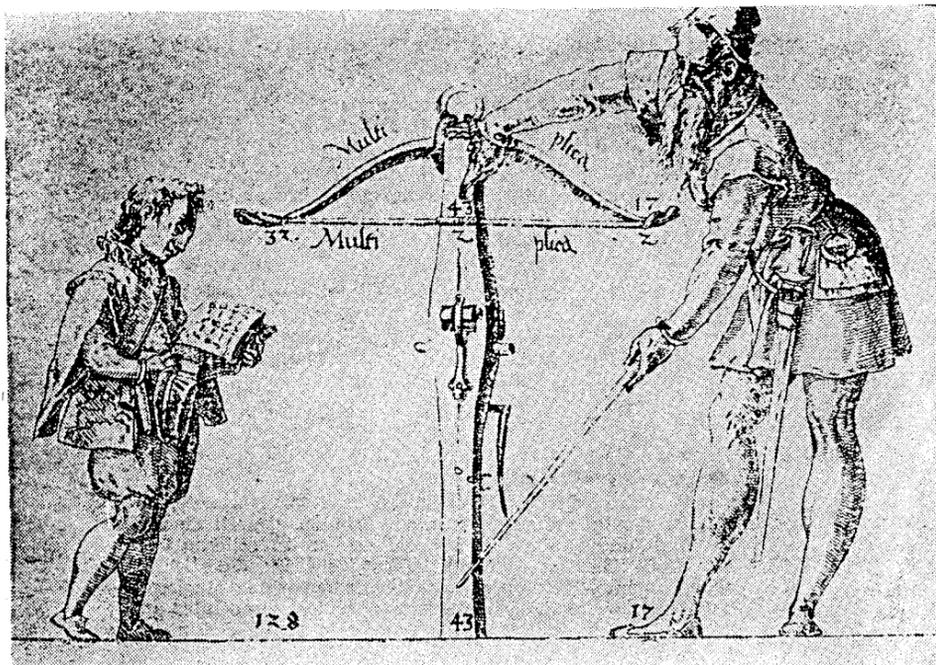
Im Jahre 1956 unternahm der Deutsche Schützenbund den Versuch, die ältesten deutschen Gesellschaften zu erfassen. Das Ergebnis dieser Ermittlungen spiegelt sich in folgender Uebersicht, die jedoch ebenfalls nicht frei von Lücken sein kann, zumal einige der aufgeführten Gilden nicht mehr existieren beziehungsweise östlich der Bundesrepublik zwangsweise zum Erliegen kamen.

- 1139 Schützengilde Gymnich/Rheinland
- 1190 Schützengilde Düsseldorf
- 1192 Schützengesellschaft zu Oldenburg
- 1214 Schützengilde Polch/Südeifel
- 1220 Privilegierte Schützengesellschaft Goslar
- 1240 Schützengesellschaft Aachen
- 1250 Schützengilde Herzogenrath
- 1252 Schützengilde Hersfeld/Hessen
- 1259 Schützengilde Königsberg/Preußen
- 1296 Schützengilde zu Schweidnitz/Sachsen
- 1290 Schützengilde Reutlingen
- 1293 Schützengesellschaft Freiburg/Breisgau

So aufschlußreich diese Aufstellung sein mag, wird sie dennoch einige Irrtümer enthalten. Denn das erste Vorkommen einer Schützengilde im Schrifttum des Mittelalters kann durchaus nicht mit dem Gründungsjahr der betreffenden Gesellschaft gleichgesetzt werden. Auch das Datum der Statutenfestsetzung entspricht nur selten dem Gründungsdatum der Gesellschaft, da es sich bei diesen Schützenordnungen meistens um die Aufzeichnungen der Rechte und Gebräuche längst bestehender Gilden handelte.

Diese Schützenordnungen — die „Ordnung“ der Oberurseler Schützen stammt aus dem Jahre 1464 — sind noch heute in großer Anzahl vorhanden und zählen zu den bedeutungsvollsten Quellen für das Schützentum des Mittelalters. Ueber eine der ausführlichsten frühen Schützenordnungen, jene des kleinen niederrheinischen Städtchens Geilenkirchen vom Ende des 15. Jahrhunderts, bestehend aus 105 verschiedenen Abschnitten, sei nachstehende Inhaltsangabe zitiert:

„Im wesentlichen beschäftigt sich die Schützenordnung mit der Organisation der Gilde, mit der Wahl und den Pflichten des Vorstandes, mit der Aufnahme, den Rechten und Pflichten der Mitglieder, mit schießtechnischen Fragen und mit den geselligen Zusammenkünften und Festen der Gesellschaft.“



Unterweisung an der Armbrust Radierung des 16. Jahrhunderts.

Von den Mitgliedern wurde eine für den Kriegsdienst brauchbare Ausrüstung verlangt. Vorgeschrieben war der Besitz von: Panzer, Kragen, Krebs, Eisenhut und Bogen mit Zubehör. Außerdem trugen die Schützen eine Kugel, auf der das silberne Abzeichen der Gesellschaft angebracht war. Bei allen Versammlungen, Übungen und Festen mußten sie in dieser Gesellschaftstracht mit dem silbernen Abzeichen erscheinen.

Mehrfach wird in der Ordnung der Schützen ein pünktliches Antreten bei allen Veranstaltungen zur Pflicht gemacht. Des weiteren verlangt die Satzung von allen Mitgliedern ein durchaus gesittetes Benehmen. Es werden eine ganze Reihe von Vergehen angeführt, die mit Strafen geahndet wurden: Beleidigungen, Schmähungen, Bedrohungen, Schlägerei und Messerstecherei. Besonders wurde Wert auf

ein gutes Verhalten bei Tisch gelegt, vor allem bei dem Königessen. Uebermäßiges Trinken wurde gerügt. Bestraft wurden diejenigen Schützen, die Geschirr und Mobiliar der Gesellschaft beschädigten, Kannen, Pötte, Quartgefäße, Gläser, Krausen und anderes Trinkgeschirr zerstörten. Sie mußten den Schaden in doppelter Höhe des Wertes ersetzen, und wenn Böswilligkeit nachgewiesen wurde, war noch eine viel höhere Buße zu entrichten.

Der Vorstand bestand aus: 1. dem König, 2. den beiden Schützenmeistern und 3. zwei Beimeistern. In jedem Jahr hatte der Vorstand den Mitgliedern Rechnung abzulegen. Hierbei mußten auch die seiner Obhut anvertrauten Urkunden, Privilegien und Siegel vorgelegt werden, um zu überprüfen, ob nichts abhanden gekommen sei und ob der Zustand der Akten zu keinen Einwendungen berechtige. Neben der Vermögensverwaltung hatte der Vorstand in erster Linie dafür zu sorgen, daß die Schießbahnen in Ordnung gehalten wurden. Im Zusammenhang mit den Übungen wurden von ihm auch gleichzeitig die Waffen und die Tracht der Schützen überprüft. Ferner war es Aufgabe des Vorstandes, für einen glatten Verlauf der Versammlungen und Feste, insbesondere des Vogelschießens zu sorgen.

Die Schießbahnen lagen damals in den Stadtgräben. Zunächst errichteten die Schützen hier, um sich vor der Witterung zu schützen, einfache Schutzhütten. Unter anderem gestattete im Jahre 1506 der Rat der Stadt Nürnberg, im Stadtgraben „ein Hütten mit Laub für die Sonnen zu ihrem Schießen mit dem Handbogen auf ihre Kosten“ zu errichten. Zur Abhaltung der Versammlungen und der gesellschaftlichen Zusammenkünfte stellten die Städte größere Räume zur Verfügung. Doch diese genühten schon bald nicht den Ansprüchen, und verschiedene Städte entschlossen sich dazu, große Gebäude mit Gartengelände den Schützen zu übergeben. Schon im 16. Jahrhundert zeichneten sich die Schützenhäuser nicht nur durch ihre Größe aus, sondern vielmehr ließ auch die Inneneinrichtung auf die Bedeutung der einflußreichen Gesellschaft schließen. Die Mitglieder größerer Schützengilden stifteten sogar ihr Bildnis zur Erinnerung, und im Laufe der Jahre erweiterte sich diese Sammlung zu einer stattlichen Galerie von historischem Wert. So besitzt die Nürnberger Hauptschützengesellschaft noch heute mehrere dieser Schützenbilder von der früheren St.-Johannis-Gilde, die in einem besonderen Raum die Erinnerung an die Mitglieder aufrechterhalten. Als Ersatz für fehlende Bilder benutzten manche Gesellschaften zum Wandschmuck ihre alten Schießscheiben. Auch von diesen kulturhistorisch bedeutsamen Denkmälern alten Schützentums befinden sich heute noch zahlreiche Exemplare in den Schützenhäusern. Besonders hohen Kurswert besitzen ferner das Silbergerät und nicht zuletzt die vielen alten Königsketten, oftmals Meisterwerke der Goldschmiedekunst, die nach wie vor zum Besitz einiger Gesellschaften gehören. Zur Zierde der Schützenhäuser trägt weiterhin der erhalten gebliebene Silberschatz, überwiegend bestehend aus Pokalen, Bechern, Schalen und Trinkgefäßen, bei.

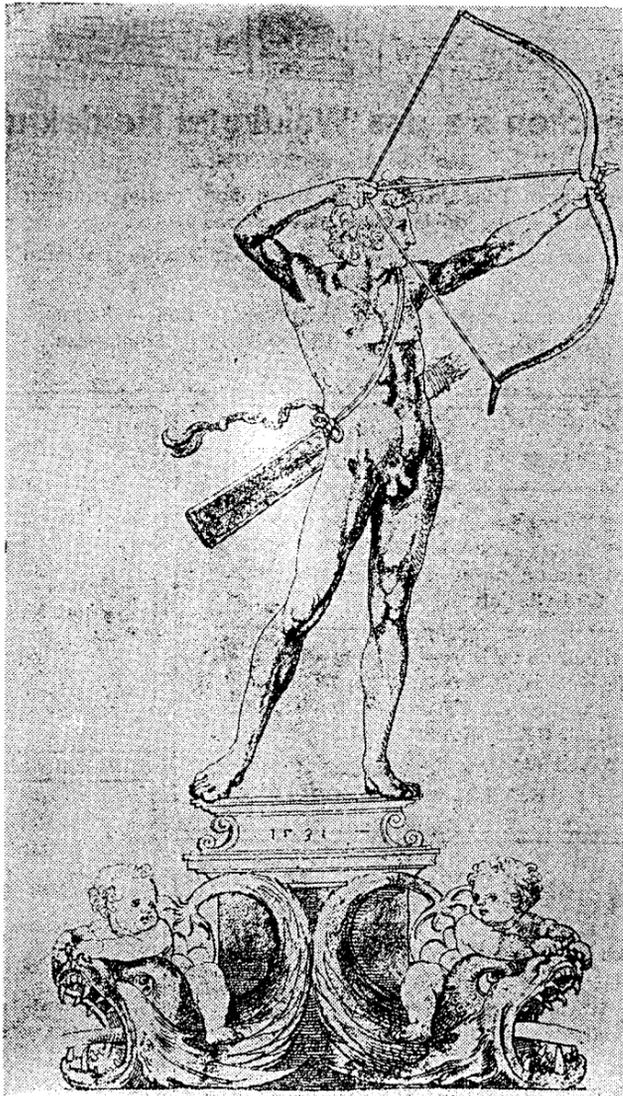
Als im 16. Jahrhundert das Interesse für die vorgeschriebenen Wehrübungen merklich nachließ und die Bürger den Waffendienst vernachlässigten, weil er sie von der Berufsarbeit abhielt, bemühten sich die Städte sowohl durch Stiftung größerer Gewinne als

auch durch Androhung von Strafen, diese zunehmende Interesselosigkeit am Wehrdienst aufzuhalten. Zwar hielten die Gilden am Brauchtum fest und konzentrierten sich vorwiegend auf die Pflege geselliger Veranstaltungen und die Abhaltung des Vogelschießens, doch die patriotischen und religiösen Momente traten etwas in den Hintergrund. Auch bei den Landesherrn stießen die alten Gilden nicht mehr auf die einstige Liebe, und im 17. und 18. Jahrhundert kamen sogar die bis dahin gewährten finanziellen Zuwendungen in den Fortfall, da nach Meinung der Regenten die Schützengesellschaften im Zeitalter der stehenden Heere kaum noch Bedeutung hatten.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts brachten die Sonderinteressen der einzelnen Staaten ein Nachlassen in der Anerkennung der Wehrfähigkeit mit sich. Die Revolutionskriege und

die Herrschaft Napoleons ließen die Schützenüberlieferungen vergangener Jahrhunderte etwas in Vergessenheit geraten. Doch im Nachbarland Schweiz traten bahnbrechende Bestrebungen zum Zusammenschluß und zur Vereinfachung des Schießwesens in Erscheinung. Im zerrissenen Deutschland aber ging man in fast allen Orten seine eigenen Wege. Das Treiben in den Schützenvereinen verlor sich oftmals ausschließlich in der Geselligkeit und im kameradschaftlichen Zusammenhalt. Die Bedingungen der Schießwettkämpfe waren unterschiedlich, die Schußentfernungen und Zielscheiben differenzierten erheblich.

Erst Mitte des 19. Jahrhunderts ging vom Thüringer Land dann jene Welle aus, in deren Verlauf die bestehenden Gilden, Gesellschaften und Bruderschaften wieder wacherüttelt wurden und die dem Schützentum ihre außerordentliche Bedeutung als Zusammenschlüsse des Patriotismus und als echte Heimstatt der Brüderlichkeit zum Bewußtsein führte. Berühmte Männer, gestützt von der Persönlichkeit seiner Hoheit Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, riefen sämtliche deutschen Schützen zu gemeinsamem Schaffen zusammen, das in der am 11. Juli 1861 in Gotha erfolgten Gründung des Deutschen Schützenbundes seine Krönung erfuhr.



Entwurf zum Apollobrunnen im Nürnberger Rathaus von Hans Vischer, 1531

Eckermanns Hobby

Goethe als Bogenschütze

Bekanntlich gibt es kaum ein Thema, zu dem sich nicht auch Goethe geäußert hat. Gewöhnlich tat er dies auch so, daß es für uns heute noch sehr nützlich ist, seine Meinung zu hören. Sein Vertrauter Eckermann gestand ihm einmal, daß er aus Liebhaberei Bogenschießen betriebe. Lassen wir Eckermann selbst das hieran sich anschließende amüsante Gespräch mitteilen:

„Hm!“ sagte Goethe, „das mag kein schlechtes Vergnügen sein“

„Es ist herrlich“, sagte ich, „um die Gebrechen des Winters loszuwerden.“

„Wie aber in aller Welt“, sagte Goethe, „sind Sie hier in Weimar zu Pfeil und Bogen gekommen?“

„Zu den Pfeilen“, erwiderte ich, „habe ich mir in dem Feldzug von 1814 ein Modell aus Brabant mitgebracht. Das Schießen mit Pfeil und Bogen ist dort allgemein. Es ist keine Stadt so gering, die nicht ihre Bogengesellschaften hätte. Sie haben ihren Stand in irgendeiner Schenke, ähnlich unseren Kegelbahnen, und vereinigen sich gewöhnlich spät am Nachmittag, wo ich ihnen oft mit dem größten Vergnügen zusehe. Was waren das für wohlgewachsene Männer! Und was für malerische Stellungen, wenn sie die Sehne zogen! Wie waren die Kräfte entwickelt und wie waren sie geschickte Treffer! Ich war damals für das Bogenschießen so begeistert, daß ich dachte, es sei etwas Großes, es in Deutschland einzuführen, und ich war so dumm, daß ich glaubte, es sei möglich“

„Das sieht Ihnen ähnlich“, erwiderte Goethe, „aber denken Sie nur nicht, man könnte etwas Natürliches und Schönes populär machen. Zum wenigsten will es Zeit haben und verlangt verzweifelte Künste. Aber ich kann mir denken, es mag schön sein, dieses Brabanter Schießen. Unser deutsches Kegelbahnvergnügen erscheint dagegen roh und ordinär und hat sehr viel vom Philister“

„Das Schöne beim Bogenschießen“, erwiderte ich, „daß es den Körper gleichmäßig entwickelt und die Kräfte gleichmäßig in Anspruch nimmt. Da ist der linke Arm, der den Bogen hinaushält, straff, stark und ohne Wanken; da ist der rechte, der mit dem Pfeil die Sehne zieht und nicht weniger kräftig sein muß. Zugleich beide Füße und Schenkel stracks zum Boden gestreckt, den Oberkörper als feste Basis. Das zielende Auge, die Muskeln des Halses und Nackens, alles in hoher Spannung und Tätigkeit. Und nun das Gefühl und die Freude, wenn der Pfeil hinauszischt und im erwünschten Ziele steckt! Ich kenne keine körperliche Übung, die nur irgend damit zu vergleichen“

„Es wäre etwas für unsere Turnanstalten“, versetzte Goethe, „und da sollte es mich nicht wundern, wenn wir nach zwanzig Jahren in

Deutschland tüchtige Bogenschützen zu Tausenden hätten. Ueberhaupt mit einer erwachsenen Generation ist nie viel zu machen, in körperlichen Dingen wie in geistigen, in Dingen des Geschmacks wie des Charakters; seid aber klug und fangt in den Schulen an, und es wird gehen“

„Aber unsere deutschen Turnlehrer“, erwiderte ich, „wissen mit Pfeil und Bogen nicht umzugehen“

„Nun“, antwortete Goethe, „da mögen sich einige Turnanstalten vereinigen und einen tüchtigen Schützen aus Flandern oder Brabant kommen lassen. Oder sie mögen auch einige hübsche wohlgewachsene Turner nach Brabant schicken, daß sie sich dort zu guten Schützen ausbilden und auch lernen, wie man die Bogen schnitzte und die Pfeile mache. Diese könnten dann in deutschen Turnanstalten als Lehrer eintreten, als wandernde Lehrer, die sich bald bei dieser Anstalt eine Zeitlang aufhielten und bald bei einer anderen“

„Ich bin“, fuhr Goethe fort, „den deutschen Turnübungen durchaus nicht abgeneigt. Um so mehr hat es mir leid getan, daß sich sehr bald allerlei Politisches dabei einschlich, so daß die Behörden sich genötigt sahen, sie zu beschränken oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turnanstalten wiederherstelle, denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studierende, der bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nötige Tatkraft zugleich. Aber sagen Sie mir noch etwas von Ihrem Pfeil und Bogen. Also einen Pfeil haben Sie sich aus Brabant mitgebracht? Ich möchte ihn sehen“

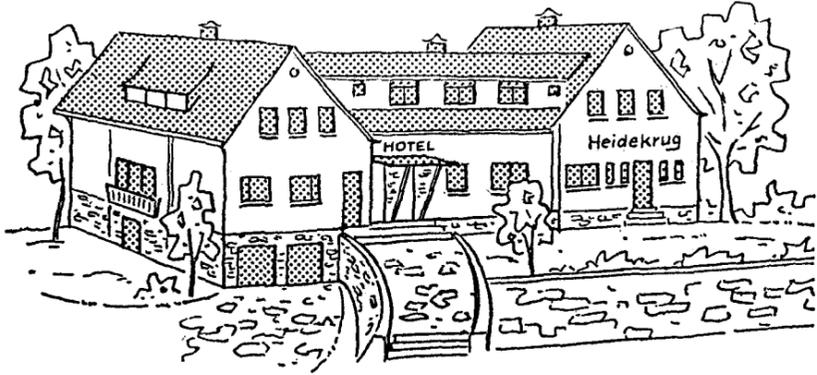
„Er ist längst verloren“, erwiderte ich. „Aber ich hatte ihn so gut in Gedanken, daß es mir gelungen ist, ihn wieder herzustellen, und zwar statt des einen ein ganzes Dutzend“

„Wissen Sie was?“ versetzte Goethe mit einem geheimnisvollen Lächeln. „Ich glaube, ich habe etwas für Sie, das Ihnen nicht unlieb wäre. Was dächten Sie, wenn wir zusammen hinuntergingen und ich Ihnen einen echten Baschkirenbogen in die Hände legte!“

„Einen Baschkirenbogen?“ rief ich voll Begeisterung. „und einen echten?“

„Ja, närrischer Kerl. einen echten!“ sagte Goethe. „Kommen Sie nur“

Anschließend schildert Eckermann die heitere Szene, wie er und Goethe sich im Garten mit Bogenschießen vergnügten. Das Spiel endete damit, daß ein Pfeil in den Fensterrahmen von Goethes Arbeitszimmer fuhr. „Lassen Sie ihn nur stecken“, sagte Goethe. „er soll mir einige Tage als Erinnerung an unsere Späße dienen“.



Besuchen sie das Waldhotel Heidekrug

auf der Stierstädter Heide
 Eigentümer Fam. Johann und Albert Bott, maitre rotisseur
 de la chaine des rotisseurs
 Restaurant — frz. Küche — Wild- und Fischspecialitäten
 lebende Forellen
 Sitzungszimmer — Hotelzimmer mit Telefon — Bäder
 Garagen — Terrassen — Liegewiesen — Spielplätze



Kuplerkrug



Oberursel (Taunus) — Untere Hainstraße 16
 SPEZIAL-BIERAUSSCHANK

Die gepflegte Gaststätte erwartet Ihren Besuch während des Festes
 täglich von 12 Uhr mittags bis 2 Uhr morgens.
 — Durchgehend warme und kalte Küche —

moderne bettfedernreinigung
 und nähtube
 steppdeckenreparatur
 anruf genügt
BETTEN Funke TEXTILIEN
 vorstadt 13 — ruf 30 02

Leitern und Pfähle
 aller Art zu haben bei
August Henrich, Wagnerel
 Oberursel, Strackgasse 16



Anerkannt gute Küche
 Geeignete Räume für Tagungen und Festlichkeiten
 Gartenterrasse - Parkplatz

Gaststätte Taunusblick

Auch in der Festwoche empfehlen wir unseren
 gut bürgerlichen Mittag- und Abendtisch mit Gedecken
 ab DM 2,— sowie ausgesuchte deutsche Spitzenweine
 0,2-l-Glas ab DM —,60.

Samstag, den 4. Juli ab 20 Uhr — Sonntag, den 5. Juli
 ab 16 Uhr — Montag, den 6. Juli ab 20 Uhr
 spielt für jung und alt die Schau- und Tanzkapelle
 „CARINAS“

Ihren Besuch erwartet
FAMILIE HORST SCHLEICHER

Zum frohen Feiern gehört auch gutes Essen

Deshalb bietet unsere Küche anlässlich der 500-Jahrfeier,
 der Stadt Oberursel vom 27. Juni bis 6. Juli 1964

kulinarische Spezialitäten

für den verwöhnten Gaumen, unter anderem Schnecken
 auf italienische Art, Cannelloni, grüne Lasagne
 und grüne Ravioli.

Hotel-Restaurant „Feldberg-Hof“

Feldbergstraße 7 **Domenico Romanazzi** Telefon 35 81

Radio-Zölle

Ihr Fachgeschäft
 für Rundfunk-, Fernseh- u. Phonogeräte - Schallplatten
REPARATUREN IN EIGENER WERKSTATT
 Untere Hainstraße 1b — Ruf: 28 36

Gaststätte Turnhalle

Bekannt durch gut bürgerliches Essen und gepflegte
 Getränke.

Warme Küche bis 24 Uhr
 3 vollautomatische Kegelbahnen
FAMILIE RÜNZI
 Sonntags ab 10 Uhr geöffnet

GASTHAUS

„Zum grünen Baum“

Inh. Johann Wehrheim

Oberursel-Bommersheim/Ts.
 Lange Straße 96-98
 Fernruf 23 59

Eig. Hausschlachtung
 ff. kalte und warme
 Speisen
 Apfelweinkelerei
 Saal (180-200 Pers.
 fassend)
 Kolleg
 Kegelbahn

Ab 1. Juli 1964 praktiziere ich als
Facharzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe
 in Oberursel, Aumühlenstraße 2a (Ecke Feldbergstraße)
 Sprechstunden: 10 bis 12 Uhr und 16 bis 18 Uhr
 außer Mittwoch und Samstag
Alle Kassen

Belegkrankenhaus:
 Katholisches Schwesternkrankenhaus Bad Homburg,
 Dorotheenstraße

Dr. med. Walter Hahn

Telefon Oberursel 43 25 — Wohnung Ffm: 57 74 81

Ausschnitte aus dem Festprogramm

Samstag, 27. Juni 1964

- 15.00 Uhr Volksschule Nord
Eröffnung der Ausstellungen
 „Oberursel — eine Druckerstadt im 16. Jahrhundert“ und
 „Wie die Jugend unsere Stadt sieht“
 (Schülerarbeiten aus den Oberurseler Schulen)
- 16.00 Uhr Treffpunkt Sankt Ursulakirche
 Verein für Geschichte und Heimatkunde
Erste Sonderführung durch die Altstadt von Oberursel
 Leitung: Reinhard Michel
- 18.00 Uhr Platz an der Kumeliusstraße
Festeröffnung
 Es spricht Bürgermeister Heinrich Beil
 Es singen die vereinigten Chöre Männergesangverein
 „Harmonie“, Gesangsabteilung der Kolpingsfamilie, Liederkranz
 Amicitia, Mag'scher Männerchor, Sängervereinigung
 Bommersheim
 Leitung: Musikdirektor Hellmut A. Keller, Oberursel
 Es spielen die vereinigten Fanfaren- und Spielmannszüge
 Freiwillige Feuerwehr Bommersheim, Verein Frohsinn,
 Kolpingsfamilie, Turn- und Sportgemeinde. Leitung: H. Müller
- 20.00 Uhr Turnhalle Gartenstraße
Jubiläumfestabend des Schützenvereins 1464 Oberursel
 Sonderprogramm des Schützenvereins

Sonntag, 28. Juni 1964

- 9.30 Uhr Friedhof vor der Trauerhalle
Geistliche Morgenfeier beider Konfessionen
 „Dem Gedächtnis unserer Toten“
 Kranzniederlegung der Stadt und des Schützenvereins
Enthüllung der Geschwister Scholl-Gedenktafel
 am Ostausgang des Friedhofs im Anschluß an die Feier
 Gedenkwort: Erster Beigeordneter und Stadtkämmerer
 Karlheinz Pfaff
 Enthüllung: Stadtverordnetenvorsteher Friedrich Dahlhaus
- 11.00 Uhr Gasthaus zum Schwanen
Empfang der 50jährigen
 durch den Bürger- und Verkehrsverein
- 14.00 Uhr Sportplatz an der Altkönigstraße
Turn- und Sportschau
 der Oberurseler Turn- und Sportvereine
 am Mikrofon Dr. Paul Laven
- 16.00 Uhr Treffpunkt Sankt Ursulakirche
 Verein für Geschichte und Heimatkunde

Zweite Sonderführung (Ursulakirche und Stadtturm)

Leitung: Reinhard Michel
 (Bei schlechtem Wetter werden die für Samstag, den 27. und
 Sonntag, 28. Juni vorgesehenen Führungen am Samstag, 4. Juli,
 um 14.00 bzw. 15.30 Uhr wiederholt.)

Montag, 29. Juni 1964

- 20.00 Uhr Turnhalle Gartenstraße
 Verein für Geschichte und Heimatkunde
Oberurseler Abend
 Vortrag von Stadtrat Wilhelm Wollenberg
 „Deine — meine — unsere Stadt“ mit Lichtbildern
 Anschl. zwangloses Zusammensein, musikalische Unterhaltung

Dienstag, 30. Juni 1964

- 9.30 Uhr Hotel Waldlust
Bürgermeisterversammlung des Obertaunuskreises
 in Verbindung mit dem Vorstand
 des Hessischen Landesverbandes für Erwachsenenbildung
 Es spricht: Reg.-Dir. R. Wilke, Hessisches Kultusministerium
 „Selbstverwaltung, Politik und Bildung“

Mittwoch, 1. Juli 1964

- 20.00 Uhr Turnhalle Gartenstraße
„Die Stadt empfängt“
 (Es ergehen persönliche Einladungen an Stadtverordnete,
 Magistratsmitglieder, Vertreter der Schulen, der Kirchen, der
 Verbände und Vereine, Bürger, die sich im öffentlichen Leben
 der Stadt verdient gemacht haben, verdiente Sportler und
 andere mehr — Ehrung von Stadtverordneten und Magistrats-
 mitgliedern für langjährige Ausübung eines Ehrenamtes
 durch den Stadtverordnetenvorsteher und den Bürgermeister)

Donnerstag, 2. Juli 1964

- 10.00 Uhr Hotel Waldlust
Tagung des Hessischen Städtebundes
 Arbeitsgemeinschaft IV
- 15.00 Uhr Hotel Hohemark
Tagung des Gebietsausschusses Main Taunus
 im Landesverkehrsverband Hessen e.V
 Es spricht u. a. Stadtrat Wilhelm Wollenberg
 „Bedeutung der örtlichen Feste für den Fremdenverkehr“

Freitag, 3. Juli 1964

- 10.00 Uhr Hotel Hohemark
Arbeitstagung der Rechnungsprüfungsämter
 des Regierungsbezirks Wiesbaden